

Peter Diem



WILFRIED DAIM

Querdenker zwischen
Rot und Schwarz



EDITION STEINBAUER



**Dieses Buch ist im Verlag „Edition Steinbauer“ erschienen
und kann im Buchhandel unter der
ISBN: 978-3-902494-50-4
für € 22,50 erworben werden.**

**Für Informationen oder Anfragen wenden Sie
sich bitte an den Verlag.**

**Edition Steinbauer GmbH
Halbgasse 27/30
A-1070 Wien
Tel./Fax: +43 (1) 523 0224
e-mail: presse@edition-steinbauer.com**

www.edition-steinbauer.com

Peter Diem

Wilfried Daim



EDITION **STEINBAUER**

Für meinen Freund Wilfried

Peter Diem

Wilfried Daim



Querdenker
zwischen Rot und
Schwarz



EDITION **STEINBAUER**

Wien 2011

Dieses Buch entstand mit Unterstützung durch:
Die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Edition Steinbauer
Alle Rechte vorbehalten
© Edition Steinbauer GmbH
Wien 2011
Coverbild: Portrait von Julia Logotheitis
Fotos: Peter Diem
Redaktion: Reingard Grübl-Steinbauer
Druck: Druckerei Theiss GmbH
Printed in Austria
ISBN 978-3-90249-50-4
www.edition-steinbauer.com

Inhalt

- 7 Vorwort von Norbert Leser
- 11 Einleitung
- 13 Vom Arbeitersohn zum internationalen Schriftsteller
- 54 Graphologie, Parapsychologie, Psychoanalyse, Astrologie
- 66 Neuinterpretation der Tiefenpsychologie
- 77 „Der Mann, der Hitler die Ideen gab.“
- 91 Ist der Menschheitsselbstmord unausweichlich?
- 100 „Die kastenlose Gesellschaft“ – das Prinzip der universellen Brüderlichkeit
- 125 „Zur Strategie des Friedens“ – ein Machwerk?
- 131 Die Entfeudalisierung der katholischen Kirche: „Kirche und Zukunft“
- 149 „Linkskatholizismus“, „progressiver Katholizismus“ oder „revolutionäres Christentum“?
- 160 Der gute Christ – ein Revolutionär?
- 166 Die vatikanische Ostpolitik
- 167 Das Bundesheer – eine Illusion?
- 177 China und Europa
- 179 Der Psychologe als Kunstsammler
- 193 Wilfried Daim – Werk und Wirkung

200	Anhang
200	Bücher von Wilfried Daim
201	Ausgewählte Artikel, Buchbeiträge und Vortragstexte von Wilfried Daim
204	Literatur und audiovisuelle Quellen
206	Bildnachweis

Vorwort

Mit der vorliegenden Biographie über Wilfried Daim legt Peter Diem erstmals eine sachlich längst fällige Würdigung eines großen und vielseitigen Zeitgenossen vor, der trotz dieser seiner Vielseitigkeit oder gerade wegen dieser und der schwierigen Einordenbarkeit seines Gesamtwerkes bisher nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat.

Daim ist ein schwieriger und daher auch nicht leicht in den Griff zu bekommen-der Mensch mit einem weiten geistigen Spektrum, das aber von Peter Diem sachkundig und kongenial behandelt wird. In Wilfried Daim vereinigen sich nicht nur verschiedene wissenschaftliche Disziplinen, sondern darüber hinaus auch durch seine Persönlichkeit repräsentierte Geistesmächte, wie Kunst und Religion. Sein biographisch ursprünglicher Zugang zur geistigen Welt erfolgte durch das Studium und die von ihm auch geübte Praxis der Psychologie, ein Gebiet, auf dem er Bahnbrechendes geleistet hat. Seine Hinwendung zur Tiefenpsychologie war seine eigenständige Leistung und ein Entschluss, der durch das an der Universität Wien unter dem Einfluss des langjährigen Ordinarius des Faches, Hubert Rohracher, nicht gefördert, sondern behindert wurde. Rohracher lehnte jede Art von Tiefenpsychologie als unwissenschaftlich ab. Es bleibt mir unvergesslich, dass Rohracher als zuständiger Ordinarius der Enthüllung einer Büste in der Säulenhalle, Sigmund Freud darstellend, demonstrativ fernblieb, während der medizinische Dekan, Hans Hoff, die Zeremonie vornahm und die der Bedeutung des weltbekannten Sigmund Freud angemessene Laudatio hielt. Daim ließ sich durch die Einseitigkeit und Engstirnigkeit des damaligen akademischen Lehrbetriebes nicht von seinem Weg abbringen, es war aber auch ein Vorteil für ihn, sich die empirischen Methoden, in denen sich die damalige Psychologie erschöpfte, anzueignen und über ein gehirnphysiologisches Thema, wie das Merken von Telefonnummern, zu dissertieren.

Doch auch im Rahmen der Ausbildung zum Psychotherapeuten folgte er nicht ausgetretenen Pfaden, er bewegte sich im Rahmen des Wiener Arbeitskreises für Tiefenpsychologie unter der Leitung Igor Carusos, bei dem er auch eine Lehranalyse machte, wenn auch nicht vollendete. Was diese Gruppe von der klassischen und offiziellen Psychoanalyse Freudscher Prägung unterschied, war die größere Aufgeschlossenheit gegenüber religiösen und geisteswissenschaftlichen Ansätzen. Obwohl sich Daim immer wieder als „Psychoanalytiker“ bezeichnete, war er doch zwar methodisch Freudianer, aber keineswegs weltanschaulich mit dem Materialisten und Atheisten Freud konform. Ja er bemühte sich erfolgreich, die klassische Psychoanalyse einer „Umwertung“ zu unterziehen und mit dem Begriff, aber auch dem Mysterium

der „Erlösung“ in Beziehung zu setzen. Daher war er auch weit davon entfernt, die Tiefenpsychologie bloß als Instrument zur Anpassung an ein sozialkonformes Verhalten zu verstehen, sondern betrachtete es als deren und als seine persönliche Aufgabe, den Weg zu höheren geistigen Mächten und Werten zu eröffnen. In dieser Beziehung stand er dem Grundgedanken Viktor E. Frankls, dass der Mensch nicht aus dem Körper allein, aber auch nicht bloß aus Körper und Seele, sondern auch aus dem Geist bestehe, der sich nicht auf körperliche Vorgänge reduzieren lässt, nahe.

Daim verstand es aber auch, die Tiefenpsychologie für die Deutung und Beeinflussung politischer Vorgänge fruchtbar zu machen, wie schon aus dem Titel seines „Instituts für politische Psychologie“, das im Grunde ein Einmann-Betrieb war, hervorgeht. Daim war trotz seiner Mitgliedschaft bei der CV-Verbindung „Rudolfina“ kein Parteigänger des konservativen politischen Lagers, schloss sich aber auch sonst keiner politischen Gruppierung an. Daim war und blieb ein Einzelgänger und Einzelkämpfer, was ihn nicht hinderte, gelegentlich auch bei kollektiven Aktionen, wie bei dem von ihm vorgeschlagenen Bundesheervolksbegehren mitzumachen.

Daim wäre auch ein würdiger Vertreter des Faches Soziologie an einer österreichischen Universität gewesen. Vor allem sein Hauptwerk „Die kastenlose Gesellschaft“ hätte nicht nur ihm, sondern auch jener Fakultät zur Ehre gereicht. Aber die Tatsache, dass es trotz mancher Anläufe und Avancen nie zu einer akademischen Etablierung kam, hängt wieder mit der Persönlichkeitsstruktur und dem Auftreten Daims in der Öffentlichkeit zusammen. Das Bild, das er vermittelte, war das eines lustigen und lärmenden Menschen, der zu Heiterkeitsausbrüchen neigte und anregte. Er schlug sich mit beiden Händen, die eigenen Ausführungen beklatschend, auf die Schenkel, trug nie einen richtigen Anzug mit Krawatte, sondern lief meist im Pullover herum. So hatte er Schwierigkeiten, die Schwelle des akademischen Lebens, das nun einmal auch mit Formalismen zusammenhängt, zu überschreiten und jenseits dieser Schwelle akzeptiert zu werden.

Daim hatte aber auch Schwierigkeiten, in der katholischen Kirche, an deren Leben er von Jugend an aktiv teilnahm, jenen Platz einzunehmen, der seiner Bedeutung entsprochen hätte. Er akzeptierte die dogmatische Kompetenz und Autorität des Papstes und der Bischöfe, nicht aber deren Ingerenz auf das politische Leben. So wurde er, der im Grunde ein eher konservativer Mensch war, durch sein Programm der Entfeudalisierung der Kirche als Revolutionär empfunden. Zusammen mit Friedrich Heer und August M. Knoll, durch den ich Daim erst kennenlernte, arbeitete er ein Programm in der programmatischen Schrift „Kirche und Zukunft“ aus. In diesem Sinne war er ebenso wie Heer und Knoll Linkskatholik. Knoll sprach auch Daims Grundüberzeugung aus, wenn er in seinen Vorlesungen wiederholt sagte: „Mindszenty ist ein Opfer des Antichrist geworden, aber auch der feudalen Kirche Ungarns“. Knolls und Daims Aussagen bezogen sich aber nicht nur auf das benachbarte Ungarn, sondern auch auf den politischen Katholizismus Österreichs, dessen Symbol in der Zwischenkriegszeit Prälat Ignaz Seipel war, dessen Wirken der

ebenfalls linkskatholische Ernst Karl Winter schon zu dessen Lebzeiten einer fundamentalen Kritik unterzog.

Nicht nur kritisch, sondern prinzipiell ablehnend standen Daim und seine Kampfgenossen dem Nationalsozialismus und dem deutschen Militarismus gegenüber. Daims Friedensinitiativen und seine Überlegungen zum Überleben der Menschheit hingen ursächlich mit der physischen Kriegsverletzung, an deren Folgen er zeitlebens litt, aber auch mit der Traumatisierung durch den Krieg zusammen.

Es ist wohl auch kein Zufall, dass das Werk, das Daim international am meisten bekannt machte, die Auswertung eines Gesprächs mit dem entsprungenen Mönch Lanz von Liebenfels betraf, den er zusammen mit Knoll besuchte und dessen fragwürdigem Schaffen er sich später widmete. „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betrifft nicht etwa eine vernachlässigenswerte Kuriosität, sondern eine Persönlichkeit mit dämonischen und apostatischen Zügen, die den Weg Hitlers kreuzte und Einfluss auf seine Gedankenwelt nahm. Die „Theozoologie“ war selbst Hitler zu verrückt, so dass Lanz von Liebenfels während des Dritten Reiches Schreibverbot hatte, wohl auch um Hitler nicht auch den Ruhm, der einzige Schöpfer der abstrusen rassistischen Ideenwelt zu sein, streitig zu machen. Jedenfalls hatte August M. Knoll Lanz von Liebenfels im Auge, wenn er wiederholt den Ausspruch tat: „Der Nationalsozialismus war jene Bewegung, die der österreichischen Narretei das preußische Schwert geliehen hat“. Ohne dieses Schwert wäre auch der österreichische Antisemitismus eine obskure und für die Juden letztlich unschädliche Randerscheinung geblieben, was man auch zur Entlastung Karl Luegers, der gerne, aber fälschlich als Vorläufer Adolf Hitlers apostrophiert wird, anführen muss. Daim hat einen guten Teil seines Schaffens und seiner ins Internationale ausgreifenden Überlegungen dem Erlebnis des Krieges und seiner verheerenden Folgen entnommen, das ihn auch zu seinen Gedanken über die drohende Selbstvernichtung der Menschheit inspirierte.

Daims Werk und Wirken hat aber nicht nur weitere Auswirkungen auf die Wissenschaft und die Politik gehabt, sondern hat auch auf den Bereich der Kunst übergriffen. Der Spürsinn und die Neugier des Psychologen, der Wurzeln aufspürt und bloßlegt, haben sich nicht im Sammeln und Sichten zeitgenössischer Kunst, die er in seinem Buch „Meine Kunstabenteuer“ darlegt, erschöpft. Sein Instinkt hat ihn auch befähigt, halb oder ganz vergessene Maler wie den im Roten Wien populär gewesenen Otto Rudolf Schatz und den Maler Franz Probst, dem er zu später, wenn auch nur kurz während der Blüte verhalf, aufzuspüren und für die Öffentlichkeit aufzubereiten. Die Tätigkeit Daims als Sammler und Kunsthistoriker ist ein beachtliches Lebenswerk für sich, das ihn schon allein zu einer zeitgeschichtlichen Figur erheben würde. Natürlich hängt dieser Trieb zum Sammeln und an die Öffentlichkeit-Bringen mit dem Forschertrieb des Psychologen, mit dem Weit- und Tiefblick eines Mannes, der in die Abgründe des Menschlichen und Unmenschlichen blickt, zusammen. Er verdient aber auch als eigene und in ihrer Art einzigartige Leistung gewürdigt zu werden. Die Tatsache, dass sein Sohn Falko ein führender Museums-

direktor geworden ist, verdient ebenfalls als Indiz dafür hervorgehoben zu werden, dass sich Begabungen und Neigungen oft vererben. Diese Aktivität Daims illustriert aber auch, dass Daim kein weltfremder Phantast und Schwärmer ist, sondern sich auch am Kunstmarkt erfolgreich zu bewegen vermag, was wiederum auf eine kommerzielle Ader, die vielen Privatgelehrten abgeht, schließen lässt. Wenn man sich das Lebenswerk von Wilfried Daim vergegenwärtigt, der nun auch noch zu seinen Lebzeiten, wenn auch schon hochbetagt, seinen Biographen gefunden hat, muss man lange suchen und wohl nur wenige, wenn überhaupt jemanden finden, der ihm gleichwertig oder gar überlegen ist. Das Problem der Vergleichbarkeit und Rangbestimmung von Persönlichkeiten hat mich immer wieder beschäftigt. Da es Zufälle weder im Bereich der mechanischen Kausalität der Natur noch in der Welt des Geistes gibt, die von verschlungenen Bezogenheiten, Koinzidenzen und Parallelen voll ist und sich in bedeutungsvollen Umwegen vollzieht, betrachte ich es als keinen Zufall, dass die Einladung von Peter Diem, ein Vorwort zu seinem Buch über Wilfried Daim zu schreiben, gerade dann an mich ergangen ist, als ich eben ein Buch vollendet hatte, das im kommenden Frühjahr unter dem Titel „Skurrile Begegnungen – Mosaik zur österreichischen Geistesgeschichte“ parallel zur Biographie Daims erscheinen wird. Die Anregung zu diesem Buch, in dem ich 28 Persönlichkeiten biographisch behandle und damit gleichzeitig eine Art Autobiographie schreibe, was zusammen eine Art Zeitgeschichte aus persönlicher Sicht ergibt, kam von William M. Johnston, dem Autor des bekannten Werkes über die österreichische Geistesgeschichte „The Austrian Mind“, mit dem ich mich vor Jahren auf einer Reise durch die alten österreichischen Kronländer Bukowina und Galizien angefreundet habe. Johnston bezeichnet in seinem Vorwort zu meinem Buch dieses als „Österreichische Ahnengalerie des 21. Jahrhunderts“. Weilte Wilfried Daim nicht noch unter den Lebenden, hätte ich ihn in dieses mein Werk aufgenommen. Ich hatte mich aber entschlossen, nur schon Verewigte in meinen Sammelband aufzunehmen, da die Beziehung zu noch Lebenden unabgeschlossen bleibt. Die Biographie Peter Diems gibt mir Gelegenheit, dem noch lebenden Wilfried Daim gleichsam außer Programm meine Huldigung darzubringen. Was uns nämlich auf jeden Fall verbindet, ist die Vielseitigkeit der Interessen und der geistigen Produktionen, sowie die Neigung zum Grenzgängertum, das sich bei Daim auch in der Beschäftigung mit Grenzgebieten und umstrittenen Disziplinen, wie Graphologie und Parapsychologie, manifestiert, bei mir hingegen die Form einer Brückenfunktion zwischen geistigen Strömungen, wie Katholizismus und Sozialdemokratie, angenommen hat. Den Stellenwert solcher Bemühungen, wie sie Daim und ich an den Tag gelegt haben, bestimmt ohnehin erst die Nachwelt, der wir aber durch einen Vorgriff Material liefern können. Doch auch die Nachwelt ist nicht die letzte Instanz, die bleibende Wirkung kann, darin sind sich Wilfried Daim und ich als gläubige Menschen einig, nur sub specie aeternitatis, also im Lichte der Ewigkeit, gewonnen werden.

Norbert Leser, im Jänner 2011

Einleitung

In diesem Buch soll das Lebenswerk Wilfried Daims nachgezeichnet werden. Es geht dabei nicht um einen genauen Lebensablauf, sondern um Inhalt und Wirkung seiner Publikationen. Deshalb ist der einleitende biographische Teil auch relativ kurz gehalten. Im Mittelpunkt des Buches stehen jene zwei Dutzend Bücher, die Daim zwischen 1948 und 2005 verfasst hat.

Das Leben von Wilfried Daim (Jahrgang 1923) ist in drei klar voneinander abgegrenzte Schaffensperioden gegliedert. Nach Mitwirkung im österreichischen Widerstand als junger Katholik und Militärdienst mit dreimaliger Verwundung studiert Wilfried Daim in Wien Psychologie und promoviert 1948.

Der erste Lebensabschnitt kann als die individualpsychologische Berufsphase bezeichnet werden. Er umfasst eine Lehranalyse, psychologische Beratungstätigkeit, graphologische Gutachten und zahlreiche Vorträge im In- und Ausland. Während Daim seine therapeutische Praxis aufbaut, publiziert er über die damals in Österreich wieder entdeckte Psychoanalyse. Seine beiden grundlegenden Werke „Umwertung der Psychoanalyse“ (1951) und „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1952) tragen den Stempel des katholischen Analytikers. Mit dieser seiner offen bekannten Einstellung sollte er in der Folge ziemlich allein bleiben.

Es folgt die sozialpsychologische Periode. Sie beginnt mit dem Buch „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ (1958). Mit der Darstellung von Leben und Wirken des Wiener „Arier-Ideologen“ Lanz von Liebenfels wird Wilfried Daim schlagartig über Österreich hinaus bekannt. Dieses in drei Auflagen erschienene Buch ist bis heute die meist zitierte wissenschaftliche Quelle, wenn es um die Aufdeckung der geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus geht. Danach erarbeitet Daim auf der Basis von 200 Tiefeninterviews sein Hauptwerk, die „Kastenlose Gesellschaft“ (1960). Wenn auch nicht so bekannt wie das Buch über Lanz von Liebenfels, ist diese 500-seitige Abhandlung deshalb so wichtig, weil sie Grundlage aller späteren Werke Daims wird. Zwischen 1962 und 1968 erscheinen sieben Bücher zum Themenkreis Kirchenreform und progressiver Katholizismus. Die meisten Diskussionen löste das mit Friedrich Heer und August M. Knoll gemeinsam publizierte Buch „Kirche und Zukunft“ aus, in dem Daim 29 Thesen zur „Entfeudalisierung“ der Katholischen Kirche aufstellte. Friedrich Heer (1916–1983) und August M. Knoll (1900–1963) waren Daims wichtigste Weggefährten und Freunde, von denen er entscheidende Impulse empfing. In vieler Hinsicht kann man den Lebensweg des Psychologen Daim mit jenem des ebenfalls als „Linkskatholik“ bezeichneten Historikers Heer vergleichen. Das gilt insbesondere für die schwierige Aufgabe, sein Wirken nachzu-

zeichnen. Wilfried Daim, der – ähnlich wie Ernst Karl Winter und Friedrich Heer ohne Chance auf eine voll anerkannte akademische Laufbahn – neben zwei Dutzend Büchern über 200 Fachbeiträge und Artikel veröffentlichte, bezog besonders am Anfang seiner beruflichen Tätigkeit sein Einkommen zu einem wesentlichen Teil aus Vorträgen und Medienauftritten.

Der nächste Anlass, der Wilfried Daim bekannt machte und ihn endgültig zum „Querdenker“ stempelte, war sein Eintreten für den Ersatz der militärischen Landesverteidigung durch ein System des gewaltlosen Widerstandes. Daim schlug im „Neuen Forum“ ein Volksbegehren zur Abschaffung des Bundesheeres vor und begründete seine pazifistischen Thesen in dem Buch „analyse einer illusion“ (1969). Zwar wurde das Volksbegehren nie eingeleitet, doch hatte die damit ausgelöste Diskussion wesentlichen Einfluss auf die Verkürzung der Wehrdienstzeit auf sechs Monate und die Einführung des Alternativdienstes (1971). Mit dem teilweise eher journalistisch geschriebenen Buch über „Die Chinesen in Europa“ (1973) endet Daims sozialpsychologische Schaffensperiode.

Daim widmet sich nun neben seiner therapeutischen Tätigkeit fast ausschließlich dem Sammeln von Graphik und Malerei. Er entdeckt die Zwischenkriegsmaler Otto Rudolf Schatz und Franz Probst und macht sie im Lauf der Jahre bekannt. In dieser kunstpsychologischen Lebensphase verfasst Daim kleinere und größere Abhandlungen über die beiden genannten Maler. 1997 stellt er seine Erfahrungen mit Kunstsammeln und Kunstkritik in dem großformatigen Band „Meine Kunstabenteuer“ zusammen. Das bisher letzte Buch des heute 87-jährigen ist Franz Probst gewidmet: „Eine Kunst, die ans Ende will“ (2005) und zeichnet das Leben dieses Künstlers im Detail nach. Daims Kunstinterpretation ist stets handfest und konkret; „Hochschwefel“ (August M. Knoll) ist seine Sache nicht.

Ich bin mit Wilfried Daim verbunden, seit ich 1957 der CV-Verbindung K.Ö.St.V. Rudolfina beitrug, deren Mitglied er seit 1946 ist, und habe mich seitdem mit seinen Schriften immer wieder auseinandergesetzt. Daim galt immer als Nonkonformist und Querdenker und provozierte viele seiner Bundesbrüder nicht nur durch seine progressiven Thesen, sondern auch durch seine direkte und oft raubeinige Ausdrucksform. Viele seiner Bücher und Artikel habe ich schon in den sechziger Jahren in der „Academia“ und im „Neuen Forum“ kommentiert. Einiges davon kehrt in diesem Buch wieder.

Um Wilfried Daim – aber auch seinen Kritikern – halbwegs gerecht zu werden, war es notwendig, oft und ausführlich zu zitieren, denn nur der Originaltext zeigt in Inhalt und Form an, was diesen bedeutenden katholischen Denker und Publizisten und die Auseinandersetzung mit ihm ausmacht.

Texte in kleinerer Schrift ohne Quellenangabe beruhen auf Gesprächen mit dem Verfasser im Herbst/Winter 2010 sowie auf persönlichen Aufzeichnungen von Wilfried Daim. Bücher von Daim werden nur mit Titel zitiert.

Vom Arbeitersohn zum internationalen Schriftsteller

Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen
Und spotten leichthin über unsereinen,
Dass solch in Stadtkind keine Heimat hat.
In meine Spiele rauschten freilich keine
Wälder. Da schütterten die Pflastersteine.
Und bist mir doch ein Lied, du liebe Stadt!
Anton Wildgans (1881–1932)

Wilfried Daim, geboren am 21. 7. 1923, hatte seine Maturaarbeit zum Thema dieses Gedichts zu verfassen. Statt das gesunde Landleben nach dem Motto „Blut und Boden“ zu loben und das Stadtleben als dekadent zu verurteilen, wie das 1942 von ihm erwartet wurde, schrieb der schon immer zum Widerspruch neigende Maturant genau im gegenteiligen Sinn. In der Besprechung der Arbeit meinte sein Lehrer: „Darin steckt schon etwas – aber Sie wissen, dass ich Ihnen kein ‚sehr gut‘ geben kann – Ihretwegen lasse ich mich nicht einsperren.“ Und er verabschiedete seinen Schüler mit den Worten „Von Ihnen hören wir noch“. Man sollte von Wilfried Daim in den folgenden sechs Jahrzehnten in der Tat manches hören und manches lesen, das mit der jeweils herrschenden Lehre so überhaupt nicht übereinstimmte.

Vater Rudolf Daim, der „kleine Arbeiterführer“

Wilfried Daims Vater, Rudolf Daim (geboren am 1. 4. 1883), wuchs bei Verwandten auf. Seine Mutter, Wilfrieds Großmutter, hatte nicht den Kindesvater, sondern einen anderen Mann, den früh verstorbenen „bürgerlichen Herrn Mörzinger“, geheiratet. Aus dieser Ehe stammten unter anderem Daims „Onkel Hans“ und seine „Tante Mutz“ (Maria).

Rudolf Daim war im Haushalt seiner kinderlosen Tante aufgewachsen und erwies sich als vielfältig begabter junger Mann. Schon als Kind hatte er sich in den Werkstätten verschiedener Handwerker umgesehen und sich dabei viele praktische Kenntnisse angeeignet. Schließlich lernte er die Fleischhauerei. Doch



Vater Rudolf Daim

vorerst wurde er zur k. u. k. Kavallerie eingezogen, was zu seiner großen Liebe zu Pferden führte, die er auch an seinen Sohn weitergab. Aus dem Ersten Weltkrieg kehrte er als Artillerist zurück und arbeitete in der Wildbrethandlung seiner Verwandten in der Jörgerstraße, die jedoch aufgrund der miserablen wirtschaftlichen Lage und durch eine Erkrankung des Onkels immer schlechter ging. Rudolf Daim suchte sich daher eine neue Stelle, die er zunächst als Hilfsarbeiter und schließlich als professioneller Färber in einer nahegelegenen Fabrik fand.

Rudolf Daim fand bald in Hermine Pillinger eine Partnerin. Der geschickte Handwerker bastelte gern im gemeinsamen Heim und stellte sogar seine Hochzeitsschuhe zum Spaß selbst her, ebenso Matratzen und schließlich das Taufkleid für den kleinen Wilfried. Dieser erinnert sich, dass sein Vater auch das elektrische Licht in der Wohnung selbst eingeleitet hatte, Räume ausmalte, Uhren reparierte und sich nach Einführung des Radios in Österreich (1924) selbst einen Detektorempfänger baute, mit dem er gerne Musik hörte. Auch über einen Aufsteller für Spielkarten und ein Tretauto aus seiner Hand wird berichtet. Vater Rudolf Daim bedauerte ein Leben lang, keine höhere Schule besucht zu haben und belegte daher Kurse an der Volkshochschule Ottakring. Auch versuchte er stets, mit seinen Kindern mitzulernen und büffelte sogar Latein mit seinem Sohn Wilfried. Rudolf Daim legte großen Wert auf das „Schönschreiben“, was auch zu einer gelegentlichen Ohrfeige führte. Dieser Leistungsdruck störte schon damals seinen Sohn Wilfried.

Vater Daim war so etwas wie ein „kleiner christlicher Arbeiterführer“ (Wilfried Daim), der weder Aggressionen gegen die Sozialdemokratie und schon gar keine Berührungsgängste mit den „Roten“ hatte. Er litt vielmehr unter dem autoritären Ständestaat und konnte den anderen Arbeitern, die meist Sozialisten waren und Vertrauen zu ihm hatten, jedoch wenig helfen. Gleichzeitig lehnte er den Nationalsozialismus strikt ab, stand also zwischen den Fronten.

Rudolf Daim wurde gegen Ende seiner Berufslaufbahn aus Krankheitsgründen in die Direktion versetzt. Doch konnte das seinen Tod nicht mehr abwenden. Er starb Anfang 1937 an einer Rippenfellentzündung. Im Hinblick auf die politische Entwicklung im Jahr darauf hatte ihm sein früher Tod sicher viel Leid erspart. Wilfried war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt und es ist anzunehmen, dass er die politisch tolerante Haltung seines Vaters sehr wohl mitbekam und auch schätzte. Er berichtet, dass sein Vater nie antisemitische Vorurteile äußerte.

Trotz einiger pedantischer Züge war Rudolf Daim kein wirklicher „Patriarch“. Er arbeitete wie die anderen Familienmitglieder auch im Haushalt mit, scheuerte Wäsche mit der Waschrumpel und kochte zuweilen das Mittagessen – angeblich auch Schneckenengulyas. Es scheint offensichtlich, dass Wilfried Daim zu seinem früh verstorbenen Vater ein sehr gutes Verhältnis hatte und dass ihn dessen Multitalent, seine Bildungsbeflissenheit und sein politisches Engagement tief beeindruckt haben. Wilfried lebte nach dem Tod des Vaters mit Mutter und Schwester in einer Zimmer-Küche-Wohnung in der Taubergasse 52 in Hernald, dem 17. Wiener Gemeindebezirk:

Die Wohnung war sogar vergleichsweise komfortabel, denn wir hatten keine Gangküche. Toilette und Wasserleitung teilten sich nur zwei Parteien, und die drei Fenster gingen in einen Garten hinaus, dem sich eine ganze Reihe von Gärten anschloss, wir wohnten nämlich im Hintertrakt.

Die Wohnung wurde in den letzten Kriegstagen durch einen Bombentreffer schwer beschädigt. Die Küche war noch ganz, und selbst die Tür zum Zimmer existierte noch. Nur aufmachen durfte man sie nicht, denn dann konnte man bis in den Keller fallen.

Daims Elternhaus ist nur wenige Minuten von der Hernalser Pfarrkirche entfernt, die in seiner Kindheit und Jugend eine große Rolle spielen sollte.

Die strenge Frau Mama

Der Vater von Wilfrieds Mutter Hermine hieß Johann Pillinger (geboren am 14. 2. 1852) und war von Beruf Fleischermeister. Er stammte aus Stoezing (Ungarn) und hatte als österreichischer Soldat bei der Okkupation Bosnien-Herzegowinas gekämpft. Als ehemaliger Korporal legte er auch im Privatleben seinen autoritären Feldwebelstil nicht ab. So mussten die Schuhe, insbesondere am Sonntag, peinlich genau geputzt werden – auch zwischen Sohle und Absatz, weil man „das ja sehen kann, wenn jemand an der Kommunionbank kniet“. Seine Frau Franziska Medek (geboren am 5. 12. 1860), mit der er vier Kinder hatte, starb am 18. 2. 1918 an Grippe. Kurz darauf, am 18. 4. 1918, starb auch er. Am Ende des Ersten Weltkrieges lebten von Johann Pillingers Kindern nur noch drei Töchter: Anna, Gisela und Hermine. Anna, die älteste und gleichzeitig hübscheste, hatte Rudolf Daim geheiratet. Sie starb während der Grippeepidemie 1921 und hinterließ eine Tochter, Stephanie, genannt „Stea“ und einen Sohn, Rudolf, genannt „Rudi“ oder „Rudl“. Rudolf Daim senior heiratete jedoch ein zweites Mal, und zwar Hermine, die jüngste Schwester seiner ersten Frau.



Mutter Hermine Daim

So hatten die „Dreiviertelgeschwister“ Stephanie, Rudi und Wilfried gemeinsame Großeltern. Die dritte Schwester, Gisela, hatte einen Friseur geheiratet, der später als Straßenkehrer in den Gemeindedienst aufgenommen wurde.

Wilfried Daim schildert seine Mutter als tief gläubig. Sie führte ihn allsonntäglich zur Messe, wobei der lebhafteste Sohn vor allem unter der Länge der lateinischen Hochämter litt. Seiner Mutter verdankt Wilfried die tiefe Katholizität, die sich in seinen zahlreichen Schriften immer wieder nachweisen lässt. Sein Glaube bot ihm



Bruder Rudi, Vater Daim, Tante Gisela, Schwester Stephanie, Tante Anna, Mutter Hermine



Wilfried an der Hand seiner Mutter

auch in schwierigen Lebenslagen, vor allem bei seinem Einsatz an der russischen Front, den notwendigen Halt. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass durch die religiöse Erziehung schon damals die Grundlagen für Daims späteren Nonkonformismus – vor allem in Sachen Amtskirche und militärische Verteidigung – gelegt wurden. Zeit seines Lebens sollte Wilfried Daim Probleme mit Autoritäten haben.

Die Erziehung des Sohnes durch die autoritäre Mutter muss zu vielen Konflikten geführt haben, so im Falle eines Fahrrades, das Wilfried von Tante Mutz geschenkt bekam, das aber auf Geheiß der Mutter zurückgeschickt werden musste. Heiße Tränen waren die Folge. Obwohl es aus heutiger Sicht nicht wirklich gefährlich gewesen wäre, den täglichen Schulweg mit dem Rad zurückzulegen, musste der Sohn zu Fuß gehen. Da es zwischen Taubergasse und Schopenhauerstraße keine direkte Straßenbahnverbindung gab, bedeutete dies einen Schul-

weg von rund einer halben Stunde. Mutter Hermine Daim war nicht nur in technischen Fragen sehr konservativ, sondern auch in Bezug auf die religiöse Erziehung des Sohnes. So war es kein Wunder, dass sie den großen Einfluss, den der deutsche Jungscharkaplan Josef Weinand auf Wilfried ausübte, sehr kritisch sah. Einmal soll sie mit erhobener Faust ausgerufen haben: „Dieser Weinand verdirbt uns die ganzen Jungen, eine Bagage ist das.“ Daims Mutter hätte übrigens lieber ein Mädchen bekommen, was dazu führte, dass sie Wilfried gelegentlich in ein Kleidchen steckte.

So wuchs Wilfried Daim gut behütet auf, musste aber auch die Anforderungen seiner Eltern erfüllen. Vielleicht hat dies dazu beigetragen, dass er später gerne gegen Autoritäten auftrat und auch selbst seiner Familie viel abverlangte, wie etwa in der jahrelangen starken Inanspruchnahme seiner Gattin als Maschinschreibkraft deutlich wird. Die Erinnerung an die Mutter ist jedenfalls durchaus kritisch, wenn Daim heute sagt:

Es kann für mich keinen Zweifel daran geben, dass meine Mutter an mir „Overprotection“ betrieb. Ich wehrte mich dagegen, so gut ich konnte. Doch war dies nur begrenzt möglich. Hinzu kam, dass meine Mutter, wenn sie mit ihren disziplinären Maßnahmen nicht zurechtkam, unsern Vater zu Hilfe rief, der es auch für seine Pflicht hielt, in ihrem Sinne einzugreifen.

Wie der Vater sah auch Daims Mutter sehr darauf, dass ihr Sohn seine Aufgaben pflichtbewusst erledigte:

Ich erinnere mich, dass meine Mutter mir immer drohte, wenn ich nicht genügend lernte: ‚Wenn du nichts lernst, wirst du ein Straßenkehrer‘. Hierzu ist zu bemerken, dass sich der Straßenkehrer von damals ganz entschieden von einem heutigen unterschied, denn damals gab es noch sehr viele Pferdefuhrwerke, und dies bedeutete, dass die Straßenkehrer mit ihren Reiserbesen auch die Rossknödel zu beiseitigen hatten. Für den Fall, dass sie eingetrocknet waren, war am Ende der Besenstange ein Metallstück zum Aufkratzen angebracht.

Jedenfalls sollte die Religiosität von Mutter und Pfarrjugend, die Wilfried Daim prägte, auch in seinem späteren Leben von Einfluss bleiben. Zu erkennen



Im Matrosenanzug zur Erstkommunion:
Wilfried Daim im Alter von sieben Jahren

ist dies etwa in seiner strikten Ablehnung materialistischen Gedankenguts, des wissenschaftlichen Positivismus und rein biologischer Sichtweisen. Nicht umsonst nennt er sein erstes Buch, den Bericht über seine parapsychologischen Versuche, „Experimente mit der Seele“ (1948), um damit rein gehirnphysiologischen Erklärungen entgegenzutreten. In psychologischen Fachbeiträgen zitiert Daim gerne auch Stellen aus dem Hochgebet der katholischen Messe zum Beweis seiner Thesen (Aufsatz „Tiefenpsychologie und Gnade“, 1953). Auch das wichtige Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1953) wäre ohne Daims christlich-katholische Grundorientierung nicht möglich gewesen. So meinte er zehn Jahre später: „Die Kirche kann verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten“ (Linkskatholizismus, S. 71)

Schließlich gründen sich Daims weitere religionspsychologische und -soziologische Werke (z. B. „Totaler Untergang“, 1959 und „Christentum und Revolution“, 1967), vor allem aber sein Hauptwerk, „Die Kastenlose Gesellschaft“ (1960) auf eine zum Teil überraschend unkritische Auslegung des Alten und Neuen Testaments. Daim bleibt als späterer „Progressiver“ und „Linkskatholik“ dem Glauben seiner Kindheit und Jugend also immer treu – was seiner oft beinharten Kritik an Vatikan und Amtskirche keinerlei Abbruch tut. Allerdings argumentiert Daim, wie auch an anderer Stelle angeführt, mit der These, dass es vom psychologischen Standpunkt unerheblich sei, ob ein Mythos auf Tatsachen beruht oder nicht. Selbst das Wissen um die mangelnde Geschichtlichkeit einer mythologischen Darstellung hebe deren psychologische Wirksamkeit nicht auf.

Die tüchtige Schwester

Daims „Dreiviertel-Schwester“ Stephanie (geboren am 30. 11. 1908) studierte an der Höheren Bundeslehr- und Versuchsanstalt für chemische Industrie in der Rosensteingasse (HTL), wo sie auch maturierte. „Stea“ war unglaublich tüchtig und verdiente ihr Schulgeld mit Stickerarbeiten und der Herstellung von Tischtüchern. Nach ihrer Matura fand sie eine Stelle an der Staatlichen Untersuchungsanstalt für Lebensmittel an der Ecke Hernalser Gürtel/Kinderspitalgasse. Nachdem sie zwei Jahre lang ohne Entlohnung gearbeitet hatte, erhielt sie schließlich eine feste Anstellung als Chemikerin und führte jahrelang die Abteilung für Milchuntersuchungen. Als Hobby betrieb sie ein Fotolabor. Die Prüfung von Milchproben war deshalb so wichtig, weil damals nicht nur gewässerte Milch auf den Markt gebracht wurde, sondern beispielsweise auch versucht wurde, in entrahmte Milch mit Hilfe feiner Düsen Kokosfett an Stelle des Milchfetts einzubringen:

Da die Beamten, welche die Milchproben im verkaufenden Geschäft ‚abnahmen‘, sicherheitshalber immer etwas mehr als unbedingt nötig mitnahmen, verblieben Reste der Pro-

dukte in der staatlichen Prüfstelle und hier bei den Untersuchern. Wenn Steffi also Milch, Schlagobers oder Käse nach Hause brachte, war dies natürlich sehr erfreulich, besonders während des Krieges.

Während der schwierigen Kriegsjahre versorgte „Stea“ mit ihrem Gehalt sowohl die Mutter, die damals noch keinerlei Rente bezog, als auch ihren Bruder Wilfried. In ihrer Gesinnung war Stephanie, wie Daim betont, strikt antinazistisch eingestellt.

Der „abtrünnige“ Bruder Rudi

Rudolf Daim junior (geboren am 16. 12. 1910) – der Sohn von Wilfrieds Vater aus erster Ehe – hatte kein gutes Verhältnis zu seinen Eltern; insbesondere mit seiner Stiefmutter verstand er sich überhaupt nicht. Das gab Schwierigkeiten schon in der Volksschule. „Rudl“ Daim ging wie seine Schwester in die Höhere Bundeslehr- und Versuchsanstalt für chemische Industrie in der Rosensteingasse, die er aber nicht abschloss. In der Folge setzte sich der 23-Jährige nach Deutschland ab, im Gegensatz zu Wilfried offenbar von der Nazibewegung fasziniert. Rudolf verbrachte einige Monate bei der seit 1933 in Bayern bestehenden „Österreichischen Legion“. Ab 1934 arbeitete er als Mess- und Regeltechniker in einem Kohlekraftwerk in Marl bei Recklinghausen im Ruhrgebiet, später in den Chemischen Werken Hüls, wo u. a. synthetischer Kautschuk (Buna) für Autoreifen hergestellt wurde. Er besaß großes handwerkliches Geschick, das er wohl von seinem Vater geerbt hatte. Rudolf Daim jr. hatte mit seiner Frau Elisabeth, einer Verkäuferin im Lebensmittelhandel, deren Eltern aus Oberschlesien stammten, drei Kinder. Die Spannungen mit der Familie legten sich erst, als Rudolf gerade noch rechtzeitig ans Sterbebett seines Vaters kam und auch am Begräbnis teilnahm. Danach stand er mit seiner Familie in Wien wieder in gutem Kontakt.

Bei Onkel und Tante

Von großem Einfluss auf den kleinen Wilfried waren die schon erwähnten Verwandten Onkel Hans und Tante Mutz. Sie lebten mit ihrer betagten Mutter, also Wilfrieds Großmutter, sowie Hund und Katze in einer Zimmer-Küche-Kabinettt-Wohnung, deren Fenster auf den Hernalser Gürtel hinausgingen – eine willkommene Gelegenheit, um den damals noch nicht dichten Verkehr zu beobachten. In diesem Haus gab es ein Trichtergrammophon zum Abspielen der zerbrechlichen und daher kostbaren „Schellacks“. Wilfried Daim erzählt heute noch mit leuchtenden Augen, wie er und seine Verwandten dadurch in den Genuss von Verdi- und Wagner-Opern gelangten. Besonders angetan hatte es dem damals Drei- bis Vierjährigen die Gralserzählung aus Wagners „Lohengrin“. Offenbar sehr musikalisch

und aufgeweckt, habe es der kleine Wilfried geschafft, auf einem Stockerl stehend die gesamte Arie des Lohengrin vorzutragen: „In fernem Land, unnahbar euren Schritten, / liegt eine Burg, die Montsalvat genannt; / ein lichter Tempel stehet dort inmitten, / so kostbar, als auf Erden nichts bekannt; / drin ein Gefäß von wunder-tät'gem Segen / wird dort als höchstes Heiligtum bewacht.“

Wilfried Daim kann den Text auch heute noch zur Gänze auswendig hersagen und die Melodie trällern. In unseren Gesprächen haben wir uns öfter gefragt, was der eigentliche Einfluss dieser Rittersage auf den Heranwachsenden gewesen sein könnte. Vermutlich hat sie – wie später wohl die Karl May-Bücher – vor allem die Phantasie des intelligenten Buben angeregt. Eine andere frühe Quelle für Daims geistige Entwicklung sollte eine Prachtausgabe des Buches „Deutsche Heldensagen“ über die kriegerischen Germanen und die edlen christlichen Ritter sein.

Dass ein direkter Zusammenhang zwischen der „Feudalsymbolik“ der Wagner-Oper und den „Heldensagen“ mit Daims späterem „Feldzug“ gegen den „Sekundärfeudalismus“ besteht, ist zu bezweifeln. Dennoch mag das Augenmerk, welches der spätere politische Psychologe auf die (Weiter)Existenz des Feudalismus zur Mitte des vorigen Jahrhunderts legte, schon damals angeregt worden sein.

Wilfried Daim hat jedenfalls schon im Kindesalter vielfältige kulturelle Impulse erhalten, die insbesondere dadurch wirksam waren, dass sie in einem sehr einfachen Milieu empfangen wurden.

Eine „Mischehe“ in der Familie



Sinnbild für Daims Interesse an der jüdischen Religion

Der junge Wilfried Daim wurde durch seine Umgebung, vor allem aber auch durch eine besondere – damals freilich nicht seltene – Familiensituation schon früh mit politischen Gegensätzen konfrontiert. Sein Onkel Hans heiratete nämlich eine religiöse Jüdin aus gutem Haus, während seine Tante Maria („Mutz“) mit Friedrich, einem Nationalsozialisten, liiert war. Adi, die jüdische Frau von Hans Mörzinger, war erstaunt, im Besitz der Familie Daim eine Menora zu sehen. Diese Nachbildung eines goldenen Originals hatte Daim bei einem Besuch bei der Ponte Sisto in Rom erworben. Sie ziert heute noch sein Wohnzimmer.

Schulbrüder, Privatschule und Handelsschule

Die Volksschulzeit bei den Schulbrüdern in der Schopenhauerstraße, wohin Wilfried Daim – wie erwähnt – zu Fuß gehen musste, da die Straßenbahn zu teuer kam, hat er in angenehmer Erinnerung. So durfte er am Schluss des ersten Schuljahres ein von seinem Vater geschriebenes Gedicht vortragen, wofür er viel Beifall erhielt. Nachdem er sich vom gut gemeinten, aber etwas verkrampten Einfluss seines Vaters gelöst hatte, bekam er auch recht gute Noten.

Trotz der erheblichen finanziellen Opfer, die dies verlangte, bestand die Mutter darauf, dass Wilfried auch nach der Volksschule eine katholische Privatschule besuchte. So kam er 1933 in das Internat in Strebersdorf, wo die Schulbrüder ein Realgymnasium betrieben. Der Lehrplan war konventionell – u. a. mit Latein und Englisch – und die Disziplin streng. Daim zum Thema des kirchlichen „Kasernenhof-Gehorsams“: „Schließlich war Ignatius von Loyola ja Offizier gewesen, bevor er den Jesuitenorden gründete.“ Er selbst beschreibt sich als einen aufgeweckten Schüler, der im Unterricht oft kritische Fragen stellte, was insofern ein Problem war, als damals noch an die fünfzig Schüler in einer Klasse unterrichtet wurden. Zum Missvergnügen von Wilfried wurde auch in Strebersdorf auf Rechtschreiben großer Wert gelegt. Es stellte sich bald heraus, dass die sprachlichen Fächer für Daim zum Stolperstein werden sollten. Dennoch gewann der meist mit „genügend“ eingestufte Schüler bei einem vom Bundesverlag ausgeschriebenen Aufsatzwettbewerb als einziger von 600 Strebersdorfer Schülern einen Buchpreis. Die Verlagslektoren hatten den Inhalt über die Form gestellt und dabei angedeutet, dass der Bub wohl noch viel schreiben werde. Trotz diesem Erfolg schloss Wilfried die vierte Klasse Unterstufe nicht ab. „Das deprimierte mich zwar, doch hatte ich sehr viele Interessen, die mich geistig keineswegs verkümmern ließen“. Durchaus möglich ist auch, dass Wilfried ausscheiden musste, weil man sich das Schulgeld nicht mehr leisten konnte.

Wilfried Daim, der, wie wir wissen, sehr musikalisch war, gehörte dem Schülerchor an. Bei den Sonntagsmessen im Internat, bei denen der Schülerchor auftrat, hatte er manchmal die seltene Gelegenheit, einer der eindrucksvollen Predigten des legendären Otto Mauer zuzuhören, der dort in der Oberstufe Religion unterrichtete. Daim sollte mit dem eher rechts gerichteten Domprediger und Förderer der modernen Malerei später öfter die Klängen kreuzen, wenn es um Fragen von Weltanschauung, Religion oder Kunst ging. Er verdankt Otto Mauer aber auch die Vertiefung seiner religiösen Ansichten.

Obwohl an Dingen des Wirtschaftslebens nicht wirklich interessiert, beschloss Wilfried Daim, seine schulische Laufbahn mit einer zweijährigen Handelsschule fortzusetzen. Freilich wurde das kein großer Erfolg. Daim bekennt heute freimütig, dass ihm der Unterricht lästig war und er aus Langeweile Stunden schwänzte und bald den Schulbesuch ganz aufgab. Vielleicht spielte auch seine immer wieder ge-

äußerte Kritik am NS-Regime eine Rolle. So verlor er zwar formal ein Jahr, nutzte die Zeit aber, um viel zu lesen.

Wie der 14-Jährige den „Anschluss“ erlebt

Wilfried Daim war – wie wohl die meisten Internatsschüler – der „Ostmarkjugend“, der Jugendorganisation der patriotischen „Ostmärkischen Sturmsharen“ unter dem „Reichsführer“ Kurt Schuschnigg, eingegliedert worden. Die Okkupation Österreichs durch das Deutsche Reich und den weit verbreiteten Antisemitismus jener Zeit schildert er aus seiner eigenen kleinen Welt als Sohn einer Arbeiterfamilie mit christlich-sozialen Wurzeln im Hernalser Wohnhaus:

Im März 1938 erlebte ich den Einmarsch der deutschen Truppen zu Hause. Wir drei saßen weinend und tief deprimiert herum. Den vielgeschmähten Jubel eines Teils der österreichischen Bevölkerung kannte ich nur vom Hörensagen. Die Auslöschung Österreichs erschien uns als schreckliche Katastrophe. Meine Mutter war aus Tradition, aber auch engagiert, christlich-sozial. In Hernals, wo wir wohnten und wo ich auch geboren wurde, gab es einen nicht zu unterschätzenden Teil an Kleinbürgertum, eine Luegertradition, der auch ein nicht unerheblicher Antisemitismus keineswegs fehlte. Von meinem Vater kann ich mich an kein einziges antijüdisches Wort erinnern. Anders meine Mutter. Sie war keine Rassenantisemitin, doch anti-jüdisch im Sinne Luegers – dabei religiös-antisemitisch motiviert. Andererseits differenzierte sie bei den Juden, die sie kannte, ganz ähnlich wie bei allen anderen Leuten, sehr genau zwischen solchen, die sie mochte und positiv bewertete, und solchen, die sie ablehnte. Sie hatte wohl auch hier oft nicht recht, aber sie behandelte in ihrem Bewertungssystem die ihr bekannten Juden nicht anders als alle anderen Menschen.

So wohnte bzw. arbeitete in unserem Haus eine jüdische Familie, besser vielleicht gesagt, eine jüdische Sippe. Wir wohnten im Hintertrakt, wie schon gesagt, in einer Zimmer-Küche-Wohnung [...]

Die Wohnung gegenüber der unseren wurde nicht als solche benützt, sondern als Werkstatt. Sie gehörte, so ich recht orientiert bin, einer Frau Goldfarb. Dort wurden Hemden erzeugt, wobei die Chefin die Hemden zuschnitt und eine Reihe von Näherinnen an Nähmaschinen wirkte. Es war offenkundig, dass nicht nur die Näherinnen, sondern auch deren Chefin intensiv arbeiteten, was auch meine Mutter des Öfteren anerkennend hervorhob. Denn dies stand im Gegensatz zum weitverbreiteten Judenimage, nach welchem die „Juden nichts arbeiteten“. [...]

Die beiden Enkel der Frau Goldfarb waren beide in der Pubertät. Nun grüßten sich alle im Haus, und ich war auch intensiv angehalten worden, alle älteren Bewohner zu grüßen, was ich auch problemlos tat: die beiden Buben mit „Servus“, die Erwachsenen, so wie man das Gefühl hatte, dass sie es haben wollten, normalerweise mit „Grüß Gott“, was auch die meisten sozialistisch eingestellten Bewohner akzeptierten. Man muss natürlich

auch bedenken, dass der Sozialkontakt in kleinbürgerlich-proletarischen Häusern sehr groß war. Es kam fast täglich vor, dass irgend jemand einfach an die Tür klopfte und etwa meine Mutter bat, mit etwas Salz, Zucker oder Mehl, was gerade ausgegangen war, auszuhelfen – das beruhte auf Gegenseitigkeit, oder man kam einfach auf einen Plausch, was man nur schwer ablehnen konnte. Die beiden jüdischen Familien waren etwas „Besseres“ und nahmen an dieser intensiven Kommunikation nicht teil. Mit einer Ausnahme: Der ältere der beiden Buben hieß Raoul, und er war in seiner pubertären Phase gerade von demonstrativer Gleichgültigkeit und Blasiertheit, er quälte sich einen Gruß ab und war sehr wenig kommunikationsfreudig. Man nannte dies auf hernalserisch „mufflat“. Dies ist ein für eine bestimmte Pubertätsphase recht häufig anzutreffendes Verhalten, stand jedoch in erheblichem Kontrast zum Verhalten seines jüngeren Bruders, dem „Heinzi“. Der zog von zehn Metern Entfernung den Hut oder was er gerade aufhatte, war immer lustig und freundlich offen, geradezu herzlich. Er klopfte, wie das „Niedervolk“, einfach an die Tür und kam auf einen Plausch herein. Nicht nur meine Mutter hatte ihn ins Herz geschlossen.

Nun darf man nicht übersehen, dass der menschliche Nahkontakt in solchen Häusern auch seine Probleme mit sich brachte; mit diesem Kontakt ging auch eine sehr intensive soziale Kontrolle einher. Denn wie soll man etwas vor anderen verbergen, wenn jeden Augenblick jemand an die Türe klopfen kann, dem man auf Grund des unausgesprochenen, jedoch eindeutigen Gesetzes des sozialen Druckes Zutritt gewähren muss, wollte man nicht Schimpf und Schande auf sich laden oder als arrogant gelten oder sonst wie unmöglich. Der Hereinkommende setzte sich in der Küche auf einen Stuhl oder eine Bank und unterhielt sich. Dazu kam, dass mein Vater von tatsächlich außerordentlich vielen Dingen etwas verstand. Er konnte elektrische Dinge, Uhren und Schuhe reparieren, Dinge löten etc., wodurch er manchmal etwas zu seinem Lohn dazu verdiente, normalerweise aber hierfür nichts verlangte. Das intensivierte bzw. vervielfältigte noch unsere Hauskontakte.

Nur wenn jemand extra eingeladen worden war, wurde er ins besonders aufgeräumte Zimmer geführt, dessen Türe, so jemand „unverhofft“ kam, normalerweise geschlossen wurde, weil ja oft genug „nicht aufgeräumt“ war. Das wurde oftmals vergessen, so dass die plötzlichen Besucher meist unangenehmerweise einen oder mehrere Blicke ins Zimmer werfen konnten. Da musste man sich häufig „genieren“.

Nach dem Zusammenbruch und der Besetzung Österreichs wurde in unserem Haus als bald alles erheblich anders. Zunächst wurde die Hemdenerzeugung gegenüber geschlossen. Da die alte Frau Goldfarb, soweit ich mich erinnere, nicht im Haus wohnte, sahen wir sie kaum mehr. Sie war mir des Öfteren im Arbeitsmantel, ein Maßband um den Hals, begeben. Die Nähmaschinen liefen nicht mehr.

Wie die Entlassung der Arbeitskräfte vor sich ging, wie die Maschinen und die übrige Einrichtung verschwanden, weiß ich nicht. Das geschah wohl, während ich in der Schule war. Und meine Mutter erwähnte nichts davon, weil sie wohl das Ganze als Schande ansah. Ich merkte erst, dass die Einrichtung verschwunden war, als die Wohnung neu bezogen wurde.

Plötzlich waren Mieter da, Mann, Frau und Tochter, letztere etwas älter als ich. Der neue Nachbar war ausgerechnet der „Blockwart“. Er trat etwas herrisch auf, jedoch nicht unfreundlich, doch konnte ihm sicher nicht die innere Reserve entgehen, mit der wir ihm begegneten. Wie er rechtlich zu dieser Wohnung gekommen war, weiß ich nicht. Weder der christliche „Hausherr“, der das Haus vor etlichen Jahren gekauft hatte, noch andere Hausbewohner haben sich meines Wissens um sie bemüht. Wegen ihrer Größe – ein Kabinett mehr – war die Wohnung ja bemerkenswert wertvoller als unsere.

Der Blockwart dürfte auch früher in einem kleinbürgerlich-proletarischen Haus gewohnt haben, jedenfalls schlechter, sonst wäre er ja nicht an einem Wechsel interessiert gewesen. Er kannte auch die Usancen. Das heißt, er klopfte an, kam aber auch manchmal, ohne zu klopfen, einfach zur Küche herein, grüßte jovial, verkniff sich aber bei uns den Hitlergruß. Damit wurde die soziale Kontrolle zur staatlichen Überwachung. Wie ich später aus einzelnen Bemerkungen mit Sicherheit schließen konnte, hatte er über uns, sicherlich aber auch über andere Leute im Haus an höhere Parteistellen berichtet, doch weiß ich nicht was, meine aber, er hat eher abgeschwächt als zugelegt. Es konnte ihm trotz der Vorsicht, die wir sofort walten ließen, nicht entgehen, dass wir dem Regime aus grundsätzlichen Erwägungen ablehnend gegenüberstanden.

Köckeis, so hieß er, dürfte uns gegenüber eine ähnliche Einstellung entwickelt haben wie viele Nazis zu jenen Juden, die sie persönlich kannten. Sie waren nämlich meist gar nicht so, wie man sie sich als ideologisch geschulter Nationalsozialist vorzustellen hatte. Es ist nämlich gar nicht so einfach, einen bekannten Menschen für einen Teufel zu halten. All das sollte eine Bedeutung erhalten, die ich bis heute nicht völlig zu übersehen vermag.

Wenn Verwandte oder Freunde auf Besuch kamen, und das war ganz einfach, denn wie sollte man sich anmelden, wo doch nur sehr wenige ein Telefon hatten, waren sie einfach da. Daher war es unvermeidlich, dass auch der Blockwart sie zumindest zu Gesicht bekommen konnte, doch jene, die mich oft besuchten, lernte er nolens volens kennen. Das war langfristig gesehen keineswegs ungefährlich. (Erinnerungen an die Widerstandsbewegung, DÖW-Jahrbuch 1995, S. 107ff.)

In der Pfarrjugend Hernalts

Die Kirche in der „Ostmark“ hatte nach den Bestimmungen des zwischen Hitler und Pius XII. abgeschlossenen Konkordats das Recht, ab September 1938 an den Pfarren Jugendgruppen einzurichten. Man durfte sich dort treffen und religiöse „Heimabende“ abhalten. Darüber hinaus jedoch war jede andere organisierte Tätigkeit verboten, da die HJ, wie man die „Hitlerjugend“ nannte, die einzig zugelassene Jugendorganisation war. Sämtliche traditionellen österreichischen Jugendorganisationen waren von den Nazis verboten worden.

Nicht einmal gemeinsame Ausflüge waren gestattet, was jedoch schwer zu kontrollieren war. Man musste immer damit rechnen, dass Nazi-Spitzel eingeschleust

wurden und entsprechend berichteten, handelte es sich doch bei den katholischen Jugendgruppen sozusagen um die einzige „legale“ Jugendopposition.

Wilfried Daim kam schon vor 1938 zur Pfarrjugend der Kirche St. Bartholomä(us), der alten Hernalser Pfarrkirche. Da diese Kirche einen Kalvarienberg mit überdecktem Kreuzweg und eine Grab-Christi-Kapelle besitzt, hatte die örtliche Jung-Vaterland-Gruppe des Heimatschutzes die Bezeichnung „Calvarienberg“ erhalten. Zur gemeinsamen Vorbereitung der wöchentlichen Jugendmessen stand die Pfarrkanzlei zur Verfügung, die Glaubensstunden und Gespräche sollten auf den Zimmern der Kapläne abgehalten werden. Die Begeisterung für die Ziele der katholischen Jungschar und des Jungvolkes war in dieser Zeit sehr groß – diese hielt im Übrigen bis in die Nachkriegsjahre an. Ähnlich wie die HJ gab sich auch die katholische Jugend Symbole, die sie auf ihre Fahnen heftete und verlangte ein Treuegelöbnis.

Der Widerstandskämpfer Karl Strobl berichtet darüber im Zusammenhang mit Trauergottesdiensten, die für die ersten Gefallenen der Pfarre im Herbst 1939 abgehalten wurden:

Auch viele Gläubige nahmen an diesen Gottesdiensten teil, und diese gestalteten sich jedesmal zu einem wohl stummen, aber umso deutlicheren Protest. In dieser Zeit entstand das schwarze Banner der Pfarrjugend. Die eine Seite zeigte auf schwarzem Grund weißgelb das Christuszeichen, und auf der anderen schwarzen Seite waren Kreuz und Krone. Pfarrer Bauer weihte in Anwesenheit von 32 Burschen die Fahne und begeisterte zur Christustreue. (Karl Strobl, DÖW-Jahrbuch 1995, S. 129)

„Politischer“ Höhepunkt des Kirchenjahres war für den österreichischen „Verbandskatholizismus“ jener Tage das 1925 eingeführte und jährlich am letzten Sonntag im Oktober gefeierte „Christkönigsfest“. Die im Rahmen der katholischen Jugend gelobte „Treue zu Christus“ war zwar grundsätzlich die Bekräftigung einer religiösen Haltung, in der damaligen Situation hatte aber das Absingen von Liedern wie „Auf zum Schwure, Volk und Land, heb’ zum Himmel Herz und Hand ...“ eine starke regimekritische und österreichisch-patriotische Nebenbedeutung. Auch Texte wie „O Du mein Heiland hoch und hehr, dem sich der Himmel beugte, von dessen Liebe, dessen Macht die ganze Schöpfung zeugt: Christus mein König, Dir allein schenk ich die Liebe stark und rein, bis in den Tod die Treue.“ oder „Volk aus der Tiefe, Volk in der Nacht, vergiss nicht das Feuer, bleib auf der Wacht ...“ erweckten patriotische Assoziationen. Symbolträchtige Jugenderlebnisse wie diese hinterließen nicht nur bei Wilfried Daim einen auf Jahre hinaus prägenden Eindruck.

Wie tief der Christkönigsgedanke in den jungen Katholiken, die später auch aktiven Widerstand leisteten, verwurzelt war, geht aus den Worten des mit 28 Jahren am 9. Jänner 1945 im Wiener Landesgericht wegen „Selbständigmachung Österreichs zum Schaden des Deutschen Reiches“ verurteilten und enthaupteten Studenten Walter Caldonazzi hervor. Mit dem Ruf „Es lebe Christus der König“ und der Bitte „O Gott, rechne ihnen das nicht zur Sünde an!“ ging er zum Schafott.



Kaplan Josef Weinand führte die Pfarrgruppe Hernals durch die schwierige NS-Zeit.

In der Pfarre Hernals war offiziell mit 1. September 1939 ein neuer Kooperator namens Josef Weinand eingezogen, der die männliche Jugendgruppe übernahm.

Der sport- und kunstbegeisterte Kaplan (Spitznamen Käpt'n und Jupp) wurde zur wichtigsten Bezugsperson des jungen Wilfried Daim, was seiner Mutter allerdings gar nicht passte. Sie fand die vielen „außerreligiösen“ Aktivitäten in der Jungschargruppe übertrieben und stieß sich an seinen liberalen Auffassungen in Glaubenssachen. Josef Weinand stammte aus einer Metzgerfamilie in Koblenz. Seine Mutter hatte den am 5. Juli 1910 Geborenen gemäß einem Gelübde zum Priester bestimmt. Weinand studierte daher in Trier Theologie. Er knüpfte den Empfang der Priesterweihe jedoch an die Zusage, der Erzdiözese Wien abgegeben zu werden. Nach anderer Lesart musste er sich wegen antinazistischer Aktivitäten nach Wien abset-

zen. Jedenfalls wurde er am 19. Juli 1936 in der Stephanskirche zum Priester geweiht. Er fungierte in der Folge als Kooperator in einigen Pfarren des Weinviertels, zuletzt in Wolkersdorf und ab 1. 9. 1939 in der Kalvarienbergkirche von Hernals. Während eines Freisemesters in Bonn war Weinand der K.D.St.V. Ripuaria beigetreten. In Wien wurde er Bandinhaber der CV-Verbindung K.a.V. Norica Wien – für Wilfried Daim ein früherer Bezugspunkt zum Cartellverband. Kaplan Weinand verstand es, mit zeitnahen Botschaften Interesse zu wecken und geschickt zu predigen. So wurde die 11-Uhr-Messe an Sonn- und Feiertagen zum Treffpunkt vieler österreichischer Patrioten. Da die Nazis dem Seelsorger nichts anhaben konnten – als Deutscher hatte er ohnedies einen „Image-Bonus“ – setzten sie die HJ zu Störaktionen ein, was öfter Schlägereien zur Folge hatte. Meist gelang es dem stimmgewaltigen Kaplan, der in seiner Jugend aktives Mitglied in einem Boxverein gewesen war, schnell selbst Ordnung herzustellen.

Weiland vertrat in konfessioneller Hinsicht sehr fortschrittliche Ansichten, indem er etwa in seinen Predigten von „unserer evangelischen Schwesterkirche“ sprach. Einmal lud er sogar einen Pastor ein, in der Kalvarienbergkirche zu predigen – das im Jahr 1940! Manchmal predigte er auch in der Karlskirche, wobei er offen gegen den Nationalsozialismus auftrat, was ihm eine Verhaftung durch die Gestapo einbrachte, von der er allerdings wieder frei kam. Am 12. November 1939 stattete Kaplan Weinand mit Angehörigen der Ortsgruppe Kalvarienberg des Österreichischen Jungvolks (ÖJV), der Vaterländischen Front (VF), dem Kardinal und

Wiener Erzbischof Theodor Innitzer einen Besuch ab, um ihm gegenüber die regimkritische Haltung der Jugendlichen zu bekräftigen.

Der Kaplan galt seiner Jugendgruppe als leuchtendes Beispiel für einen unbeugsamen Verfechter religiöser Überzeugungen. Dazu kam, dass es ihm gelang, seine Begeisterung für Kunst auf den um 13 Jahre jüngeren Wilfried Daim zu übertragen:

Der Kaplan [...] hatte eine Zeitlang Kunstgeschichte studiert und machte uns mit Kunst vertraut. Er sammelte Kunst und stierte häufig erfolgreich bei Trödlern herum, um irgendein interessantes Objekt nach Hause zu bringen. Er besaß eine ständig wachsende Sammlung von Schallplatten, ganze Sinfonien, jeweils mehrere Platten, und regte uns an, in Oper und Theater zu gehen – auf Stehplatz, denn mehr war ökonomisch nicht zu verkraften.

Er verdiente es, einmal grundsätzlich in einer Publikation behandelt zu werden. Es soll hier immerhin vermerkt werden, dass er wiederholt von der Gestapo vorgeladen wurde, doch gelang es ihm, sich immer wieder, trotz recht frecher Predigten, herauszuwinden.

Das unerhört Anregende und Dynamische, das von ihm ausging, führte dazu, dass die Pfarrjugend auch mengenmäßig anwuchs und hervorragende junge Leute hinzukamen.

Der Krieg sollte jedoch auch unter ihnen seine Opfer fordern. Für meine kulturelle Entwicklung war Weinand sehr bedeutsam. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 111f.)

Die Jungchar-Heimabende fanden damals bis zu viermal die Woche statt. Daim erinnert sich gerne an die Schallplattenabende, bei denen Opern und Symphonien zu Gehör gebracht wurden. Weinand spielte selbst auch Orgel und manchmal sogar einen Walzer in der Kirche. Das war wohl noch eindrucksvoller als die Schubertlieder, die der Bub bei seiner Großmutter zu hören bekommen hatte.

Der Schauspieler Ernst Stankovski (Jahrgang 1928), selbst ein gebürtiger Hernalser, erinnert sich noch heute an die Erlebnisse in der Hernalser Pfarrjugend: „Wir trugen alle Stiefeln und den Tiroler Adler als eine Art Widerstandssymbol. Wilf Daim, der damals schon ein baumlanger Kerl war, wurde von Kaplan Weinand immer als das große Vorbild hingestellt, da er aus ärmsten Verhältnissen kam und ungeheuer fleißig war. Einmal sah ich eine silberne Pistole bei Karl Strobl. Der ‚Käpt’n‘ war immer sehr umschwärmt. Für mich war er eine Art ‚Landsknecht Gottes‘. Er hielt nicht nur Schallplattenabende ab, sondern lehrte uns auch gutes Benehmen. (Persönliche Mitteilung am 20. 12. 2010)

Einmal kam der beliebte Burgschauspieler Raoul Aslan (1886–1958) zur Pfarrjugend, die im Pfarrhaus Szenen aus „Kabale und Liebe“ aufführte. Daim war dabei, als Weinand, der gute Beziehungen zum Burgtheater hatte, die Einladung überbrachte. Auf die verwunderte Frage, warum er sich zu dem Besuch herabließ, erwiderte Aslan „das muss ich doch als Katholik machen“. (Nebenbei bekam Aslan, dessen Vorliebe für Barock-Engel bekannt war, vom kunstliebenden Kaplan Weinand einen Engel aus dessen Sammlung geschenkt).

Wilfried Daim hatte am 7. Oktober 1938 auch am Rosenkranzfest der Katholischen Jugend Wiens teilgenommen, dem tags darauf ein Überfall der HJ auf das

Erzbischöfliche Palais folgte. Die randalierenden Hitlerjungen waren in der Folge zum sogenannten „Curhaus“ (Stephansplatz 3) weitergezogen und warfen Johannes Krawarik, den Domkurateur von St. Stephan, aus dem ersten Stock in den Innenhof, wobei sich der junge Geistliche beide Beine brach. Die Johannes Krawarik-Gasse im 16. Bezirk erinnert heute noch an diesen „Ersten Wiener Fenstersturz“.

Die Katholische Kirche war nach dem März 1938 die einzige legal existierende nichtnationalsozialistische Institution, und ihre weltanschaulich-geistige Tätigkeit wirkte dem nationalsozialistischen Totalitätsstreben entgegen. Zahlreiche Priester, Ordensangehörige und katholische Laien leisteten Widerstand und viele kamen dabei ums Leben.

Daim weist darauf hin, dass Adolf Hitler auf die Kirche deshalb Rücksicht genommen habe, weil er die Katholiken als Soldaten brauchte. Die Abrechnung des Nationalsozialismus mit Kirche und Papsttum sollte erst nach dem „Endsieg“ stattfinden („Wir werden das weiße Schwein in Rom schlachten“). Deshalb erlitt Hitler laut Daim auch einen Wutanfall, als er von den Ereignissen des 7. Oktober erfuhr. Er nahm diese kirchenfeindliche Aktion dem damaligen „Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“, Josef Bürckel (als Gauleiter trug er später den Spottnamen „Bierleiter Gauckel“), ziemlich übel, da der Vorfall auch international stark beachtet wurde.

Die Hernalser Pfarrjugend war einerseits eine quasi „politische“, jedenfalls eine manifest patriotische Organisation, andererseits trug sie viel zur geistigen und kulturellen Entwicklung ihrer Mitglieder bei. Kaplan Weinand machte mit Wilfried Daim auch manchmal Besuche bei Trödlern, wo er einen ersten Zugang zu allerlei Kunsthandwerk bekam. Einmal zogen Weinand und Daim ein völlig verschmutztes Renaissancekästchen an Land, das nach der Restaurierung vorzüglich aussah. Ein anderes Mal erwarben sie einen noch heute vorhandenen Barock-Luster.

Ein weiteres Beispiel für die große Rolle, die Kaplan Weinand bei der Entwicklung des jungen Wilfried Daim und seiner Liebe zur Kunst spielte, ist dessen immer wieder geäußertes Hinweis auf die „Madonna im Rosenhag“ von Stephan Lochner (http://de.wikipedia.org/wiki/Madonna_im_Rosenhag), die er im Zimmer des Geistlichen zu Gesicht bekam und die ihn stark beeindruckte. Unbewusst spielt da wohl auch Mutter- und Marienverehrung eine Rolle. Die Marienverehrung in der Pfarre Hernals hat eine lange Tradition. Im Mittelpunkt der mariologischen Ikonographie steht die sogenannte „Türkenmadonna“: Nach der Befreiung von den Türken 1683 wurde dieses Bild angeblich von einem Hernalser Bürger im Sultanzelt gefunden. Er vermachte es der Pfarrkirche Hernals. Die „Türkenmadonna“ weist in der Tat bis heute Einschüsse aus der Zeit der Türkenbelagerung auf – diese wurden bei jeder Restaurierung konserviert. Wien liebt es ja, auf seine Vergangenheit als „Bollwerk des Abendlandes“ hinzuweisen, wenn auch die zweite Türkenbelagerung 1683 nur mit Hilfe deutscher und polnischer Truppen abgewehrt werden konnte.

Kaplan Weinand versuchte mit großem Erfolg, auch die Eltern der Mitglieder seiner Gruppe in seinem Sinne zu beeinflussen und legte ihnen bestimmte Geschenke nahe, die sie zu Weihnachten ihren Söhnen machen sollten. So bekam Wilfried einen Kunstdruck des Mittelteils des „Isenheimer Altars“ von Matthias Grünewald – ein weiterer Anreiz, sich mit Malerei und Kunstgeschichte zu beschäftigen. Daim sollte das Original erst bei einem Besuch 2004 in Colmar zu Gesicht bekommen, den sein Sohn Falko als Geburtstagsgeschenk für seinen Vater organisiert hatte.

Josef Weinand, der charismatische Geistliche, überlebte den Krieg als Seelsorger, diente von 1951 bis 1960 noch in der Pfarre Rennweg und als Religionsprofessor an der Höheren Technischen Lehranstalt Schellinggasse. Er sammelte weiterhin junge Leute um sich. Am 20. 12. 1974 verstarb er. Seine Kunstsammlung vermachte er seiner Köchin. Zur Beisetzung in der Priesterbegräbnisstätte hinter der Luegerkirche am Zentralfriedhof zehn Tage später war unter anderem der Film- und Operettenstar Johannes „Jopi“ Heesters (Jahrgang 1903) erschienen, ein Zeichen für die außerordentliche Strahlkraft dieses Seelsorgers, ohne den Wilfried Daims Lebensweg mit Sicherheit anders verlaufen wäre.

Daim freundete sich in der Jugendgruppe rund um Kaplan Weinand auch mit dem zwei Jahre älteren Obermittelschüler Karl Strobl (geboren am 31. Mai 1921) an, der nach einer Schulung bei den Jesuiten in Lainz zum Pfarrjugendführer bestellt worden war. Als Strobl in der Pfarre Hernals auftauchte, war er schon Mitglied der Widerstandsbewegung. Er gehörte zu einer Gruppe mit dem Decknamen „Eisen“, deren Anführer Alfred Ellinger war (Fred E. = Fe), die im 9. Bezirk operierte.

In Wilfrieds Familie gab es nach der Zeit des von Vater Daim selbst gebauten „Detektorapparats“ mit Empfang der „RAVAG“ nur einen einfachen „Volksempfänger“, mit dem man nur den „Reichssender Wien“ hören konnte. Strobls Eltern hingegen verfügten bereits über einen Radioapparat mit mehreren Röhren, mit welchem man auch „Feindsender“, vor allem aus Großbritannien, empfangen konnte. Dort konnte Wilfried Daim zum ersten Mal unzensurierte Nachrichten hören. Es war klar, dass dieser Radioempfang gefährlich war und man auf der Hut sein musste, sich nicht zu verraten. Aber der Zusammenhalt unter den katholischen Nazigegegnern war außerordentlich groß.

Am Schluss haben die Briten immer gesagt: „Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Empfänger auf eine deutsche Station einzustellen.“ Dies deshalb, damit die Gestapo, falls sie kommt, den Empfänger auf eine deutsche Station eingestellt vorfindet und nicht auf eine englische. Das gehörte ja zum Bereich der „Wehrkraftzersetzung“.

Die Gruppe „Eisen“ konnte nicht lange unentdeckt bleiben und flog schon im Sommer 1938 auf. Karl Strobl (Deckname „Ojuf“) wurde von der Gestapo verhaftet und in Untersuchungshaft genommen. Er saß von 8. Juli bis 10. August 1938 auf der Elisabethpromenade („Liesl“) in Einzelhaft. Im Jahr darauf, am 31. Mai 1939, seinem 18. Geburtstag, wurde Strobl aus der Mittelschule ausgeschlossen. Nachdem

Mitte Oktober 1940 die in der Fahrschule City in der Porzellangasse wirkende Gruppe „Haan“ aufgefliegen war, wurde Strobl am 21. 10. 1940 erneut verhaftet und blieb in Untersuchungshaft bis zu seiner Verurteilung am 19. November 1941. Am 1. Jänner 1942 wurde Strobl zur Deutschen Kriegsmarine eingezogen. Er überlebte den Krieg im Fronteinsatz bei schwimmenden Einheiten der Bordflak, während sein Bruder Fritz im März 1945 durch eine Fliegerbombe umkam.

Jugendliche Widerstandsaktionen und ihre Folgen

Von der Gruppe bei den Jesuiten in der Canisiusgasse kamen auch die hektografierten Predigten von Bischof Galen gegen die Euthanasie an psychiatrischen Patienten, die eine massive Provokation des nationalsozialistischen Regimes waren. Die jugendlichen Regimegegner vervielfältigten sie mit Hilfe von Wachsmatrizen und gaben sie u. a. an antinazistische, jedoch nicht katholische Schulfreunde weiter. Weitaus riskanter waren jedoch Vorbereitung und Durchführung einer geheimen Flugzettelaktion.

Mit Hilfe eines in der nahegelegenen, noch heute bestehenden Druckerei C. Angerer & Göschl in der Gschwandnergasse beschäftigten kommunistischen Lehrlings gelang es, Klischees für ein Flugblatt herzustellen, das die österreichischen Farben mit dem Kurztext „Heil Österreich“ als überparteiliches Bekenntnis zu einem unabhängigen Österreich enthielt. Daim erinnert sich, dem Lehrling dafür 5 Reichsmark gegeben zu haben. Die Flugzettel sollten in einem aufgeschlitzten Sack an ein Polizeiauto angehängt und damit verteilt werden. Aus der Aktion wurde jedoch nichts.

Bedauerlicherweise hatte nämlich der Druckerlehrling Probedrucke angefertigt und an seinem Arbeitsplatz liegen gelassen. Sein in derselben Firma beschäftigter Onkel fand diese und verständigte die Gestapo. Daim hatte die Klischees sofort nach Erhalt an Karl Strobl weitergegeben. Dieser bzw. seine Eltern versteckten sie zwischen dem Ober- und Unterteil einer Zimmerkredenz. Sie sollen nach dem Krieg dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands übergeben worden sein, sind dort aber leider nicht mehr auffindbar. Jedenfalls hatte der Verrat zum Verbleib der Klischees noch ein Nachspiel für den jungen Wilfried Daim:

All dies vorausgesetzt, kam ich eines Tages nach Hause. In der Küche saß ein Mann mit herrenmenschlichem Blick. Meine Mutter bügelte. Der Mann hatte eine Mappe in der Hand, und ich konnte, noch stehend, einen Blick hineinwerfen und zwei Fotokopien sehen. Unsere beiden Klischees, allerdings schwarz-weiß. Dies erschreckte mich sehr, denn mein erster Gedanke war, dass die Gestapo auf irgendeine Weise schon an die Klischees bei Strobels herangekommen wäre. Von den Probedrucken hatte ich ja keine Ahnung. Aber die Kopien waren natürlich von den Probedrucken gemacht worden, und dies erfuhr ich alsbald aus den Fragen des Verhörs, was von Seiten des Gestapo-Mannes zweifellos eine Dummheit war. Er hätte seine Quelle nicht verraten dürfen.

Ich versuchte verzweifelt, eine glaubhafte Geschichte zu erfinden, die erklären sollte, warum ich die Klischees nicht mehr hatte. Hätte ich sie noch gehabt, hätte ich sie natürlich hergegeben, denn verwendbar waren sie nun ohnehin nicht mehr. Ich war fest entschlossen, Strobl nicht zu verraten. Aber nur wenn ich eine glaubhafte Geschichte erfand, würde die Gestapo nicht versuchen, aus mir Namen zu erpressen: vor allem jenen, dem ich die Klischees weitergegeben hatte, denn dass das geschehen war, konnte sich die Gestapo denken.

Wie mir meine Mutter später erzählte, war der Mann plötzlich, ohne anzuklopfen, hereingekommen, hatte sich als Gestapo-Mann ausgewiesen und sofort mit einer, allerdings sehr oberflächlichen Hausdurchsuchung begonnen. Dass sie sehr oberflächlich war, konnte ich daraus erkennen, dass er ein neben meinem Bett offenliegendes Buch nicht angeschaut hatte. Dabei handelte es sich um Kurt von Schuschnigg's Buch „Dreimal Österreich“, das ich damals las, weil es verboten war. Erst später wurde mir klar, dass es sich um ein sehr schwaches Produkt österreichischen Schrifttums handelte. Aber einen Gestapo-Agenten hätte es natürlich provoziert.

Er begann mich auszufragen, wobei ich seinen Fragen entnahm, dass er von der ganzen Sache noch nicht viel wusste. Trotzdem fiel mir keine glaubhafte Geschichte ein, als er mich nach dem Verbleib der Klischees fragte. So erzählte ich ihm eben eine höchst unglaubwürdige, hinter der ich mich zu verschanzen gedachte. Ich konnte mir aber beim besten Willen nicht vorstellen, dass er mir die Geschichte abnehmen würde. Ich erzählte, dass ich mich im Park mit einem älteren Herrn unterhalten hätte, der sehr von Österreich schwärmte. Ich hoffte, er würde mir bei einem Wiedersehen die Klischees abkaufen. Den Entwurf hätte ich selbst angefertigt. Sobald ich jedoch die Klischees bekommen hatte, hätte ich sie, von Reue überwältigt, in einen Kanal in der Nähe des Türkenschanzparks geworfen. Er sagte zunächst nur: „Da kriechst Du aber runter und holst sie rauf.“ Ich sagte: „Das war aber ein Hauptkanal!“ Er sah mich äußerst skeptisch an, wozu er nun wirklich allen Grund hatte.

Aber da ich die Klischees nicht mehr hatte und ich auf keinen Fall verraten wollte, wem ich sie gegeben hatte, musste ich einerseits in der gegebenen Situation alles auf mich nehmen, andererseits irgendetwas erfinden. Ein Unsinn war dabei sicher besser als Auskunftsverweigerung, zumindest dachte ich das.

Er sagte schließlich: „Wir sehen uns noch.“ Und dann ging er. So musste ich auf eine Vorladung warten. Er hatte mir auch noch verboten, mich „mit meinen Komplizen“ zu treffen.

[...] Ich bekam alsbald eine Vorladung zu einer Einvernahme ins Jugendreferat 2C1 im Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz. Ich hatte sehr große Angst, denn ich musste damit rechnen, dass man mir nicht glaubte und versuchen würde, die Wahrheit aus mir mit Gewalt herauszuholen. Aber ich hatte Glück im Unglück. Das Glück war der Termin.

Zunächst ging ich dorthin, wo man mich erwartete. In einem nicht sehr großen, schmalen Zimmer saß jener Mann, der bei uns zu Hause gewesen war, an einem Schreibtisch. An der Breitseite des Zimmers war eine Tür offen, die in ein ähnliches Zimmer führte,

und dahinter war, wie ich beim Vorbeigehen sah, eine weitere solche Tür, ebenfalls offen. In den beiden anderen Zimmern waren auch zwei Beamte, die ich jedoch nicht sehen konnte. Da die Türen offen standen, konnten sie jedoch das Verhör mitverfolgen, ohne selbst gesehen zu werden. Und nach etlicher Zeit kam der eine, dann der andere hinzu, und es kam zu einem „Kreuzverhör“. Während jener, der bei uns gewesen war, eher einen brutalen Eindruck machte, war ein anderer eher schwächling und blass. Ihm traute ich einen raffinierteren Sadismus zu, wie etwa einem Himmler oder Beria. Der dritte war so farblos, dass ich mich nicht an ihn erinnere.

Mein erster Verhörpartner hatte auf seinem Schreibtisch einen Volksempfänger, den er zwar kleingedreht hatte, bei jeder „Sondermeldung“ jedoch sofort lauter stellte. Und man konnte sehen, dass die drei ungleich mehr an den Sondermeldungen interessiert waren als an dem Unsinn, an dem ich eisern festhielt und den ich immer gegen ihre Zweifel verteidigte und so in den verschiedensten Varianten wiederholte.

Nun hatte die deutsche Wehrmacht am 9. April 1940 einerseits Dänemark besetzt, andererseits waren Truppen in Norwegen gelandet. Es wurden jedoch im Radio keinerlei Details bekanntgegeben, weil man befürchtete, dem „Feind“ Dinge bekanntzugeben, die er vielleicht noch gar nicht wusste. Außerdem waren die Siege geeignet, die Bevölkerung in eine im Sinne des Regimes günstige Stimmung zu versetzen, wenn man sie entsprechend propagandistisch verarbeitete. Und hierin waren nun die Nationalsozialisten tatsächlich Meister. Dies geschah ein oder zwei Tage nach der Landung in Norwegen gerade zur Zeit meines Verhörs. Daher waren die drei in einer Hochstimmung, und so ein lächerlicher Wurm wie ich, der so dumm war, sich gegen eine solche „Urkraft“ zu stellen, erschien ihnen wie ein Witz. Ich sah bei jeder Sondermeldung bewundernd auf das Radio. Sie glaubten mir die Bewunderung kaum – oder doch vielleicht bis zu einem gewissen Grad.

Das Verhör dauerte etwa drei Stunden, allerdings immer durch ehrfürchtiges Staunen über die Sondermeldungen unterbrochen. Am Schluss waren wir dort, wo wir am Anfang waren, und dann musste ich noch, wie sie das nannten, in den Keller „Klavierspielen“ gehen, das heißt, Fingerabdrücke machen lassen. Auch entsprechende Fotos wurden von mir gemacht. Um die Abnahme der Fingerabdrücke zu stören, hatte ich mir die Fingerkuppen schon zu Hause etwas abgefeilt, teils kleinere Löcher hineingebissen. Sie fanden meine Fingerabdrücke merkwürdig. Einer meinte: „Vielleicht hat er kriminelle Anlagen.“ Dann konnte ich gehen. Ich war sehr erleichtert, denn das Hinuntergehen in den Keller hatte mir zunächst einigen Schrecken eingejagt. Es war mir gelungen, niemanden zu veraten und doch auch wieder von dort wegzukommen. (DÖW-Jahrbuch, 1995, S. 117ff.)

Um etwas Distanz zur Gestapo aufzubauen, meldete sich Wilfried Daim in der Folge für ein paar Monate zum Dienst in der Landwirtschaft. Er absolvierte diese Tätigkeit auf einem Bauernhof bei Seebenstein im niederösterreichischen Bezirk Neunkirchen.

Im Gegensatz zur lediglich geplanten Verbreitung patriotischer Flugzettel gelang Daim und seinen Freunden in Wien dann eine andere gegen die Nazis gerichtete Aktion tatsächlich. Ein loses Mitglied der Gruppe, Karl Sigurd Hahn, übermalte in

scheinbar betrunkenem Zustand Hitlerbilder, schlug „versehentlich“ einen am Wiener Elterleinplatz prominent angebrachten Schaukasten der NSDAP ein und übergoss ihn mit klebrigem Lack. Beträchtliches Aufsehen an der verkehrsreichen Stelle war die Folge. Karl Hahn soll später wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet und im KZ Mauthausen umgekommen sein.

Wilfried Daim war auch dabei, als die kleine Gruppe um die Strobl-Brüder am Heldendenkmal im Äußeren Burgtor vier Schleifen der dort von der NS-Kriegskameradschaft niedergelegten Kränze abschnitt und mitnahm.

Dass man die Balken der an die Wand gemalten Hakenkreuze verlängerte und so ständestaatliche Kruckenkreuze produzierte, gehörte ebenfalls zum Repertoire der jungen Patrioten. Schließlich übte man sich auch noch im Erfinden von Flüsterwitzen, deren Weitergabe alles andere als ungefährlich war:

Zwei Männer blicken von der Reichsbrücke in die Donau. Nach einander kommen die Leichen von Hitler, Göring und Goebbels, alle drei ein Messer in der Brust, den Strom herunter geschwommen. Nach längerer Pause meint der eine: „Und wie geht es jetzt weiter?“ Darauf der andere: „Was willst Du, hat doch ganz gut angefangen.“

Zwei Männer haben mit ihrem Auto einen Hund überfahren. Der eine meint, man müsse in das Haus gehen, aus dem der Hund herausgelaufen war, um sich zu entschuldigen. Als er wieder herauskommt, trägt er einen Kranz von Würsten um den Hals. Auf die erstaunte Frage seines Begleiters, wie er dazu komme, berichtet dieser, er habe das Haus betreten mit den Worten „Heil Hitler, der Hund ist tot.“

„Lieber Führer, sei so nett, zeige dich am Fensterbrett“ – Sprüche dieser Art sollten ebenfalls ausdrücken, welche Meinung österreichische Patrioten von den Nazis hatten.

Wie man die Teilnahme an der HJ sabotiert

Mit Hilfe seiner Mutter gelang es Wilfried Daim, sich der Teilnahme an den HJ-Veranstaltungen weitgehend zu entziehen. Die mutige Frau hatte einem Hitlerjugendführer gegenüber mit der positiven Einstellung Hitlers zur Religion argumentiert und daraus abgeleitet, dass ihr Sohn sonntags zur Messe und nicht zu den Aufmärschen zu gehen habe:

Ich ging jedoch trotz nachdrücklicher Erinnerung nicht zu den Heimabenden und anderen Veranstaltungen dieser Organisation. Die HJ in Wien stand ohnehin auf fragwürdigem, wenn nicht sogar hoffnungslosem Posten. Der Wiener Widerstand zeigte sich hier so, dass ein geordneter Betrieb gar nicht recht möglich war. Man war so dabei, dass man eigentlich nicht dabei war. Einmal entschuldigte man sich mit Zahnweh, dringendem Lernen, dann blieb man unentschuldig weg, und dies ging über Monate hinweg. Ein Freund, Otto K., Sohn eines nazistischen Polizeimajors, lieferte ein riskantes Glanzstück, indem er sich als sein eigener Onkel verkleidete und sich so entschuldigte. [...]

Die Mitarbeit beim Roten Kreuz genügte auch, um vom Dienst bei der HJ befreit zu sein. Dort lernten wir Verbände anlegen, Knochen schienen, Erste Hilfe etc. und mussten nach Kriegsbeginn auch Verwundete aus Zügen oder Lazarett Schiffen (Donauschiffen) ausladen helfen. Diese Tätigkeit, die mit keinerlei ideologischem Quatsch verbrämt wurde, vertrug sich sowohl mit Christentum als auch mit Sozialismus und vollzog sich in einer eindeutig antinazistischen Atmosphäre, dass es eine Freude war.

Anlässlich einer Übung im Verbandanlegen legten wir nun Otto einen Stützverband für den rechten Arm an – mit einem Drahtgestell –, und er ging mit diesem Arm zur HJ und entschuldigte sich wegen seiner Verletzung, die er sich irgendwo „zugezogen“ hätte – wieder einmal und diesmal gleich auf sechs Wochen. Dann war er beim Roten Kreuz. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 121)

Ausweg Maturaschule

Nach dem kurzen Intermezzo in der Handelsschule entschied sich Wilfried dafür, die Matura nachzuholen. Auf Anraten von Kaplan Weinand und nach dem Vorbild seines zwei Jahre älteren Freundes Karl Strobl besuchte er von Herbst 1940 bis April 1942 die Maturaschule Vrtl in der Habsburgergasse 5. Auch Karl Strobl war dort gelandet, da man ihn ja wegen seiner antinazistischen Gesinnung aus der Mittelschule ausgeschlossen hatte.

In dieser Zeit erwachte Daims Interesse an Literatur. Zu seinen Lieblingswerken zählten die Bücher von Fjodor Dostojewski. Besonders beeindruckt war der Teenager von den „Brüdern Karamasow“ und dort vor allem von den Gedanken im „Großinquisitor“. Durchaus möglich, dass Daim schon damals auf Wladimir Solowjows „Antichrist“ stieß – ein Autor, der für ihn später im Zusammenhang mit dem Buch „Totaler Untergang“ wichtig sein wird. Die Lektüre der russischen Klassiker erweckten jedenfalls in der Folge auch Daims Liebe zu Russland und seinen Menschen. Dies kam ihm während seines späteren Fronteinsatzes zugute, indem er – im Gegensatz zu vielen anderen Landsern – freundlichen Kontakt zur Zivilbevölkerung suchte.

Daim berichtet, dass er die Matura in kürzester Zeit und mit großem Erfolg ablegte und auch später an der Universität nur mehr ausgezeichnete Leistungen erbrachte. Dabei hatten es manche Lehrer wie etwa Prof. Rothleitner, ein eingefleischter Nazi, nicht leicht mit dem regimekritischen Schüler. Am Beispiel von Daims Schulkarriere wird übrigens klar, dass eine möglichst lange gemeinsame Schule bis zum 15. oder gar 16. Lebensjahr sinnvoll ist, um so eine allzu frühe Entscheidung über die spätere Berufslaufbahn zu verhindern. Aber nicht nur ihn, sondern auch Karl Strobl hatten die schulischen Umstände im Krieg einen Strich durch die Rechnung gemacht, was er schließlich nur mit dem guten Willen der Lehrer lenken konnte.

Als sich Daim und Strobl nach dem Krieg trafen, wollte Strobl, wie er es immer schon vorgehabt hatte, Theologie studieren, hatte jedoch kein abgeschlossenes Mittelschulstudium. So wollte er noch einmal eine Maturaschule besuchen. Daim war der Meinung, dass dies nicht nötig sei, da Strobl schließlich durch illegale Akte des Staates an seiner Matura gehindert worden war, und schickte ihn zu Prof. Richard Meister, dem Prorektor und Vorstand des Pädagogischen Instituts. Meister gestattete Strobl, ohne Matura zu inskribieren, wenn auch „nur“ Theologie. Karl Strobl holte die Matura 1947 nach und wurde wie Wilfried Daim Mitglied der Studentenverbindung K.Ö.St.V. Rudolfina. Er empfing 1952 die Priesterweihe, wurde 1959 Pfarrer in Schleinbach-Kronberg im Weinviertel und ging 1989 in Pension. Als „Konsistorialrat“ lebt er heute in Tratten bei Kirchberg am Wechsel.

Beim „Barras“

Wilfried Daim wurde nach dem Aufschub für seine Externistenmatura schließlich an seinem 18. Geburtstag, dem 21. 7. 1942, nach Freistadt zur 1. Kompanie der Panzerjägerabteilung 17 einberufen. Es war inzwischen klar geworden, dass ein junger Mann dem „Barras“ wie man die Wehrmacht damals nannte, nicht entgehen konnte. Zwar dachte er ursprünglich daran, Offizier zu werden, („um effizienter



Die Schwurfinger erhoben, den Eid nicht mitgesprochen. (1. Reihe, Zweiter von links)

Widerstand leisten zu können“) bzw. hatte versucht, zu den Jagdfliegern oder zu den Fallschirmjägern zu kommen („weil ich da die größte Chance sah, mich zum sogenannten Feind abzusetzen“), doch wurde ihm dies infolge seiner politischen Unzuverlässigkeit verwehrt. Wilfried, der nicht sehr sportlich, ja damals sogar etwas kränklich war, sollte als Schütze 4 an der PAK fungieren. Die leichte 3,7cm-PAK konnte von zwei Soldaten gezogen werden, was Anlass zu vielen Schikanen war, die sich aus dem Exerzieren mit dieser Waffe und dem dauernden Herumschleppen derselben ergaben. Nach Daims Angaben war dies für ihn insofern ein Glück, als er nicht auf Russen schießen musste.

Wilfried Daim, mit seinen 1,82 Metern der Zweitgrößte der Kompanie, erhob zwar die Hand zum Eid auf Hitler, sprach aber – wie er heute meint – die Eidesformel nicht mit. Er hatte vorher mit dem Gedanken kokettiert, den „Eid auf den Führer“ zu verweigern, nahm aber davon Abstand, weil er sich der Folgen bewusst war und sich überdies sagte, dass ein von einem verbrecherischen Regime erzwungener Eid ohnedies ungültig sei. Der militärische Drill war für den widerspenstigen Österreicher eine schreckliche Erfahrung. Er protestierte gegen nächtlich verabreichte Prügelstrafen, was dazu führte, dass sich viele seiner Kameraden mit ihm solidarisierten, was seinen Widerstandswillen erneut stärkte. Während des langen Wachestehens rezitierte er die Gedichte, die er – auf Anregung seines Mentors Weinand – auswendig gelernt hatte und suchte nach Gelegenheiten, sich weiterhin in seine Literatur zu vertiefen:

Später, nachdem der größte Teil von uns beim Militär war, wurde jeder, der auf Urlaub war, bevor er zurückfuhr, von den Familien seiner Freunde vergleichsweise reich beschenkt. So fuhr ich einmal zur „Einheit“ mit Mohnkuchen, Biskuit und Marmeladegläsern etc. im Gepäck zurück, kam wegen einer Stunde Verspätung auf fünf Tage in den „Bau“, das heißt, ins Militärgefängnis, bestach den für den „Bau“ zuständigen deutschen Feldwebel mit einem Glas Marmelade und hatte fünf Tage Zeit, um in Ruhe zu lesen und die mitgebrachten Kostbarkeiten zu verzehren. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 113)

Nach der infanteristischen Grundausbildung im Raum Freistadt wurde Wilfried Daim mit seiner Kompanie am 28. Oktober 1942 nach Ostpreußen, mitten in die Masurische Seenplatte, verlegt:

Wir erwarteten, direkt an die Front geschickt zu werden. Es war schon Herbst, und der Winter nahte, und wir hatten alle Angst. Doch vorerst kam es anders. Anstatt an die Front, wurden wir nach Arys (heute Orzysz) in Ostpreußen geschickt, an einen Ort, der nur dreitausend Einwohner hatte, wo es jedoch an die zwanzigtausend Soldaten gab. Dies war – abgesehen von einem Dorf im Allgäu – der kälteste Platz des Großdeutschen Reiches. Hier sollten wir eine Skiausbildung erhalten, weil die Gegend genauso flach war, wie in jenem Teil Russlands, der für einen Einsatz in Frage kam. Die Ausbildung war von den im Winterkrieg bestens bewanderten Finnen übernommen worden. Wir lernten so Langlauf, Iglu bauen und ähnliches, und man führte uns das neueste Modell einer Panzerabwehrkanone vor. (Meine Kunstabenteuer, S. 16)

Auf dem traditionsreichen Truppenübungsplatz Arys wurde also „Flachlandskifahren“ für den Russlandfeldzug eingeübt. Vorbild für den Winterkrieg auf Skiern waren die Finnen. Im weißen Tarnanzug wurde das Maschinengewehr auf einem sogenannten Akia nachgezogen. Die Soldaten, viele davon Österreicher, wurden von Olympiasiegern trainiert. Von den vielen Soldatenliedern, die Daim laut brüllend mitsingen musste, ist ihm nur eines in positiver Erinnerung, das Landsknechtlied „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht“, weil es einen etwas anspruchsvolleren Text hatte, der „seinem damaligen Lebensgefühl entsprach, das zwischen Resignation und wilder Entschlossenheit schwankte“: Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, / Fürsten in Lumpen und Loden, / Zieh'n wir dahin bis das Herze uns steht, / Ehrlos bis unter den Boden. / Fidel Gewand in farbiger Pracht Trefft keinen Zeisig ihr bunter, / Ob uns auch Speier und Spötter verlacht, / Uns geht die Sonne nicht unter.“

Gefreiter wie einst der „Gröfaz“

Am 1. 8. 1943 wird Wilfried Daim zum Gefreiten befördert. Damit bekleidete er denselben Rang wie der „Größte Führer aller Zeiten“. Daim schildert seinen Aufenthalt als deutscher Besatzungssoldat – inzwischen ist die Truppe in Russland – als einen Versuch, als höflicher Österreicher mit der örtlichen Bevölkerung möglichst gut auszukommen. So sandte er einmal einen tschechisch sprechenden Kameraden in ein Haus, das zur Einquartierung bestimmt war, mit dem Befehl, den Hausbesitzer vor die Tür zu bitten. Als dieser verängstigt heraustrat, reichte ihm Daim die Hand und ließ ihm sagen, dass die Einquartierung möglichst schonend vor sich gehen würde. Dem Mann traten Tränen in die Augen. Das so hergestellte Vertrauen machte sich bezahlt, denn die Russen ließen es sich nicht nehmen, ihre Vorräte bereit zu stellen und brachten den Besatzern alsbald Hühner, Eier und andere Lebensmittel. Der Gefreite Wilfried Daim erhielt einmal den Auftrag, einen Chor für das Weihnachtsfest zusammenzustellen. Dafür bekam er fünf Tage Urlaub. Die Fahrt nach Wien aber war schwierig, weil die Züge nicht planmäßig verkehrten. So musste Daim in Thorn in Ostpreußen (dem polnischen Toruń) einen Zwischenaufenthalt einlegen. In dem schmucken Städtchen an der Weichsel fiel Daim ein schönes gotisches Haus auf. Er trat ein und erfuhr, dass darin Nikolaus Kopernikus, der 1473 in Thorn geboren worden war, gewohnt hatte. Daim bewunderte die im Haus vorhandenen Kunstschatze und deutete auf eine besonders schöne Figur. „Diese ist unverkäuflich“, antwortete die Dame des Hauses, „aber Sie haben einen guten Geschmack – das ist ein Veit Stoß“. Daim trug sich mit einem echten Federkiel ins Gästebuch ein und durfte in der Dachstube übernachten, angeblich im selben Bett, auf dem der berühmte Astronom geschlafen hatte.

Als Daim einmal einer alten Russin, die das Zimmer mit einem Korb voll Wäsche verlassen wollte, die Tür aufmachte, war das einem anwesenden ehemaligen HJ-

Führer Anlass genug, den „Ostmärker“ anzubrüllen: „Daim, Sie haben kein Rassenbewusstsein!“ Darauf dieser: „Nein, aber Anstand“. Die Folge war ein Rapport bei einem höheren Offizier, einem Westfalen. Dieser: „Daim, ich höre, Sie kollaborieren mit dem Feind“. Als Daim den Vorfall aus seiner Sicht schilderte, meinte der Offizier – offenbar leicht resignierend: „Wenn das, was Sie da machen, richtig ist, ist alles, was wir machen, falsch.“ Daim konnte sich jedoch darauf berufen, dass es keine Vorschrift gab, die sein höfliches Verhalten untersagt hätte.

Mit der Bibel im Tornister

Ich war Gefreiter in einer Schijägerdivision, und wir waren vorne an der russischen Front. Unser Zug wurde für zwei Tage herausgenommen. Wir sollten entlaust werden. Die Läuse haben uns fast aufgefressen. Es war effektiv eine Legion, die da bekämpft werden musste. Da kamen wir in ein Wäldchen. In diesem waren sogenannte „Bunker“. Im Ersten Weltkrieg hieß das „Unterstände“. Die waren leer, die Artillerie, die sie gebaut hatte, war weg, und wir konnten uns einen Meter und mehr unter der Erde hinlegen und schlafen.

Wir waren so müde, dass wir gar nicht bemerkten, dass ein starkes Gewitter kam. Das Gewitter hat große, eiförmige Hagelkörner mit sich gebracht, ohne dass wir etwas bemerkt hatten. Nachher schien die Sonne wieder, das Eis zerrann, und plötzlich kamen in die Bunker Riesenmengen von Eiswasser. Wir waren weitgehend ausgezogen gewesen, hüpfen geschockt und nass heraus. Nicht nur wir wurden nass, sondern natürlich auch unsere Rucksäcke. In meinem Rucksack war der „Rösch“. Das Neue Testament, übersetzt von Rösch. Nun war das auch nass. Wir haben alles in der Sonne ausgebreitet, um es trocknen zu lassen. Einer von dem Zug war ein engagierter und sehr übler Nazi. Der sah dort das Buch liegen. Bücher, die irgendwo liegen, reizen immer wieder die Aufmerksamkeit, auch wenn die Leute wenig lesen. Er merkte, dass es sich um ein Neues Testament handelte. Und er versuchte, es lächerlich zu machen. Ich dachte nur, die Bibel soll sich selber verteidigen. Einen Unsinn kann er ja nicht finden. Er schlägt auf und blättert herum. Rösch übertitelte jeden Absatz mit einem Schlagwort. Da entdeckt unser Nazi das Wort „Habgier“. Und jetzt schlägt er einen salbungsvollen Ton an. Und dann liest er:

„Woher kommen denn Kriege und Kämpfe unter euch?“ Darauf wollte er aufhören und das Buch hinlegen. Die andern aber sagten: „Lies weiter!“ Jetzt war es auf einmal interessant. Er las normal weiter: „Woher anders, als von euren Lüsten, die in euren Gliedern den Streit entfachen. Ihr begehrt etwas und habt es doch nicht. Ihr mordet und hasst, und könnt es doch nicht erlangen.“ Wenn ich das gesagt hätte, dann hätte man mich vielleicht zur Strafkompagnie geschickt. Er musste es aber lesen. Das war unglaublich. „Ihr kämpft und streitet um etwas und erreicht es nicht, weil ihr nicht betet. Ihr betet um etwas und erhaltet es nicht, weil ihr schlecht betet. Ihr wollt es für eure Lüste verwenden.“

Das Zitat stammt aus dem Jakobusbrief, den Luther aus dem Evangelium eliminieren wollte. So sprach gegen seinen Willen ein deutscher Nazi ein biblisches Verdikt gegen den

Krieg, gegen die Russen vor ein paar verlausten deutschen Landsern. So krumme Wege geht der Heilige Geist. (Als Katholik im Dritten Reich in: KÖHV Amelungia im ÖCV: Christlich motivierter Widerstand, S. 51)

Auf die ausdrückliche Frage, ob er an die Front nicht von vornherein eine große Sympathie für das russische Volk mitgebracht habe, antwortet Daim ohne zu zögern: „Ja, ich liebe die Russen“. Er begründet dies durch seine Lektüre russischer Romane und die Liebe zu russischer Musik, mit der er nicht zuletzt durch die Kulturabende bei Kaplan Weinand schon in jungen Jahren in Berührung gekommen war. Daim meint aber auch, dass es bei vielen deutschen Soldaten und Offizieren keinen Hass auf die Russen gegeben hat. Viele Wehrmachtsangehörige waren aus ihrer katholischen Tradition heraus gegen Hitler und das NS-Regime eingestellt, so auch Daim. Dass dieser Krieg verheerende Folgen haben sollte, war bereits allen klar:

Als ich dann im Jänner 1943 tatsächlich nach Russland kam, haben sich am Bahnhof von Wizebsk (weißrussisch Viciebsk, ganz im Nordosten des Landes) 13- bis 14-jährige Mädchen für ein Drittel Kommissbrot angeboten. Das war ein echter Schock. Was dort die Zivilbevölkerung mitgemacht hat, und zwar auf Grund des deutschen Angriffs, ist kaum vorstellbar. Es wurde für mich unübersehbar, dass wir einen ungerechten Krieg führten. (Als Katholik im Dritten Reich in: KÖHV Amelungia im ÖCV: Christlich motivierter Widerstand, S. 49)

Während Daim bei einer Reserveabteilung in Pilsen/Plzeň stationiert war, beantragte er trotz kaum messbarer Kurzsichtigkeit Schießbrillen, die es aber nur in Prag gab. So durfte er nach Prag fahren, wo er zwei Tage Zeit für sich hatte. Bis er dann endlich die Brillen erhielt, war er bereits mehrmals versetzt worden und schlussendlich aus Mangel an Geschützen infanteristisch eingesetzt, wobei er stets absichtlich sein Ziel beim Schießen verfehlte.

Wilfried Daim wurde im Verlauf der Kämpfe drei Mal verwundet. Die erste Verwundung verlief eher harmlos – ein kleiner Granatsplitter hatte ihn unter dem Kinn am Goldkettchen mit dem Kreuz getroffen. Die zweite war weitaus schwerer, ging aber wie durch ein Wunder relativ glimpflich aus. Bei der „Bereinigung“ eines russischen Brückenkopfes im Raum Sandomir/Sandomierz an der Weichsel/Wisła wurde Daim, der am Boden Deckung gesucht hatte, zwei Mal in die linke Brusthälfte getroffen. Die Geschosse traten am Rücken wieder aus. Als Daim zurück rannte, trafen ihn zwei weitere Schüsse. Diese wurden aber von den Aluminiumketten im Reinigungsgerät seines Gewehres aufgefangen. Er warf sich darauf in Deckung und wurde von zwei Sanitätern abgeholt. Nachdem diese auf Daims Weisung luftdichte Verbände angelegt hatten, wurde er zum Hauptverbandplatz gebracht. Von dort erfolgte der Transport in ein Lazarett. Daim, dem auch zwei Rippen zerschossen worden waren, konnte einige Wochen bei seiner Familie verbringen, bevor es Anfang 1945 wieder an die Front ging. Die Moral der Truppe war bereits an einem Tiefpunkt angelangt, ein Rückzug folgte dem anderen.

Bei einem solchen „erfolgreichen Rückzug“ ging es darum, eine Kirche zu sprengen. Während einer Gefechtspause stellte Daim dem Pionieroffizier die Frage, ob die Sprengung denn unbedingt nötig sei, immerhin handle es sich um ein Gotteshaus. Darauf wurde ihm erklärt, dass zumindest der Turm gesprengt werden müsse, damit dieser den nachrückenden Russen nicht mehr zur Aufklärung dienen könne. Daim wollte sich die Kirche ansehen, fand darin ein Buch sowie einige lose Blätter in kirchenslawischer Schrift und nahm sie mit. Es gelang ihm, dieses Kleinod zu retten. Später ließ er die Blätter rahmen. Noch heute hängen sie in Daims Schlafzimmer. Auch die Kirche selbst wurde nie zerstört, seine Einheit hatte den Ort noch vor der Sprengung der Kirche verlassen.

Im Dezember 1944/45 musste sich Daim noch einmal von seinen Eltern, deren Wohnung bereits durch Bombentreffer beschädigt war, trennen. Auch andere Kameraden waren zum Abschied gekommen. Zu dritt wünschte man einander: „Bleib übrig“. Einer überlebte unversehrt, Daim kam schwer verwundet zurück, doch der Dritte ist seither an der Ostfront vermisst.

Bei Daims dritter Verwundung am Karsamstag, dem 31. 3. 1945, in der Nähe von Kattowitz/Katowice durchschlug eine Kugel aus einer Maschinenpistole beide Knochen seines rechten Unterschenkels. Er musste eine ganze Woche in einem Lazarett verbringen, bevor er in das Lazarett im nordböhmischen Jitschin/Jičín kam, wo man ihm das Bein bis unter das Knie amputierte. Dies war notwendig geworden, weil der Nagel, der in die Ferse getrieben worden war, um das Bein zu strecken, nicht steril gewesen war und eine Blutvergiftung ausgelöst hatte. Das Lazarett, in dem deutsche wie russische Soldaten lagen, musste jedoch bald aufgegeben werden und so wurde Daim schließlich nach Preßburg/Bratislava verlegt. Von dort ging es weiter an den Stadtrand von Wien. Mit Hilfe von zwei mutigen Frauen aus Floridsdorf, gelang es Daim, den Zug zu verlassen und sein Elternhaus zu erreichen:

Ich sagte, ich sei zwar aus Wien, doch hätte ich keine Krücken, könnte auch gar nicht gehen, wenn ich welche hätte. Da liefen die zwei Frauen fort und kamen mit einem Bettensatz wieder, den sie als Tragbahre benützten. Ich wog zwar nur 45 Kilogramm, aber die beiden waren ebenfalls geschwächt. Trotzdem schleppten sie mich zu dem Haus und besorgten mir einen Arzt, der mich frisch verband und mir eine schmerzstillende Spritze gab.

Es gab kein funktionierendes Telefon, keine Post, und es fuhr keine Straßenbahn. Ein Blinder ging geführt von einem elfjährigen Mädchen für mich nach Hernals und verständigte Mutter und Schwester. In meinem Elternhaus hatte eine Bombe eingeschlagen, meine Mutter lebte in der Küche und meine Schwester bei einer Tante. Mutter und Schwester holten mich mit einem Pferdewagen, mit dem vor allem Tote transportiert wurden, nach Hause. Auch wenn rundherum das Chaos herrschte, war ich überglücklich zu Hause zu sein. Weinand besuchte mich sofort, und ein Arzt sorgte dafür, dass ich ins Krankenhaus „Zum Göttlichen Heiland“, das teilweise zu einem Lazarett umfunktioniert worden war, kam. Der dortige Primar setzte gnadenlos die Opiate ab, sodass ich uner-

trägliche Schmerzen hatte, doch war auch die Suchtgefahr gebannt. Trotz Schmerzen begann ich sofort wieder zu lesen und bereitete mich auf die Universität vor. Ich erhielt von Freunden Besuche und war schnell wieder fähig, am aufkeimenden geistigen Leben teilzunehmen. (Meine Kunstabenteuer, S. 26)

Diese Rettungsaktion war in der Tat sensationell – man musste sich dafür eine Rotkreuzfahne besorgen, um unbehindert über die Donau zu kommen. Auch war es notwendig, den Gemüsehändler, der seinen Wagen zur Verfügung gestellt hatte, mit Zigaretten etc. zu entlohnen. Wilfried Daim hielt nach dem Krieg immer noch dankbaren Kontakt mit seiner Retterin, Agnes Freidl. Eine Auszeichnung für ihre Tapferkeit konnte er zu seinem Leidwesen nicht erwirken.

Der Krieg war überstanden, Daims Verwundung heilte und mithilfe von Lebertran kam er bald wieder zu Kräften. Er war ja nicht nur dreimal verwundet gewesen, sondern hatte während des Krieges mit Typhus und Ruhr auch zwei schwere Krankheiten zu überstehen gehabt. Schwester Stephanie und Kaplan Weinand stellten sich nach seiner Heimkehr jedenfalls mit Eierlikör ein, ein damals nicht leicht erhältliches „Heilmittel“. Dennoch erforderte das amputierte Bein wiederholte Krankenhausaufenthalte, während derer Daim mehrmals einen Geistlichen zu sich bat und diesen ersuchte, ihm Lesestoff zu besorgen. So kam er etwa an Bücher von Sigmund Freud heran und konnte sich erstmals mit den Lehren der Psychoanalyse beschäftigen.

Nachkriegszeit an der Wiener Uni

Schon seit der Mittelschulzeit stand für Wilfried Daim fest, dass er Psychologie studieren würde, wenngleich es daneben auch eine Neigung zur Archäologie gab:

Während der Zeit der Maturaschule las ich zum ersten Mal psychologische Literatur. Damals kam ich zu dem Entschluss, Psychologie zu studieren. Da ich wegen der Matura Aufschub vom Militärdienst bis Juli 1942 bekommen, diese jedoch schon im April bestanden hatte, blieben mir drei Monate Zeit, die Universität zu besuchen. Ich hörte mir Vorlesungen in Philosophie, Psychologie, Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und vieles mehr an. Dabei suchte ich mir sozusagen ein Nebenfach, denn das Hauptfach Psychologie stand außer Frage. Eigentlich hätte mich Kunstgeschichte interessiert, doch konnte ich mich mit der Art der Vorlesungen nicht anfreunden. Ich schob daher die Entscheidung für nach dem Krieg auf und entschied mich dann schließlich dagegen. Inskribieren konnte ich damals ohnehin nicht, denn da hätte man mich sofort einberufen. So hatte ich noch etwas Zeit zu Hause zu verbringen. (Meine Kunstabenteuer, S. 11)

Schließlich hatte Daim sich von seinen Verletzungen erholt und auch bald darauf sein heiteres Naturell zurück gewonnen. Jedenfalls inskribierte der stets fröhliche Kriegsinvalide an der Wiener Universität im Hauptfach Psychologie und im Nebenfach Anthropologie. Damit geriet er in die „Fänge“ von Univ. Prof. Dr. Hubert Roh-

racher (1903–1972). Dieser hatte nach Durchlaufen katholischer Schulen Süd- und Nordtirols in Innsbruck Dokorate in Rechtswissenschaft und Philosophie erworben, war dann aber Assistent am dortigen Institut für experimentelle Psychologie bei Prof. Theodor Paul Erismann geworden, wo er u. a. an gehirnelektrischen Experimenten mitwirkte. Nach dem Krieg, den er teilweise als Heerespsychologe in Salzburg, teilweise als a. o. Professor in Wien verbracht hatte, wurde Rohracher an die Universität Wien berufen. Als Ordinarius vertrat er über zwei Jahrzehnte lang eine streng naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie. So erforschte er die Zusammenhänge zwischen elektrochemischen Gehirnvorgängen und psychischen Prozessen, nahm Tierversuche vor und war ein strikter Gegner der Psychoanalyse („Es kommt kein Tiefenpsychologe in meine Nähe“). Als am 4. Februar 1955 im Arkadenhof der Universität Wien die Freud-Büste enthüllt wurde, boykottierte Rohracher als zuständiger Ordinarius sogar diesen von Dekan Hans Hoff (1897–1969) geleiteten Festakt, wie Norbert Leser im Vorwort berichtet. Die allgemeine Ablehnung der Werke Freuds lag offenbar dabei weniger an dem in Österreich der Nachkriegszeit noch nachwirkenden Antisemitismus, sondern vor allem an der im Katholizismus tief verwurzelten Leibfeindlichkeit, welche der Rezeption einer Lehre im Wege stand, die der Sexualität eine wichtige Rolle zumaß.

Rohracher war trotz (oder wegen?) seiner ablehnenden Haltung gegenüber der Tiefenpsychologie ein sehr erfolgreicher Lehrer, der oft genug das Auditorium Maximum füllte. Für die Studenten war es angenehm, dass sich Rohracher nur mit den Teilgebieten der Psychologie befasste, weil sie nichts anderes lesen mussten als seine damaligen Werke („Persönlichkeit und Schicksal“, „Kleine Charakterkunde“, „Elektrochemische Vorgänge im Gehirn“). Laut Daim pflegte Rohracher bei Prüfungen eines seiner Bücher zur Hand zunehmen, eine beliebige Seite aufzuschlagen und den Prüfling nach dieser Stelle zu fragen. Wilfried Daim überliefert auch, dass ein Assistent Rohrachers, Walter Toman (1920–2003), heimlich eine Lehranalyse machte und darauf seine Stellung verlor. Toman, ab 1951 Professor für klinische Psychologie in Boston, wurde dennoch für sein grundlegendes Buch „Family Constellation“ (1961) berühmt. Die Situation im mühsam aufgebauten Institut muss in der Tat recht eigenartig gewesen sein, wie auch der Bericht einer damaligen Studentin und heutigen Psychotherapeutin zeigt:

Vielleicht ist es nicht unwichtig, jener gerade in Wien merkwürdigen Lücke zu gedenken, die sich vor mir auftat, ohne dass ich es richtig merken konnte: Es ist das mangelnde Interesse für Tiefenpsychologie, die fast völlige Unkenntnis der Schriften Freuds. Zwar gab es die zweistündige Vorlesung eines Freudianers in irgendeinem abgelegenen Hörsaal der Universität. Dieser junge Mann aber war, ähnlich seinem großen Meister, „nur“ Privatdozent und hatte selbstverständlich keinen Zugang zu den geheiligten Räumen des Instituts. [...] Denn für uns Wiener Psychologen galten ein paar Sätze aus dem Rohracher-Lehrbuch: dass es unmöglich sei, das Unbewusste zu beweisen, da es ja seiner Definition nach eben nicht bewusst werden könne; werde es bewusst, dann sei es aber eben

nicht mehr das Unbewusste. Zwar wäre gegen die Annahme eines Unbewussten an sich nichts einzuwenden; es bestünden aber doch erhebliche Zweifel, ob es sinnvoll sei, zwischen das bewusste psychische Erleben und dessen organischer Grundlage noch ein „Unbewusstes“ einzuschieben. (Eva Jaeggi, Neugier als Beruf, S. 29ff.)

Wilfried Daim, der, wie wir inzwischen wissen, immer schon gerne gegen den Stachel löckte und mehr an Psychoanalyse, Parapsychologie und anderen unkonventionellen Ansätzen als an der sogenannten „Schulpsychologie“ interessiert war, führte mit seinem wichtigsten Lehrer sehr kontroverielle Diskussionen, absolvierte aber seine Rigorosen dennoch mit ausgezeichnetem Erfolg. Der kritische Student ging sogar so weit, die auf physiologische Charaktertests (Farbe, Form etc.) konzentrierte Methode seines um 20 Jahre älteren Lehrers Rohracher zu karikieren, indem er in einer schriftlichen Abhandlung die Frage stellte, wie man mit diesem psychologischen Instrumentarium den Unterschied zwischen Adolf Hitler und Franz von Assisi herausarbeiten könne. Daim: „Ob wohl Rot die Lieblingsfarbe Hitlers gewesen sei?“

Als Lehrer von ganz anderem Schlag hat Daim den katholischen Philosophieprofessor Alois Dempf (1891–1982) in Erinnerung. Als ihn Daim um einen Termin für sein Philosophikum ersuchte, ließ er ihn Platz nehmen und prüfte ihn an Ort und Stelle. Daim bestand wieder einmal mit „ausgezeichnet“. Dempf war übrigens Mitherausgeber der Zeitschrift „Wissenschaft und Weltbild“, in der Wilfried Daim später häufig publizierte.

Eine etwas ungewöhnliche Dissertation

Die Situation rund um Daims Interesse an der Tiefenpsychologie und anderen vom damaligen Mainstream abweichenden Sachgebieten spitzte sich zu, als es um das Dissertationsthema ging. Daims eigene Vorschläge stießen bei seinem Ordinarius auf wenig Gegenliebe. Nach einigem Hin und Her meinte Rohracher schließlich „Nun, dann dissertieren Sie eben darüber, wie man sich Telefonnummern merkt!“ Gesagt, getan. Ohne zu zögern griff Daim diesen Vorschlag auf und verwirklichte ihn mit Hilfe des vom Ordinarius verordneten „naturwissenschaftlichen“ Instrumentariums.

In seiner Dissertation vom 4. Februar 1948 (33 Maschinschreibseiten, 40 Tabellen) von der im selben Jahr auch ein zehnstufiger Auszug gedruckt erschien, entwickelt Daim den geforderten empirischen Ansatz. Er gründet seine Arbeit auf eine ausführliche Versuchsreihe mit Schülern und Schülerinnen zwischen 8 und 18 Jahren. Die Versuche wurden in zwei Reihen, einer Vorversuchsreihe und einem Hauptversuch, bei insgesamt 1600 Schülern in 15 Buben- und 23 Mädchenklassen in Schulen in Wien 1., (Ursulinen), in Wien 18., und in Strebersdorf (Anstalt der Schulbrüder, bei welchen Daim noch aus seiner Schulzeit bekannt war) durch-

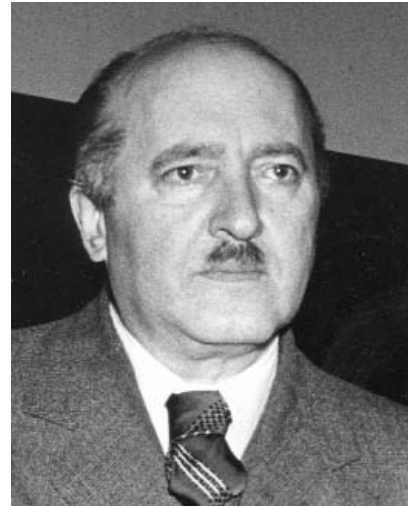
geführt. Es war dies – auch aus heutiger Sicht – eine durchaus ansehnliche Stichprobe. Bei den Versuchen wurden die verschiedensten Buchstaben- und Ziffernkombinationen durch Lehrer und Lehrerinnen den Klassen vorgegeben und die Erinnerungsleistung in der Hauptversuchsstufe nach vier Stunden schriftlich festgehalten. Damals wurde in Österreich noch eine Wählscheibe mit zehn Ziffern und zehn Buchstaben verwendet – das berühmte ZYLMURBAFI. Darauf beruhten sechsstellige Telefonnummern wie A 41 C 25 oder siebenstellige wie U 47-3-501 (die letzteren für Vierteltelefone). Daim konnte mit seiner Dissertation nachweisen, dass die von der Österreichischen Post- und Telegraphenverwaltung gewählten Buchstaben-Ziffernkombinationen jene Reihen waren, die man sich am leichtesten merken konnte.

Wilfried Daim hatte während seines Psychologiestudiums auch Vorlesungen aus Anthropologie besucht. Die dabei erworbenen Kenntnisse nützen ihm, als er sich später mit Lanz von Liebenfels und dessen Rassentheorien auseinandersetzte. Da er in Wien keine Chance sah, sich zu habilitieren, versuchte er es in Graz, was aber ebenfalls nicht gelang. Immerhin wurde Daim nach dem Studium ins Schloss Leopoldskron bei Salzburg eingeladen. Die Amerikaner betrieben dort eine außerordentliche Bildungseinrichtung, das sogenannte „Salzburg Seminar“ mit Sitz in Schloss Leopoldskron. Es war 1947 von den Harvard-Studenten Clemens Heller, Richard Campbell und Scott Elledge ins Leben gerufen worden. Als eine Art „intellektueller Marshall-Plan“ sollte es nach dem Krieg angehende Führungskräfte aller Nationen aus den verschiedensten Fachgebieten zu Vorträgen und Diskussionen zusammenbringen und so Völkerverständigung und Toleranz fördern.

Im Lauf der Jahre nahmen in Leopoldskron mehr als 25 000 Fellows aus über 150 Ländern, Vertreter von Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Justiz und Verwaltung an den Seminaren teil. Im Schloss befanden sich die Bibliothek von Max Reinhardt und eine exzellente Schallplattensammlung. In der Bibliothek schmökerte Wilfried Daim in einem zweibändigen Werk des französischen Symbolisten Odilon Redon (1864–1916), das ihn faszinierte. Dort lernte er auch den Maler Ernst Fuchs (geb. 1930) kennen, der ihm einen schnell gezeichneten Mädchenkopf schenkte. Ein weiterer Bekannter aus dieser Zeit wurde der Maler und Materialkünstler Otto Beckmann (1908–1997). Diese Bekanntschaften befruchteten das schon vorhandene Kunstinteresse Wilfried Daims maßgeblich. Anlässlich eines Aufenthalts in Leopoldskron führte Daim 1948 Experimente zur Traumtelepathie durch. Sie sind in seinem Buch „Experimente mit der Seele“ (1949) genau dokumentiert. Näheres dazu im folgenden Kapitel „Graphologie, Parapsychologie, Tiefenpsychologie, Astrologie“.

Daims Mitgliedschaft bei der Studentenverbindung K.Ö.St.V. Rudolfina im ÖCV

Bei seinen Aktivitäten in der katholischen Widerstandsbewegung kam Wilfried Daim auch mit Jugendlichen in Kontakt, die Ihren Vätern, die im KZ Dachau gefangen gehalten wurden, Lebensmittelpakete auf die Post brachten. Es handelte sich dabei um Familien von Regimegegnern aus den Reihen des CV, die sich zu dieser gefährlichen Initiative entschlossen hatten. Es gab damals einen illegalen Zirkel der Rudolfina in Hernals. So war es für Wilfried nur natürlich, dass er sich schon bald nach Beginn seines Studiums der K.Ö.St.V. Rudolfina anschloss, bei der er am 13. März 1946 – genau acht Jahre nach dem „Anschluss“ – mit dem Couleurnamen „Plato“ (von seinem Kameraden und Bundesbruder Dr. Hubert Jurasek vorgeschlagen) rezipiert wurde. Die anlässlich des 50. Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph I. 1898 gegründete Rudolfina war (und ist) immer eine betont anti-nationalsozialistische und pro-österreichische Verbindung. Als Consenior der Verbindung hatte Daim u. a. die Aufgabe, Veranstaltungen zu organisieren. Das trug dazu bei, dass Wilfried Daim mit dem 23 Jahre älteren Soziologieprofessor August M. Knoll (K.Ö.St.V. Nibelungia Wien) Bekanntschaft machte.



Daims Mentor August M. Knoll

Daim hatte nämlich wieder einmal kritische Kommentare abgegeben, worauf Knoll fragte: „Wer bist denn Du?“ Aus dieser Begegnung entwickelte sich eine enge Freundschaft, die auch zu gemeinsamen Publikationen führte und bis zum Tod Knolls am 24. 12. 1963 anhielt. So wie der 1900 geborene August M. Knoll übte auch Friedrich Heer (1916–1983) großen Einfluss auf Wilfried Daim aus. Der unkonventionelle Historiker Friedrich Heer – er meinte einmal, man möge auf seinem Grabstein die Inschrift „sus domini“ (Wildschwein Gottes) anbringen – war bis zu seinem aus formalen Gründen erfolgten Ausschluss Mitglied der CV-Verbindung K.a.V. Bajuvaria gewesen und blieb bis zuletzt ein guter Freund Daims. Wie dieser sollte auch Daim immer wieder Schwierigkeiten mit dem katholischen Establishment haben.

Auf der siebenten Cartellversammlung übernahm Rudolfina den Vorsitz des ÖCV (Vorort) für das Studienjahr 1948/49. Diplom-Volkswirt Helmut Gnamb stellte den Vorortspräsidenten, Dr. Wilfried Daim und Kaplan Piermayer wurden zu Vorortsbeisitzern und Rudolf Jelinek und Kurt Stümpfl zu Vorortschriftführern gewählt. Besonders hervorzuheben ist die damalige Einführung von Informations-

briefen des Cartellverbandes. Die Herausgabe eines eigenen Verbands-Liederbuches wurde während dieser Vorsitzzeit in die Wege geleitet. Ein weiteres Verdienst dieser Ära war die Anschaffung einer neuen Fahne für den ÖCV. Diese zeigt einen Bundesadler ohne Sichel, Hammer und gesprengte Ketten und wird bis heute verwendet. In der Folge sollte sich der politische und religiöse Nonkonformismus des Mitgliedes „Plato“ noch des Öfteren in verbindungs- und verbandsinternen Konflikten entladen.

Johanna Daim, geb. Karger – die gute Seele im Leben Wilfried Daims

Während der Bahnfahrt zu einer Veranstaltung im Benediktinerstift Seckau 1947, also in ihrem ersten Studienjahr, lernte Johanna Karger (geboren am 13. 9. 1927), die wohlbehütete Tochter eines Rechtsanwalts aus Pötzleinsdorf, Wilfried Daim kennen und lieben. „Er hat gleich gesagt, ich gehöre ihm“. Wenige Monate danach verlobte sie sich mit Wilfried. Die Umstände des Treffens waren typisch für den unkonventionellen Wilfried Daim. Seine Mutter hatte ihn zum Südbahnhof gebracht, weil er infolge seiner Prothese beim Koffertragen Hilfe brauchte. Vor dem Abteil bat sie Johanna, auf ihren Sohn aufzupassen, weil dieser „immer so laut sei“.

Johannas Vater, Dr. Hans Karger, war schon während des Krieges Philistersenior der CV-Verbindung K.Ö.St.V. Aargau gewesen und blieb dies auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der er sich für die Wiederbelebung Aargaus einsetzte. Daims Mitgliedschaft bei der Rudolfina war das beste Entree in die konservative Familie seiner Freundin. Johanna, die ursprünglich Chemie inskribiert hatte, wechselte unter dem Einfluss von Wilfried zur Psychologie, behielt aber Chemie als Nebenfach. Passt dies ja auch zur These Daims, dass zwischen Chemie und Psychologie eine Begabungsverwandtschaft besteht. So habe ja auch der für Daim bedeutende Lebensphilosoph und bekannte Graphologe Ludwig Klages (1872–1956) von Chemie auf Psychologie umgesattelt. Daim führt dies auf die Verwandtschaft von Alchemie und Psychologie zurück.

Dr. Johanna Daim berichtet heute noch lebhaft von den Schwierigkeiten des Studiums in den „Trümmerjahren“, in denen die Berechtigung zum Studieren mit der Verpflichtung verbunden war, mitzuhelfen, den Schutt der zerstörten Bauten wegzuräumen. Hanna musste vor allem Bücher aus dem Keller holen. Sie promovierte am 12. 7. 1951 mit einer Doktorarbeit über die Psychologie von Sprechpausen. Auf der von ihrem Vater zur Verfügung gestellten Büroschreibmaschine hatte Hanna ja bereits schon die Dissertation ihres Freundes Wilfried getippt. Die Arbeit an der Schreibmaschine, die auch die Tätigkeit als Lektorin umfasste (Wilfrieds Deutsch war immer ein wenig bockig) sollte die feinnervige Gattin und Mutter der gemeinsamen drei Kinder beinahe ein Leben lang begleiten. Später kam eine vom amerikanischen Parapsychologen J. B. Rhine gestiftete Schreibmaschine dazu. Sie tippte

nicht nur alle Manuskripte Ihres Gatten bis ins Computerzeitalter ab, sondern schrieb auch die Dissertation ihres Sohnes Falko ins Reine. Wie ihr Gatte zählt auch Johanna Daim zu jenen Menschen, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen, auch nicht bei der Beschreibung ihres Mannes:

Wilfried wusste immer alles besser, er war kein Suchender, hat aber viel gelesen. Er war immer ein Rebell und immer gegen alles. Bis heute abonniert er die kirchenkritische Zeitschrift ‚Kirche In‘. Wilfried ist ein sehr begabter, gescheiter, musik- und kunstinteressierter Mensch. Er kommt aus einfachsten Verhältnissen, aus einem Hinterhaus in Hernalds, wo er unter einer tyrannischen Mutter aufwuchs, gegen die er immer rebelliert hat.

Wilfried und Johanna heirateten am 19. 4. 1952; Trauzeugen waren der Vater der Braut, Dr. Hans Karger, und der Philosophieprofessor Dr. Leo Gabriel. Ein Jahr später, am 28. 2. 1953, kam Sohn Falko zur Welt. Er studierte Archäologie und ist heute Direktor des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz. Am 31. 12. 1954 folgte Ulrike. Sie studierte Psychologie und arbeitet heute als Psychotherapeutin in freier Praxis mit der tiefenpsychologisch fundierten Methode der katathym-imaginativen Psychotherapie (KIP). Martina, die zweite Tochter, wurde am 2. 3. 1964 – also fast ein Jahrzehnt später – geboren; sie studierte Biologie.

Lehranalyse bei Igor A. Caruso – Vorbild und Konkurrent

Wilfried Daim lernte den Tiefenpsychologen Igor A. Caruso (1914–1981) bei Veranstaltungen der Katholischen Akademie kennen. Die Wiener Katholische Akademie wurde 1945 (als Nachfolgerin der 1939 aufgelösten Leo-Gesellschaft) durch den Erzbischof von Wien, Kardinal Dr. Theodor Innitzer, als wissenschaftliches Institut der Erzdiözese Wien gegründet. Ziel und Aufgabe der Akademie ist die umfassende Diskussion aller weltanschaulich bedeutsamen Fragen, darunter auch der Dialog zwischen Wissenschaft und Glauben. Daim, der sich seit langem für die von Freud entwickelte Psychoanalyse interessierte, entschied sich, die für den Beruf des Therapeuten erforderliche Lehranalyse bei Igor Caruso zu machen. Diese endete jedoch früher als geplant – es dürfte zwischen dem immer zu Widersprüchen aufgelegten Wilfried Daim und dem russischen Aristokraten zu Konkurrenzgefühlen, ja Konkurrenzneid gekommen sein. Vergleicht man die Erscheinungsdaten von Daims „Handschrift und Existenz“ (1948) sowie „Umwertung der Psychoanalyse“ (Vorwort Jänner 1950) und Igor A. Carusos erstem Buch „Psychoanalyse und Synthese der Existenz. Beziehungen zwischen psychologischer Analyse und Daseinswerten“ (1952), so kann man wohl davon ausgehen, dass Caruso von Daim profitiert hat und nicht umgekehrt.

Caruso hatte jedenfalls 1947 den „Wiener Arbeitskreis für Tiefenpsychologie (WATP)“ gegründet und lange Jahre hindurch dominiert. Erstaunlich ist daher der Umstand, dass dort 1960/61 Daims These diskutiert wurde, wonach die Psycho-

analyse notwendigerweise in eine sozialpsychologische Theorie münde. Freuds Begriffe der psychischen Mechanismen wie Identifikation, Projektion, Introjektion, Verdrängung etc. waren nach Caruso „in Wahrheit historisch und interpsychisch.“ 1962, zwei Jahre nach Daims „Kastenloser Gesellschaft“ erschien Igor Carusos Buch „Soziale Aspekte der Psychoanalyse“. Es ist nicht auszuschließen, dass für das Ausscheiden Wilfried Daims aus dem WATP nicht nur sein Einzelgängertum sowie Konflikte mit einem ehemaligen SS-Arzt, sondern wiederum Konkurrenzprobleme mit Igor Caruso verantwortlich waren. Während Caruso in seinem Buch plötzlich den Begriff der Entfremdung entdeckt und sich dafür ausführlich bei Karl Marx, Max Horkheimer und Herbert Marcuse bedient, hat er für Daim nur eine einzige, eher verächtliche Anmerkung parat:

Fragwürdig steht es mit dem Versuch Wilfried Daims eine „kastenlose Gesellschaft“ mit Mitteln der psychologischen Analyse zu fördern. Die Möglichkeit einer klassenlosen Gesellschaft, die nur als Ergebnis wirtschaftlicher und politischer Aktion in der konkreten Geschichtlichkeit zu verwirklichen wäre, wird hier wegdiskutiert, und das Hauptgewicht liegt nun auf einer (aus christlicher Moral und Freudscher Psychoanalyse rein idealistisch entstehenden) angeblichen Überwindung des Kastengeistes: ein willkommenes Alibi für die wirklichen Nutznießer einer unterdrückenden Herrschaftsstruktur. (Igor Caruso, Soziale Aspekte der Psychoanalyse, S. 25)

Der Vorwurf Carusos, dass Daim eine gesellschaftspolitische Gewichtsverlagerung von der Ökonomie zur Psychologie vorgenommen habe, trifft insofern nicht zu, als Daim nirgendwo die vorhandenen Klassengegensätze wegdiskutiert, sondern nur die These aufstellt, dass diese von Kastenphänomenen überlagert werden.

Ein weiterer Grund für das Ausscheiden Daims aus der organisierten Gruppe der Tiefenpsychologen war nach seiner Angabe der Gegensatz zu einem früheren NS-Arzt, der seinen Kasernenhofton nicht abgelegt hatte.

Der Psychotherapeut und Theologe Dr. Richard Picker (Jahrgang 1933), erinnert sich heute an die Rolle Wilfried Daims im WATP: „Daim war zu meiner Zeit (1967) bereits eine Art Mythos – er kam unrasiert und mit offenem Hemdkragen in die Sitzungen und galt als Einzelgänger, ja praktisch als Sonderling.“ Ein weiterer Studienkollege, Univ.-Prof. Dr. Sepp Schindler (Jahrgang 1923), charakterisiert den eigenwilligen Studenten Daim rückblickend als „dynamisch“ und „zupackend“, als originellen Denker („wie ein Schüler ohne Sitzfleisch“) und sehr öffentlichkeitsorientiert.

Berufliche Anfänge und Erfolge

Schon zu Beginn der 50-er Jahre begann Daim, sich eine psychologisch-psychoanalytische Praxis aufzubauen. Zunächst waren es graphologische Gutachten im Rahmen der Personalberatung für österreichische und ausländische Firmen, aus denen



Johanna Daim mit den Kindern Falko und Ulrike

der junge Psychologe sein Einkommen bezog. Die Firmen ließen damals lieber Schriftgutachten erstellen, als die Bewerber persönlich zum Psychologen zu schicken. Daneben hielt Daim Vorträge, verfasste Publikationen verschiedenster Art und schrieb seine zwei grundlegenden psychoanalytischen Bücher, die schon erwähnte „Umwertung der Psychoanalyse“ (1950) sowie „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1954).

Nach der Eheschließung im Jahr 1952 wohnte die Familie Daim zunächst in einer dreieinhalb-Zimmer-Wohnung in einem heute nicht mehr existierenden Haus zwischen den Stadtbahnbögen in der Heiligenstädterstraße 29. Man hoffte darauf, nach dem Abzug der Besatzungstruppen vielleicht eine der Wohnungen, die die Amerikaner in Döbling hinterlassen hatten, erwerben zu können. Doch Rechtsanwalt und Bankdirektor Dr. Hans Karger, Hannas relativ vermöglicher Vater, bestand darauf, statt einer Eigentumswohnung ein eigenes Haus zu kaufen. Dieses fand sich in Form einer kleinen Villa in der Scheidlstraße 9 im 18. Bezirk. Zwar wohnte damals noch eine Flüchtlingsfamilie im Souterrain, doch das störte die junge Familie Daim nicht. Später wurde der Keller zur Garage umfunktioniert. Die Wohnung in der Villa war sehr geräumig und der Familienvater konnte den Platz nun für seine bereits gesammelten Bücher und Kunstwerke nutzen.

Überdies gründete Wilfried Daim 1956 das „Institut für politische Psychologie“, als dessen Leiter er zwar immer zitiert wurde, das aber mangels Subventionen immer nur eine Ein-Mann-Einrichtung blieb. Daim hat in einer ausführlichen Arbeit dargestellt, wie man nach dem Vorbild des Instituts für Wirtschaftsforschung ein überparteiliches Institut für politische Psychologie dazu verwenden könnte, den verschiedenen politischen Kräften tiefenpsychologisch fundierte Ratschläge für die Gestaltung des demokratischen Zusammenlebens zu geben. Es wundert daher nicht, dass es nie zur Verwirklichung dieses zugegebenermaßen kühnen Konzepts kam.

Die Villa in der Scheidlstraße war ein überaus gastfreundlicher Ort, wo sich die „Elite“ der österreichischen Linkskatholiken und ihre Gesprächspartner immer wieder trafen, und wo Johanna Daim öfters „aufkochte“. Zu den Gästen zählten etwa: Giovanni Casanova, Josef Dobretsberger, Jan Frankowski, Leo Gabriel, Friedrich Heer, Adolf Holl, August M. Knoll, Albert Massiczek, Viktor Matejka, Jörg Mauthe, Otto Mauer, Günther Nenning, Pius Prutscher und Ernst Karl Winter.

Oft verbrachte die Familie Daim die Sommertage im Haus der Eltern von Hanna, wo sich die Kinder im Garten sehr wohl fühlten. Ein Streich von Daims Sohn Falko zeugt davon: einmal leitete dieser das Wasser aus einer Regentonne mit Hilfe eines Schlauches in den Keller, der alsbald überflutet war. Auf den Vorhalt seiner Mutter antwortete der noch lispelnde spätere Archäologieprofessor: „Aber die Kohlen sind doch so schwarz, also müssen sie gewaschen werden“.

Wilfried Daim reiste in diesen Jahren viel, wurde er doch von der Katholischen Akademie zu Vorträgen in die Bundesländer geschickt. Auch der Informationsdienst der amerikanischen Besatzungsmacht bot Daim die Möglichkeit, Reden zu halten.

Gleichzeitig fanden alljährlich auch Reisen mit der Familie statt. Die Urlaube verbrachte man im Waldviertel, in Kärnten oder Italien. Ein mehrwöchiger Studienaufenthalt führte sie nach England, eine weitere Reise nach Danzig, welche im behindertengerechten Simca zurückgelegt wurde. Polen war für Wilfried Daim damals ein wichtiges Reiseziel, weil es ihm Gelegenheit zu Gesprächen u. a. mit dem katholischen Publizisten und Politiker Jan Frankowski (1912–1976) gab. Von diesem überliefert Daim den Satz: „Zur Durchführung des Kommunismus gehört eine hohe Moral – nur die haben wir nicht“. Einmal ging es mit dem Diplomaten Ernst Florian Winter per Auto ins kommunistische Jugoslawien, um einen hohen kirchlichen Würdenträger zu besuchen. Die Fahrt war recht abenteuerlich, da ein Schafhirte, den Winter fotografieren wollte, plötzlich sein Gewehr auf die beiden anlegte ...

Wilfried Daim war ab Herbst 1963 am Wiener Ford-Institut, heute „Institut für Höhere Studien (IHS)“, als Halbzeitassistent und von 1. Oktober 1964 bis Herbst 1966 als Vollzeitassistent in der Abteilung Politikwissenschaft beschäftigt, wobei in den Anfängen des Instituts noch nicht eindeutig zwischen Scholaren und Assistenten unterschieden wurde. Daim wurde allerdings umgehend für die Abfassung

der beiden Bände „Progressiver Katholizismus“ von weiteren Aufgaben am Institut freigestellt. In diese Zeit fällt auch ein mehrtägiger Besuch in Moskau, wo Daim am 10. September 1964 an Stelle des ursprünglich eingeladenen August M. Knoll, der Ende 1963 verstorben war, einen Vortrag an der Moskauer Lomonossov-Universität hielt, den er ein Jahr später im Buch „Linkskatholizismus“ veröffentlichte.

Daims Aktivitäten und Publikationen im Zusammenhang mit dem von ihm angeregt, aber nie verwirklichten Bundesheer-Volksbegehren fallen in die Jahre 1969/70. Sie sind im „Neuen Forum“ genau dokumentiert und wurden von Daim im Buch „analyse einer illusion“ (1969) genauer dargelegt.

Neben seiner Publikations- und Vortragstätigkeit führte Daim auch seine psychoanalytische Praxis weiter. Der Kontakt mit zum Teil prominenten Analysanden bot ihm Einsicht in viele Vorgänge aus dem öffentlichen Leben. Erst in den neunziger Jahren gibt er die Psychotherapie auf – nach seinen eigenen Worten deshalb, weil die Therapien für ihn, den ungeduldigen Reformler und nunmehr eifrigen Kunstsammler, zu langwierig waren und ihm letztendlich auch finanziell zu wenig einbrachten.

Öffentliche Anerkennung und Auftritte

Wilfried Daim kann heute nicht mehr sagen, wessen Initiative er den 1981 verliehenen Professorentitel – eine Ehrung, die in Österreich vor allem Publizisten und Künstler, aber auch Privatwissenschaftler erhalten – verdankt. Der Titel dient oft als Ausgleich dafür, wenn das Universitäts-Establishment dem Geehrten die *venia legendi* aus Neid oder Missgunst verweigert. Die einzige universitäre Tätigkeit Daims waren Gastvorlesungen an der theologischen Fakultät gewesen.

In besonders guter Erinnerung ist Daim der große Erfolg, den er mit seinem Vortrag Anfang 1984 an der Universität Oslo zum Thema: „Germanische Apokalypse“ hatte. Ausgehend von der verlogenen Sondermeldung über den Tod Adolf Hitlers („bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen“) und an Hand einer detaillierten Interpretation des Nibelungenliedes analysierte er vor einem norwegischen Publikum Kriegsführung und Kriegspropaganda des „Dritten Reichs“. Der gesamte Text der Rede wurde im „Forum“ kurz darauf abgedruckt. („Forum“ Nr. 361/363 Jänner/März 1984 S. 25 ff)

Wie schon am 25. Jänner 1977 nimmt Wilfried Daim auch am 18. Jänner 1990 an der Diskussionssendung „Club 2“ im ORF teil. Er tritt beide Male gegen den Weiterbestand des österreichischen Bundesheeres auf. Dieses sei seiner Meinung nach weder zeitgemäß bewaffnet noch bestünde nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ein realistisches Bedrohungsszenario.

Im Jahrbuch 1995 des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands (DÖW) erscheinen Daims „Erinnerungen an die Widerstandsbewegung“ die

auch eine wichtige Grundlage für den diesbezüglichen Teil dieser Biographie waren.

Am 12. 10. 2005 nimmt Wilfried Daim an einem Symposium über Viktor Matejka (1901–1993) teil. Matejka war 1945 bis 1949 KPÖ-Stadtrat für Kultur und Volksbildung gewesen und hatte sich in dieser Zeit sehr für junge Künstler und ehemalige Emigranten eingesetzt. 1966 trat der Zeit seines Lebens sozial engagierte Katholik und Kommunist schließlich aus der KPÖ aus. Daim war mit ihm eng befreundet.

Am 2. September 2009 erhält Daim die Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien zusammen mit der Malerin Soshana Afroyim. In seiner Laudatio erinnert Norbert Leser daran, dass Wilfried Daim, der mit seiner Studie über den völkischen Esoteriker Jörg Lanz von Liebenfels „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ bekannt geworden war, die Nazi-Zeit als Soldat und Gegner des braunen Totalitarismus überlebt hatte. In den weiteren Jahren habe sich der „Linkskatholik“ mit Kirche, Militär und Zeitgeschehen publizistisch auseinandergesetzt. Und der zeitlebens jedem Ordensschmuck abholde Einzelkämpfer trug zumindest aus Anlass der Verleihung das 1946 für Widerstandskämpfer beschlossene, aber erst 1976 tatsächlich eingeführte „Befreiungs-Ehrenzeichen“.

Der Zwischenpositionelle

Seine (noch) nicht veröffentlichten Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg beginnt Wilfried Daim mit dem Hinweis, dass der Bezirk Hernals zwischen dem proletarischen Ottakring und dem bürgerlichen Währing liegt. Wilfried Daim hat sich stets zu seinen Wurzeln bekannt. Seine Sprache ist Hochdeutsch, doch schimmert der Hernalser Dialekt immer wieder durch. Daim verkörpert in seinem unbändigen Kultur- und Aufstiegswillen nicht nur den bildungsbeflissenen Kleinbürger, sondern vor allem den arbeitsfrohen Österreicher der Generation des Wiederaufbaus nach dem Krieg. Eine akademische Laufbahn blieb ihm zwar verwehrt, doch verfasste er als Privatgelehrter mehr Bücher und Artikel als der Großteil der österreichischen Universitätsprofessoren. Daim konnte seine Visitenkarte nicht mit dem „Univ.-Prof.“, sondern nur mit dem sogenannten „kleinen“ Professor schmücken. Einen Orden hat er nie erhalten, wohl aber eine Medaille seiner Vaterstadt.

Wilfried Daim war ein Grenzgänger, ein Wanderer zwischen den Welten. Politisch stand er der ÖVP nahe, doch ließ er sich von ihr nie vereinnahmen, selbst nicht einmal, als ihn Jörg Mauthe in die Politik holen wollte. Viele Freunde Daims, der heute im 88. Lebensjahr steht, waren Linkskatholiken, Sozialisten und Kommunisten. Die Mehrzahl seiner über 200 Artikel erschien in „linken“ Publikationen. Wilfried Daims Religion ist ein liberaler, progressiver Katholizismus, der mit dem Urchristentum sympathisiert und dem Protestantismus recht nahe kommt. Am

deutlichsten zeigt sich Daims Position zwischen den Welten in seinen Thesen zur internationalen Politik. Für seine Kritiker stand er längst im Lager des Ostblocks, während ihn seine Freunde als Brückenbauer zwischen Ost und West akzeptierten.

So waren seine Thesen zur Neutralitätspolitik Österreichs oft sehr radikal. Als österreichischer Patriot war er im Widerstand gegen das NS-Regime aktiv gewesen, doch zum Märtyrer für sein Land wollte er es nicht bringen. Zeit seines Lebens ein Freund russischer Literatur und Musik, verkörpert er jenen Schlag des Donauösterreichers, dem das Slawische im Blut liegt und der mit dem Deutschtum wenig am Hut hat. Seit sich Wilfried Daim in der dritten Phase seines Lebens praktisch zur Gänze der Kunst verschrieben hat, nimmt er erneut eine Zwischenposition ein, indem er zwischen formal-ästhetisierender Werkbetrachtung und handfester Interpretation der Bildinhalte hin- und herschwankt.

Während Daim diese Zwischenposition in seiner „Kastenlosen Gesellschaft“ (1960) eher unter dem Aspekt der damit verbundenen psychologischen Probleme sieht, zeigt er in seiner Studie über die Volksgruppen in Kärnten (1975) ihre positiven Seiten auf: „Da der Zwischenpositionelle Werte beider Seiten kennt und liebt, bietet er sich als Brücke an, versucht konstruktive Ideen für das Zusammenleben beider Gruppen zu entwickeln und so dem Frieden zu dienen.“ Voraussetzung einer produktiven Doppelidentifikation ist, dass allfällige Konflikte nicht billig verkürzt, sondern in vollem Umfang bewusst erlebt werden, um der Versöhnung von Gegensätzen dienen zu können. In diesem Sinne hat Wilfried Daim zur Synthese gefunden. Damit war und ist der Querdenker und Wanderer zwischen den Welten auch Brückenbauer in gut österreichischer Tradition.

Graphologie, Parapsychologie, Psychoanalyse, Astrologie

Schrittweise hat die Wissenschaft die Fragen nach der leiblichen Struktur des Menschen, seiner Entwicklung, seiner Vererbung, seiner Umwelt in Angriff genommen und ebenso die Physik und Chemie seines Baues erforscht. Auf dem Gebiet der P s y c h o l o g i e dagegen ist trotz der glänzenden Geister, welche sich in hundertjähriger Arbeit mit ihr beschäftigt haben, eine der Fragen nach unserem Wesen völlig unbeantwortet geblieben, und zwar handelt es sich hier um das größte aller Rätsel, welches uns die Natur des Menschen darbietet: Was ist die menschliche Seele? Wohin gehört sie in der Gesamtheit unseres Wissens? (J. B. Rhine, Neuland der Seele, S. 13)

Zurück in das Jahr 1948: Mit der bravourösen Ablegung der beiden Rigososen im Jänner und dem Doktordiplom vom 4. Februar 1948 war aus dem kriegsversehrten Heimkehrer und stets kritischen Studenten Wilfried Daim ein „fertiger“ Psychologe geworden. Es galt, an eine Berufsausübung zu denken – nicht zuletzt, da es ja auch schon eine Verlobte gab, deren konservativ denkender Vater die Tochter versorgt wissen wollte. Die Nachkriegszeit war trotz der massiven Zerstörung, die das Geschehen verursacht hatte, durch einen unbändigen Aufbauwillen der jungen Generation geprägt. Auch Daim hegte vielerlei Pläne und nahm die Gelegenheit wahr, seinen zahlreichen Interessen nachzugehen und sie zu vertiefen. So ließen erste Publikationen nicht lange auf sich warten.

Das Buch „Handschrift und Existenz“ von November 1948 und das Büchlein „Experimente mit der Seele“ vom darauffolgenden Monat lassen vermuten, dass Wilfried Daim das erste Jahr nach dem Studium vor allem mit Lesen und Schreiben verbrachte. Daim berichtet dazu, dass er schon während der längeren Aufenthalte im Lazarett und der Front-Urlaube sehr viel Zeit hatte und diese zur Lektüre wissenschaftlicher Werke nützte. Zu den vorherrschenden Strömungen dieser Jahre zählten der Existenzialismus und die Existenzphilosophie. J. P. Sartre (1905–1980) hatte 1945 postuliert, dass der Mensch und seine Bestimmung (Essenz) nur zu erfassen sei, wenn von seiner je-eigenen Lebenssituation (Existenz) ausgegangen werde. „Geworfenheit“, „Freiheit“ und „Selbstbestimmung“ waren die Schlagworte der Existenzialisten. Albert Camus (1913–1960) hatte seinen Roman „Die Pest“ 1947 veröffentlicht. 1948 erschien er erstmals auf Deutsch. Wichtige Werke von Karl Jaspers (1883–1969) stammten zwar schon aus der Zeit vor dem Krieg, doch nahm Jaspers 1946 seine umfangreiche Vortragstätigkeit wieder auf. Martin Heidegger (1889–1976) war mit „Sein und Zeit“ bereits 1927 bekannt geworden und Gabriel Marcel (1889–1973) hatte sein Hauptwerk „Sein und Haben“

ebenfalls schon 1935 veröffentlicht. Doch durch den Nationalsozialismus war Vieles verschüttet worden.

Wilfried Daim, der in seinem Selbstverständnis als Tiefenpsychologe gerne „an die Wurzeln“ ging, hat sich stattdessen lieber – vor allem auch infolge seiner religiösen Grundhaltung – stark an Søren Kierkegaard (1813–1855) orientiert. Der dänische Religionsphilosoph gilt ja als eigentlicher Vater der Existenzphilosophie. In seinem Denken wird die Notwendigkeit eines vom Verstand korrigierten Glaubens betont. Nach Kierkegaard wird Glaube dadurch möglich, dass sich Gott in Christus zu erkennen gegeben hat. Wenn man weiter berücksichtigt, dass sich Kierkegaard als ein Verfechter des Christentums gegen die Christenheit sah, kann man hier eine der philosophischen Grundlagen für den Nonkonformismus von Daim vermuten, wie es in seinen späteren amtskirchenkritischen Werken („Kirche und Zukunft“ 1963, „Progressiver Katholizismus“ 1966/67 usw.) zum Ausdruck kommt.

Der Einfluss der Existenzphilosophie, insbesondere jener Kierkegaards, auf Wilfried Daim geht nicht nur aus dem Titel seines graphologischen Werks „Handschrift und Existenz“ hervor, sondern wird auch in der Einleitung zu diesem Buch konkret angesprochen:

Was wir nun wollen, ist, endlich das Gehäuse des Klagesschen Systems zu sprengen, um neue Luft und Aussicht zu gewinnen. Wer grundsätzlich Neues will, muss neuen Boden suchen. Dabei muss das neue System alles bisher Gewonnene umgreifen, für jede alte Erkenntnis muss Platz im neuen System sein, auf der anderen Seite muss Raum für neue Erkenntnis gewonnen werden. Wir wollen in der Theorie jenen Sprung vom ästhetischen in das ethische Stadium (im Sinne Kierkegaards) machen. Damit muss ein mehrfacher Umschwung vollzogen werden:

Der erste betrifft die Betrachtung der menschlichen Individualität. Der Mensch wird als freie, der Selbstbestimmung, -Verwirklichung und -Vollendung fähige und dafür verantwortliche Person und nicht mehr als ein Gefüge von Triebfedern, Trieben, Interessen betrachtet. Was in diesem Sinne Charakter heißt, soll später erörtert werden.

Der zweite Umschwung, mit dem ersten strukturell verbunden, ist der, welcher sich damit im Beurteiler zu vollziehen hat. Er tritt aus der Rolle des unverbindlichen Beschauers einer fremden Eigenart und Sonderheit in die Situation des mitverantwortlichen Kommunikators.

Damit ist der dritte zu vollziehende Umbruch bereits angedeutet: die Beziehung zwischen Beurteiler und Beurteiltem (soweit einer zum anderen spricht). Aus der mehr oder weniger amüsanten Schilderung von Eigenarten und Eigenheiten wird ein Appell an Freiheit und Vernunft eines gegenüberstehenden Du, einer wenigstens potentiell souveränen Person, aus der vielleicht wohlwollenden Mitteilung wird ein Kampf um das Selbstsein des anderen.

Ethos haben heißt, sich am Sollen orientieren, am Gewissen, an Vernunft. Es ist ein Freilegen des eigentlichen Menschen, was unser Ziel sein muss, und ein Verhelfen zum Finden seiner selbst.

Wir versuchen, statt einer lebens- eine existenzphilosophische Grundlegung zu schaffen. So wird der Leser, der die Literatur kennt, sehr vieles Alte finden, doch, wie wir hoffen, in neuem Lichte sehen. Es soll eine prinzipielle Umwertung geleistet werden. (Handschrift und Existenz, S. 14)

Die graphologische Praxis

Nun aber zurück zur Graphologie, die für Daim anfänglich ja nicht nur Objekt wissenschaftlicher Beschreibung, sondern auch praktischer Handwerkszeug zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes war. Während heute beträchtliche Zweifel an der Aussagekraft graphologischer Gutachten bestehen und die Graphologie kaum mehr eine Rolle bei der Personalauswahl von Firmen spielt, konnte der junge Psychologe eine geraume Zeit mit Gutachten für diverse Firmen seinen Lebensunterhalt verdienen. Dies war neben den von amerikanischen Stellen und den von der „Wiener Katholischen Akademie“ finanzierten Vorträgen und der beginnenden eigenen psychotherapeutischen Praxis eine Haupteinnahmequelle Daims. Insofern ist das 1950 erschienene Buch „Handschrift und Existenz“ durchaus auch als „Handbuch“ für angehende Graphologen zu verstehen.

Aufbauend auf den Schriften von Ludwig Klages („Die Grundlagen der Charakterkunde“ von 1938 und „Handschrift und Charakter“ aus dem Jahr 1943) sowie Rudolf Pophal („Grundlegung der bewegungsphysiologischen Graphologie“, 1939) und Max Pulver („Symbolik der Handschrift“, 1948) gibt Wilfried Daim eine umfassende Darstellung einer theoretisch fundierten aber auch praxisorientierten Graphologie. Auf seine für ihn typische systematische Weise beginnt er mit einer Analyse der verschiedenen Schreibwerkzeuge. Als er das Buch verfasste, war gerade der Kugelschreiber auf den Markt gekommen, wohl das erste Werkzeug zur „Vernichtung“ einer aussagekräftigen Handschrift – heute ist dies der Computer. Der Hauptteil des Buches ist den Schriftmerkmalen und ihrer Deutung gewidmet. Grundlage sind die Bedeutungstabellen von Ludwig Klages. Unter den beigefügten 20 Schriftproben sind jene von eineiigen Zwillingen mit gleicher Schulbildung besonders interessant, weil sie trotz der ähnlichen genetischen Anlagen auf sehr individuelle Charaktermerkmale schließen lassen.

Daim geht in diesem Frühwerk weit über die Interpretation der reinen Schriftzeichen hinaus, indem er sowohl die äußeren Persönlichkeitsmerkmale des Schreibers oder der Schreiberin als auch den mit der Abfassung einer schriftlichen Mitteilung verbundenen Kommunikationsprozess in seine Überlegungen einbezieht. Auch weist er auf die Notwendigkeit hin, die jeweilige Mitteilungssituation des Schreibers aber auch die Rolle des Beurteilers einer Handschrift näher zu analysieren.

Einige Jahre später wird Daim jedoch u. a. etwa im Aufsatz „Planmäßige Schriftumstellung“ die Möglichkeiten der Graphologie selbst relativieren, indem er den

bei einer psychotherapeutischen Analyse gewonnenen Gesamteindruck einer Person weit über das durch eine einzige Schriftprobe zu ermittelnde Charakterbild stellt. Dennoch scheint ihm die Schrift eines Menschen aber mehr zu sein als ein bloßes Akzidenz: Daim konnte im Verlauf seiner Arbeit als Psychologe dadurch, dass Analysanden entscheidende Merkmale ihrer Handschrift (vor allem die Linkschräglage) auf Anregung des Therapeuten bewusst veränderten, latente Konflikte und seelische Fehlhaltungen bewusst machen. Auch könne aus der Schreibsituation auf Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit geschlossen werden, unter Umständen auch auf Eigenschaften wie Kombinationsgabe und Denksystematik. Dennoch meint Daim heute: „Graphologisch darüber Aussagen zu machen, ob jemand mehr zum Bäcker oder zum Schuster geeignet ist, können nur Scharlatane“.

Mit seiner „ganzheitlichen“ Sicht der Graphologie hoffte Wilfried Daim damals immerhin, das geschlossene und durch eine „biologistische Metaphysik eingeengte“ System von Klages überwunden zu haben. Wenn Daim auch dessen Kritik an der am Experiment orientierten Schulpsychologie teilte, so stand er doch in scharfem Gegensatz zu der Rassenideologie des bekennenden Neuheiden Klages. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass das graphologische Werk von Ludwig Klages offenbar „unsterblich“ ist – kam sein Buch „Handschrift und Charakter“ doch 2008 in einer 30. Auflage zu wohlfeilen 7 Euro auf den Markt.

Inzwischen schmälert Daim die Bedeutung der Graphologie und die Möglichkeiten der Charakterdeutung durch Schriftanalyse noch um ein Stück mehr und weist darauf hin, dass es nicht zuletzt darauf ankomme, durch welchen Lehrer jemand auf welche Weise schreiben gelernt hat: „Was ihr durch die Graphologie herausfindet, weiß ich schon nach dem ersten ausführlichen Tiefeninterview“ zitiert er Igor A. Caruso.

„Seitensprung“ Astrologie

Zu Daims Interessensgebieten zählte neben der Graphologie eine Zeit lang auch die Astrologie. Führend auf diesem Gebiet war damals Zoe Wassilko-Serecki (1897–1978), die langjährige Präsidentin der Österreichischen Gesellschaft für Astrologie. Die Gräfin stammte aus Czernowitz und hatte sich ursprünglich auch mit Parapsychologie beschäftigt. Wilfried Daim nahm an die 30 bis 50 Lehrstunden in Astrologie bei ihr, führte allerdings seine astrologischen Forschungen danach nicht mehr systematisch weiter, weil er die Wissenschaftlichkeit von Astrologie zunehmend bezweifelte. Dennoch verließ ihn das Interesse für Astrologie ein Leben lang nicht. So erstellt er auf seinem Computer, den er um das Jahr 2004 zu verwenden begann, gelegentlich „hier-und-jetzt“-Horoskope und erinnert daran, dass die großen Astronomen der Geschichte von Kopernikus angefangen über Brahe bis hin zu Kepler immer auch Astrologie betrieben und rezitiert das Gedicht von Johann Wolfgang

von Goethe auswendig: „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, / Die Sonne stand zum Gruße der Planeten / Bist alsobald und fort und fort gediehen / Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.“

Auch die Anhänger der Schule C. G. Jungs ließen gern Horoskope ihrer Patienten erstellen. Sein eigenes Geburtshoroskop erläutert Daim: „Der Aszendent im Widder bedeutet Angriffslust und Dynamik. Die enge Konjunktur von Jupiter und Mond verheißt Erfolg in der Öffentlichkeit. Die Konjunktur von Sonne, Merkur und Mars symbolisiert das Vergnügen, Autoritäten anzugreifen und zu stürzen. Man könnte dieses Horoskop durchaus als das Horoskop eines „Querdenkers“ bezeichnen.“

Auf der Suche nach einem Beweis für die Existenz parapsychologischer Vorgänge

In die Zeit, in er sein Graphologie-Buch verfasste, fällt auch Daims Beschäftigung mit Parapsychologie. Gemeinsam ist beiden Sachgebieten die Distanz zum psychologischen „Mainstream“. Daims theoretische Reflexionen und praktische Experimente auf dem Gebiet des „Okkultismus“ waren den Intentionen des Vorstandes des psychologischen Instituts, Hubert Rohracher, diametral entgegengesetzt. Wie bereits erwähnt, war Rohracher weder an Tiefenpsychologie noch an anderen Randgebieten der Psychologie interessiert. Dennoch griff Wilfried Daim in den letzten Semestern und nach seinem Psychologiestudium das Thema Parapsychologie auf – nicht nur in Form von Literaturstudium und theoretischen Überlegungen, sondern auch durch praktische, empirische Experimente.

Die diesbezüglichen Versuche wurden u. a. in den Monaten März und April 1948 im Schloss Leopoldskron bei Salzburg durchgeführt, wo Daim auch an Vorlesungen und Diskussionen im Rahmen des schon erwähnten „Salzburg Seminars“ teilnahm. Die Ergebnisse seiner eigenen Versuche sind ausführlich in seinem im Dezember 1948 fertig gestellten Bändchen „Experimente mit der Seele“ und in einem Artikel aus der Zeitschrift „Wissenschaft und Weltbild“ dokumentiert. Einen zusammenfassenden Aufsatz über den Stand der Parapsychologie publizierte Daim im November 1949 in „Wort und Wahrheit“.

Die ausländischen Vorbilder

Zunächst ging es Daim darum, die von England und den USA ausgehenden und über die Niederlande nach Deutschland gelangten empirischen Forschungsansätze auf dem Gebiet der außersinnlichen Wahrnehmung kennen zu lernen. Von besonderer Bedeutung waren für ihn die an der Duke University schon 1930 begonnenen para-

psychologischen Serien-Experimente. Sie stachen durch Genauigkeit und Anzahl hervor. Initiiert hatte diese Experimente William McDougall. Seine Mitarbeiter Karl Zener, Joseph B. Rhine und Louisa E. Rhine führten innerhalb von sieben Jahren über 100 000 Hellseh- und Telepathieversuche mit Studierenden der Duke University durch. 1937 erschien darüber J. B. Rhines Buch „New Frontiers of the Mind“ („Neuland der Seele“, 1938). An der 1924 gegründeten renommierten Privatuniversität in der Stadt Durham in North Carolina wurden bis zur Emeritierung von J. B. Rhine im Jahr 1965 quantitative parapsychologische Experimente durchgeführt, genau dokumentiert und in dem Buch „Extra-Sensory Perception After Sixty Years“ (New York, 1940) auch gegen die immer stärker werdende Kritik verteidigt.

In Deutschland hatte Hans Bender schon 1936 über außersinnliche Wahrnehmung publiziert und 1950 das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“ in Freiburg im Breisgau gegründet. Nach einer Periode intensiver Forschung ebte das Interesse an parapsychologischen Experimenten in den frühen Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts aber wieder stark ab.

Worin lag nun die Besonderheit der Methode bei den Experimenten von Rhine, die Daims Interesse erregten? An drei einfachen Beispielen soll erklärt werden, wie vorgegangen wurde.

Im Fall 1 saß der Versuchsleiter an einem Tisch mit der für das Experiment ausgesuchten Versuchsperson, war aber durch einen undurchsichtigen Schirm von dieser getrennt. Während der Versuchsleiter ein gut gemischtes Kartenspiel aufschlug oder daraus Karten ablegte, musste die Versuchsperson die auf den sogenannten „Zener-Karten“ dargestellten grafischen Symbole notieren (Telepathie – Hellsehen).

Im Fall 2 warf eine Rüttelmaschine eine Reihe von Würfeln auf den Tisch. Die Versuchsperson hatte die Aufgabe, durch ihre psychische Kraft dafür zu sorgen, dass vor allem eine bestimmte Punktezahl gewürfelt wurde (Psychokinese).

Der Fall 3 betrifft das Phänomen der „außersinnlichen Wahrnehmung in der Zeit“.

Bei diesen Versuchen soll also ein zukünftiges Ereignis vorausgesehen werden.

Im Experiment wurde diese Form übersinnlicher Fähigkeiten dadurch nachgewiesen, dass die Versuchsperson die Reihenfolge der Karten aufschreiben musste, in welcher ein zunächst ungemischtes Kartenspiel nach dem Mischen liegen würde.

Die Ergebnisse dieser parapsychologischen Versuche wurden statistisch genau ausgewertet. In der Mehrzahl der Fälle war es infolge der besonderen Fähigkeiten der Versuchspersonen zu statistisch signifikanten positiven Abweichungen von der durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmten Trefferzahl gekommen.

Im Hinblick auf die Vorhalte der Schulpsychologie, dass alle tiefen- und parapsychologischen Ansätze keinerlei wissenschaftlichen Wert besäßen, weist Daim darauf hin, dass die Experimente just mit jenem empirisch-statistischen Instrumentarium durchgeführt wurden, auf das sein Lehrer Rohracher so großen Wert gelegt hatte.

Eigene parapsychologische Experimente

Wilfried Daim strebte eine Verbindung von Tiefenpsychologie und Parapsychologie an. In seinem Büchlein „Experimente mit der Seele“ und den darauf beruhenden Aufsätzen führt er zunächst verschiedene Fälle von Spontantelepathie (Beispiel: die Mutter eines Frontsoldaten „sieht“ den Tod ihres Sohnes zur selben Zeit als dieser eintritt) und experimenteller Wachtherapie an (Beispiel: ein geistig zurückgebliebenes lettisches Bauernmädchen kann deutsche und lateinische Worte reproduzieren, die von der Mutter in einem anderen Raum vorgelesen werden).

Danach berichtet Daim über seine eigenen Experimente auf dem Gebiet der Traumtelepathie. Wie schon erwähnt, wurden diese im Frühjahr 1948 auf Schloss Leopoldskron durchgeführt. Es ging dabei immer um den gleichen Ansatz: Die „sendende“ Person hatte die Aufgabe, sich auf ein farbiges Symbol – zum Beispiel ein grünes Dreieck, einen blauen oder roten Kreis – zu konzentrieren, während die „empfangende“ Person in einem anderen Teil des Gebäudes noch schlief. Danach musste der Befehl zum Aufwachen übermittelt werden. Nach dem Erwachen hatte der Empfänger seinen Traum genau zu protokollieren, was allerdings nicht jedes Mal gelang. Formen und Farben der gesendeten Symbole wurden bei den Versuchen jeweils nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

Diese Experimente waren zu rund 75 % erfolgreich, wobei die Versuchspersonen zwar nicht die genaue Gestalt der ihnen übermittelten Botschaft reproduzierten, doch waren ihnen die gesendeten Symbole wie Dreieck, Quadrat und Kreis in einer dem Trauminhalt angepassten Form (grüne Tanne, blaue Sonne, roter Luftballon etc.) erschienen. Dies gelang sogar über eine Entfernung von 1,1 km zwischen Sender und Empfänger, so bei einschlägigen Experimenten in Wien. Dass „nur“ drei Viertel aller Experimente als voll gelungen bezeichnet werden konnten, mag damit zusammenhängen, dass Daim alle Versuche als Basis nahm – mitberücksichtigt wurden also auch jene, bei denen jemand seinen Traum verschlief oder versäumte, ihn aufzuzeichnen. Die Protokolle der Versuche vermitteln jedenfalls den Eindruck eines faszinierenden Experiments:

A.-Protokoll einer sendenden Person: 20. März 1948

Ich sendete um 6:30 Uhr eine blaue Kreisfläche. Mir fiel gleichzeitige Konzentration auf Farbe und Form sehr schwer. Einmal gelang besser die Form, dann besser die Farbe, doch gelang es mir schließlich, beide zu vereinigen. Zum ersten Mal sprach ich, und zwar leise, aber eindringlich das Wort blau ... wiederholt vor mich hin. Am Schluss diktierte ich knapp und heftig: aufwachen, diesmal auch als Wort, das ich gepresst herausstieß. W. D.

P.-Protokoll einer empfangenden Person: 20. März 1948

Ich habe von dem heutigen Traum nur bruchstückhafte Erinnerungen. Die Aufeinanderfolge ist mir nicht mehr eindeutig im Gedächtnis geblieben: Eine vage Schulszene, mir wird etwas abgefragt und ich erzähle von ultravioletten Strahlen. Dabei stelle ich mir das Ultraviolett als Violettblau vor. Durch die ganzen Traumszenen hindurch habe ich im-

mer wieder die Vorstellung einer Sonne. Dabei wusste ich, dass diese Sonne jene war, die ich am Vortage innerhalb einer Graphik von Odilon Redon gesehen habe. Auf diesem Bilde war aber die Sonne nur halb zu sehen. Im Traum sah ich sie aber ganz. Zunächst sah ich die Sonne primär als Form, in der Farbe etwas graublau. Dann tauchte in mir die Frage auf, wieso sie denn nicht orangerot sei, wie doch eine Sonne normalerweise ist. Dann dachte ich aber, sie müsse wohl blau sein. Dann brach die Szene ab. Dann wachte ich halb auf und wurde dann, da ich wieder einzuschlafen begonnen hatte, wie durch einen Ruck, der von einem akustischen Laut begleitet war, aufgeweckt. Dieses Aufwecken erschreckte mich fast. Der Zeitpunkt war wieder knapp halb 7 Uhr. M. W.

Das Bemerkenswerte an diesem Experiment ist, dass im Traum der „Tagesrest“ (halbkreisförmige Sonne in einer Schlucht, graublau) in eine kreisförmige blaue vollständige Sonne umspringt. Der telepathische Einfluss hatte es also geschafft, eine geometrische Form grundlegend zu verändern und eine in der Realität völlig unbekannte Erscheinung, nämlich die einer blauen Sonne, zu generieren. Auch die Versuche in Wien führten trotz einer räumlich durchaus deutlichen Entfernung zu signifikanten Ergebnissen:

Protokoll einer sendenden Person: 20. April 1948

Um 3 Uhr früh einen roten Kreis versucht zu senden, dabei größte Mühe, den Kreis zu fixieren, da er lange hindurch immer wieder die Form einer Ellipse annehmen möchte. W. W.

Protokoll einer empfangenden Person: 20. April 1948

Zeit des Traumes ungewiss. Erwachen aus dem Schlaf zirka 5 Uhr. Aus dem Traum ist mir allein erinnerlich eine rote Sonne es könnte aber auch ein roter elliptischer Luftballon gewesen sein. H. Sch. (Alle Protokolle aus: Experimentelle Traumtelepathie, in: Wissenschaft und Weltbild, 10/ 1948 S. 398)

Sepp Schindler bestätigt heute noch die Seriosität dieser Versuche, gemeinsam waren er und ein weiterer Studienkollege Daims zur Verfügung gestanden, der eine später als Professor für Kirchenrecht, der andere für seine Tätigkeit als Leiter der Bildabteilung in der Nationalbibliothek bekannt geworden.

Das Besondere an den Schlussfolgerungen, die Wilfried Daim aus seinen Experimenten zog, lag im Bereich der Philosophie. Während die konventionelle psychologische Forschung – zumindest zu jener Zeit – alle „übersinnlichen“ Fähigkeiten – wenn sie nicht überhaupt als betrügerisch oder als Scharlatanerie demaskiert werden konnten – durch die Wirkung von durch Gehirnströme generierten „Wellen“ zu erklären versuchte, argumentierte Daim, dass es sich bei parapsychologischen Phänomenen nicht um „physikalische“, sondern um „seelische“ Vorgänge handeln müsse. Er begründete dies mit der Beobachtung, dass bei den erwähnten Experimenten Raum und Zeit keine Rolle spielten. Telepathische Erfahrungen könnten über Kontinente hinweg gemacht werden. Die für elektromagnetische Wellen typischen Ausbreitungscharakteristika schlossen das Wirksamwerden von Gehirnströmen und darauf beruhender Phänomene aus.

Ob das nach den Gesetzen der Quantenphysik und nach den Ergebnissen der modernen Neuronenforschung wie etwa die Versuche mit der Verwendung der Magnetresonanztomographie z. B. für „Neuromarketing“ so einfach zu behaupten ist, muss aus heutiger Sicht freilich als fraglich bezeichnet werden. Daims für damals – und wohl noch für heute – mutige These besagte jedenfalls, dass es sich bei den angesprochenen „übersinnlichen“ Wahrnehmungen (Telepathie und Hellsehen) und der berührunglosen Manipulation von Objekten (Psychokinese) um „seelische“, also „außerräumliche“ Phänomene handle. Wichtig dabei war Daims Feststellung, dass nur der Transfer von Vorstellungen (Bilder, Formen, Farben, Töne), nicht aber die Übertragungen von abstrakten Gedanken (z. B. „Gerechtigkeit“) realisiert und in statistisch signifikanter Zahl nachgewiesen werden konnte. Daraus leitete er – für den Psychoanalytiker typisch – die weitere These ab, dass „allem Anschein nach die unteren Seelenschichten – ob sensitiv oder vegetativ, darüber ist im Moment kein Urteil zu fällen – mit den in Frage kommenden Fähigkeiten ausgestattet sind“.

Wie allein schon dem Titel der Publikation „Experimente mit der Seele“ zu entnehmen, liefern erfolgreiche parapsychologische Versuche dem Katholiken Daim den Beweis dafür, dass der Mensch ein „beseeltes“ Wesen ist, d. h. dass er etwas besitzt, das über Raum und Zeit (über Chemie und Physik) hinausgeht. So endet das Büchlein auch mit dem apodiktischen Satz: „Ohne außerraumzeitliche Prinzipien wird eine Gesamtheorie der Parapsychologie sicherlich nicht auskommen“.

Wilfried Daim wurde in jener Zeit Mitglied und Vizepräsident der Österreichischen Gesellschaft für Psychische Forschung (heute Österreichische Gesellschaft für Parapsychologie) und nahm auch am I. Internationalen Kongress für Parapsychologie in Utrecht (1953) teil. Danach gibt er seine parapsychologische Forschung auf und beschäftigt sich nicht mehr auf wissenschaftlicher Basis mit außersinnlichen Phänomenen. Heute meint er, dass russische Wissenschaftler die in Amerika und Europa nicht mehr sonderlich geschätzten parapsychologischen Versuche weiter geführt hätten.

Die Praxis als Graphologe und (Tiefen)Psychologe

Eine wichtige Einnahmequelle Daims waren, wie erwähnt, graphologische Gutachten und Persönlichkeitsanalysen. Mit einem Gewerbeschein dafür war er seit den fünfziger Jahren „zur Ausübung des Gewerbes Graphologie, beschränkt auf Schriftvergleich und Charakterdeutung und psychologische Beratung, beschränkt auf den gesunden Menschen in ernsten Lebenslagen“ berechtigt. Aus diesem Text der Gewerbeberechtigung ist ersichtlich, dass die Ärzteschaft sehr darauf bedacht war, dass Psychologen keine psychisch kranken Personen „therapieren“ durften. Die psychologische Praxis Daims befand sich zu dieser Zeit in Wien 19., Barawitzkagasse 27. Diese Gewerbeberechtigung legte Daim erst 1984 zurück.

Obwohl er ja seine Lehranalyse bei Igor A. Caruso einerseits aus Geldmangel, andererseits aber auch wegen Differenzen mit seinem Analytiker vorzeitig abgebrochen hatte, weil er den Eindruck hatte, Caruso profitiere mehr von der Lehranalyse als er selbst, arbeitete Daim in der Folge dennoch vorwiegend als an den Methoden Freuds orientierter Psychologe, was die vielen in seinen beiden Büchern zitierten Fälle und die dabei entstandenen Zeichnungen in wissenschaftlich aufgearbeiteter Form beweisen.

Am 20. 9. 1961 erschien jedenfalls darüber im Wiener Boulevardblatt „Express“ ein illustrierter Artikel, in dem besonders auf den Einsatz von Patientenzeichnungen im Verlauf einer Analyse hingewiesen wird. Zu dieser Zeit wohnte die Familie Daim (Wilfried und Johanna, Falko und Ulrike) bereits in der Einfamilienvilla in Wien 17., Scheidlstraße 9, wo genügend Platz für Einzelgespräche aber auch für größere Abendgesellschaften war.

Mit Kierkegaard über Freud hinaus

Im Jänner 1950 vollendet Wilfried Daim seine „Umwertung der Psychoanalyse“. Bei der Behandlung des Geburtstraumas bezieht er sich ausdrücklich auf die Existenzphilosophie, indem er das Urerleben der Geburt mit dem von Heidegger als „Geworfenheit“ bezeichneten „In-der-Welt-Sein“ vergleicht:

Die Geburt ist jenes Ex-istere⁹⁷, jenes Herausstellen des Selbst aus dem Ungeschiedenen in die Welt. Sie betrifft den Menschen als Ganzes – daher ist nirgends wie hier das Recht so klar, vom menschlichen Dasein als von einem Ganzen zu sprechen.

Das Erlebnis der Geburt prägt somit das Gesamterlebnis der Welt als solches. Die Weltlichkeit der Welt, das In-der-Welt-Sein, erhält seinen spezifischen Charakter vom Geburtserlebnis. Die Welt ist letztlich immer ein Beängstigendes. Dieses spezifische Geburtserlebnis hat der Existentialismus vorzüglich interpretiert. Wer Heideggers Kategorien, wie etwa das Man, soziologisch fasst, geht am Zentrum vorbei. Das Uргewaltige der Wirkung dieses Denkers liegt hier in dem allgemeinen Geburtserleben, das jeder dunkel in sich anklingen fühlt, der diese Philosophie erlebt. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 190. Die Fußnote 97 bezieht sich auf die von Kierkegaard 1936 veröffentlichten „Religiösen Reden“).

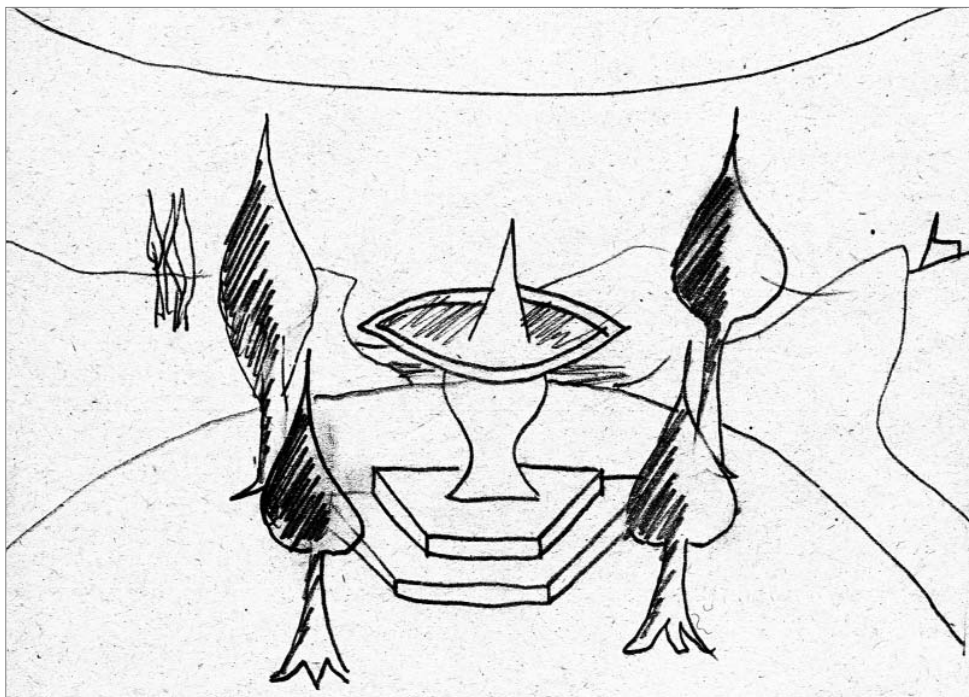
Wie später in seinem Aufsatz „Heideggers Existenzphilosophie und das Geburtstrauma“ (in: Der Psychologe, 11/1956) noch einmal ausgeführt, ist Daim hier bemüht, seine eigene Gedankenwelt mit jener Freuds, Kierkegaards und Heideggers zu vernetzen. Daraus entsteht eine existenzorientierte, christlich fundierte Methode der Tiefenpsychologie. Daim bleibt in seiner individual- und später sozialpsychologischen Denkweise immer ein Freudianer, allerdings mit einer gewichtigen Einschränkung, nämlich der Relativierung der Rolle der Sexualität bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Theorien des Unbewussten, der Verdrängung (Daim

nennt sie „Verdeckung“) und des Ödipuskomplexes. Gerade der letztere sollte in der späteren Anwendung der von Daim (weiter)entwickelten tiefenpsychologischen Methode auf Gesellschaft, Politik, Kirche und Kunst eine große Rolle spielen. So antwortet Daim auf die Frage „Sind wir noch Psychoanalytiker?“:

Die Tendenz unserer Arbeit ging, wie wir schon in der Einleitung bemerkten, nicht dahin, die Psychoanalyse zu liquidieren, sondern sie im Gegenteil gelten zu lassen und in höhere Zusammenhänge einzuordnen. Die Konfrontation mit der Religion und der Einbau des phänomenologisch fassbaren Absoluten führten nicht zu einer Aufhebung der Freudschen Kategorien, sondern zu einer Umorientierung des Wertungsstandpunktes. Christlich formuliert, erfolgte eine Akzentverlagerung von dem sechsten auf das erste Gebot. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 326)

Ein unvollendetes Experiment zum Thema Surrealismus

Ein Jahr zuvor hatte Wilfried Daim bereits versucht, Tiefenpsychologie und Kunst in Beziehung zu bringen, indem er einigen Freunden eine Reihe von surrealistischen Wortpaaren vorlegte („Baum und Hand“, „Kochtopf und Schlange“, „Mund und Quarz“ etc.). Die Versuchspersonen waren eingeladen, zu diesen Wortpaaren



Ergebnis eines surrealen Experiments: Jörg Mauthes Traumzeichnung

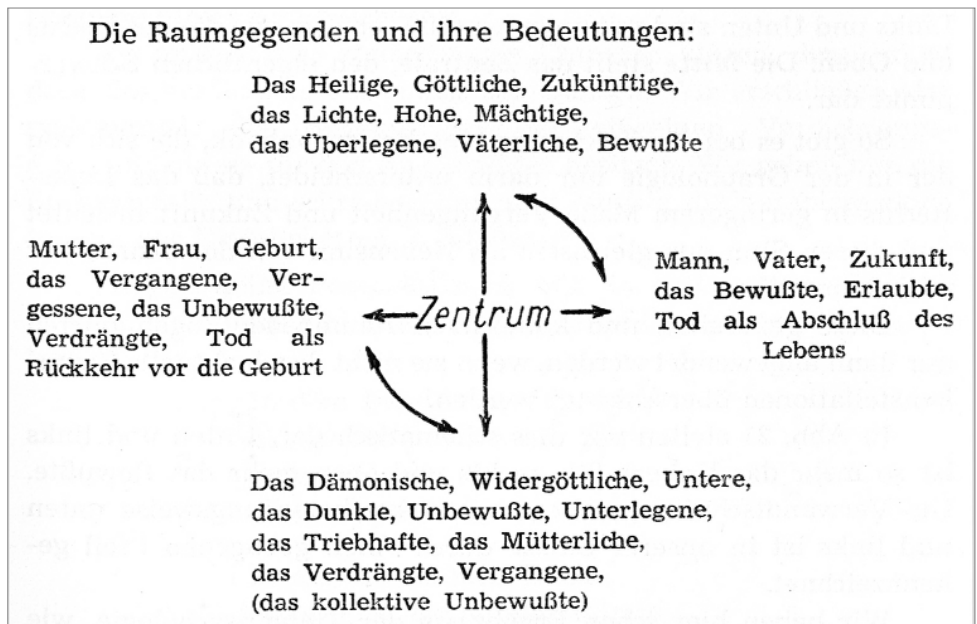
frei zu assoziieren, zu meditieren oder auch darüber zu träumen. Tags darauf sollten sie den Traum zeichnen und beschreiben. Daim konnte Persönlichkeiten, wie den Maler Kurt Absolon (1925–1958), den Publizisten Jörg Mauthe (1924–1986) und Otto Beckmann, den Bildhauer und Pionier der Computerkunst (1908–1997), für seine Experimente gewinnen. Leider stellte sich heraus, dass die für diese Versuche notwendige Disziplin rasch verebbte. So sind uns nur einige wenige Aufzeichnungen erhalten, darunter das Bild von Jörg Mauthe: „Zwei hieroglyphische Abkürzungen für Mund und Quarz durchdringen sich gegenseitig und bleiben in dem sehr deutlichen Bild eines Lingam (im indischen Kulturkreis ein Wort für „Phallus“) aus grauem Stein stecken, das in falscher Perspektive zwischen vier Zypressen steht. Ringsherum dreht sich eine kulissenartige Landschaft, auf der Berge, Meer – eine Mittelmeerlandschaft – schnell vorüberzieht, ein sich drehender Rundhorizont.“ (Siehe S. 64)

Daims Ausgangshypothese dürfte gewesen sein, dass sich (surrealistische) Künstler von anderen Menschen in ihren Assoziationen zu unzusammenhängenden Dingen nicht oder nur unwesentlich von einander unterscheiden. Da diese Experimente aber auf nur wenige Personen beschränkt waren und – wahrscheinlich auch aus finanziellen Gründen – unvollendet blieben, konnte seine Hypothese weder bestätigt noch widerlegt werden. Daher konnte aus ihnen auch keine empirisch fundierte Theorie des Surrealismus abgeleitet werden.

Neuinterpretation der Tiefenpsychologie

„Das habe ich gethan“ sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht gethan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich – giebt das Gedächtnis nach“ (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, S. 87)

1950 mit der „Umwertung der Psychoanalyse“ und zwei Jahre später mit dem darauf aufbauenden Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (beide im Verlag Herold erschienen) versuchte Daim, die klassische Psychoanalyse in ein neues System auf religiöser, ja christlicher Grundlage zu bringen. Ausgehend von Fällen aus der eigenen analytischen Praxis führt er dabei die krankhaften Symptome der Seele auf die „Vergötzung“ von Gegenständen oder auf Vorgänge in der Umwelt des Patienten zurück. Während der psychisch gesunde Mensch nach Daim die Details seiner Umwelt „adäquat“ wahrnimmt, indem er sie auf sachliche Weise vom „Absoluten“ entgegennimmt, hat sich der psychisch Erkrankte einem Götzen ausgeliefert, der ihm gegenüber eine gottähnliche Stellung einnimmt. Dadurch wird die Wahrnehmung

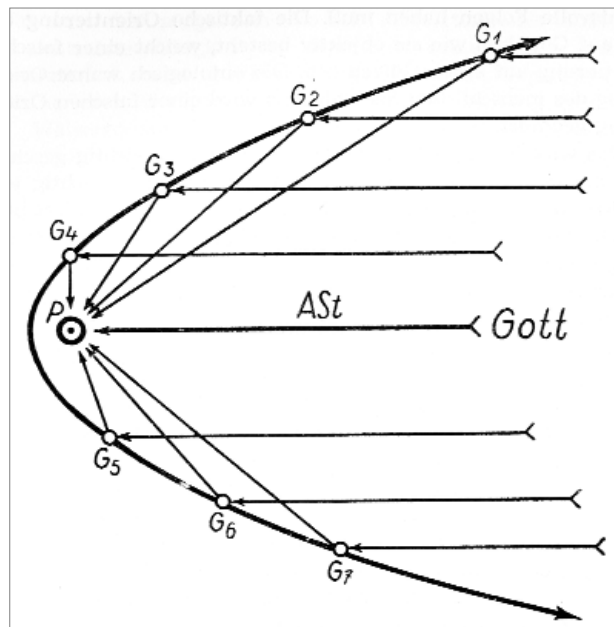


Daims Interpretation der Bedeutung der einzelnen Räume in Zeichnungen von Analysanden

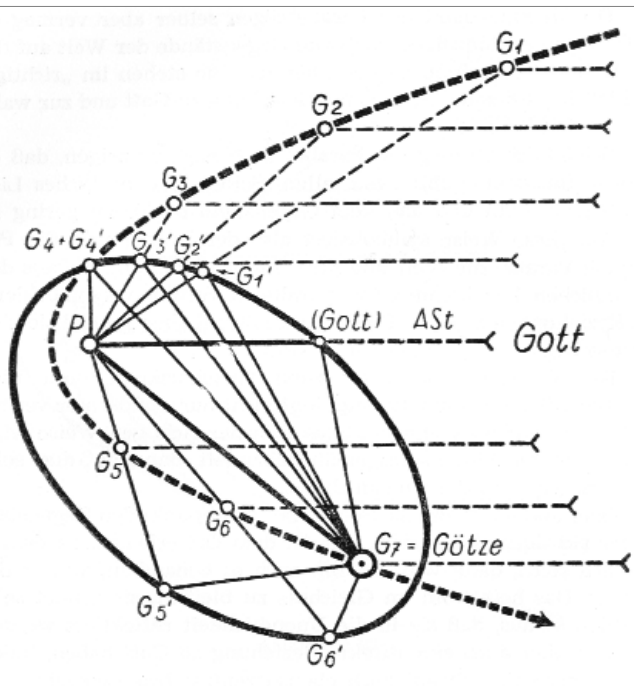
der Wirklichkeit verzerrt und „inadäquat“, der Patient ist gewissermaßen versklavt. Die Befreiung („Erlösung“) aus dieser Sklaverei ist die Aufgabe, die der Therapeut und der Patient gemeinsam zu lösen haben. Die Mittel dazu sind vielfältig, sie reichen vom bloßen Gespräch über vom Patienten verfertigte Protokolle und Zeichnungen bis hin zur Interpretation von Wach- und Schlafträumen. In bis zu drei Wochenstunden und meist über Monate verlaufend, sind die Widerstände, die der Patient gegen die Lösung der psychischen Ketten entwickelt, auf gelegentlich trickreiche Weise zu überwinden. Daim legt besonderen Wert auf die Zeichnungen oder Malereien der Patienten – nicht zuletzt deshalb, weil sie im Gegensatz zum Gespräch erhalten bleiben und zu einem späteren Zeitpunkt erneut eingesetzt werden können. Dass dabei auch Symbole eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Für die Interpretation von Zeichnungen hat Daim ein Schema für Raumgegenden entwickelt, mithilfe dessen er wiederkehrende Phänomene interpretiert. Zu den sich aus der Skizze ergebenden Feldbedeutungen ist zu ergänzen, dass die horizontalen Pfeile in Vergangenheit (links) und Zukunft (rechts) weisen, während die gebogenen Doppelpfeile Affinität zwischen den jeweiligen Feldern signalisieren.

Aus heutiger Sicht ist zu dieser Aufteilung allerdings anzumerken, dass die stark dichotome Positionierung von männlich/Mann/Vater/gegen weiblich/Frau/Mutter weder sozial noch anthropologisch haltbar ist. Jedenfalls würde man heute stärkere Abstufungen oder Zwischentöne erwarten. Die Interpretation von Träumen ist seit Sigmund Freud ein Standardinstrument der Tiefenpsychologie. Auch Daim erläutert wiederholt in seinen Schriften die Verwendung von Wach- und Schlafträumen in der Analyse an Hand von anonymisierten Fällen aus seiner Praxis. Im Versuch einer theoretischen Aufarbeitung des Themas illustriert Daim die Situation der psychisch gesunden und der seelisch erkrankten Person mit Hilfe von zwei graphischen Darstellungen aus der Mathematik.

Die Parabel eignet sich besonders gut zur Darstellung der Beziehungen zwischen einem im Unendlichen gedachten Absoluten (Gott), den vielfältigen „Gegenständen“ der Welt ($G_1 - G_n$) und der im Brennpunkt des Geschehens stehenden Person P.



Parabel: der Bezug des seelisch gesunden Menschen zum Absoluten



Ellipse: Bezug des psychisch gestörten Menschen zu Objekten seiner Fixierung

„Die Dinge sind für den normalen Menschen, dessen Welt unverrückt ist, Symbole Gottes. Alles, was ist, ist auf den absoluten Gott hin strukturiert und steht erst dann, wenn es so gesehen wird, in der richtigen Ordnung.“ heißt es in Daim's Buch „Umwertung der Tiefenpsychologie“ (S. 132). Wenn nun aber diese „direkten“ Beziehungen zu Gott dadurch gestört sind, dass ein Gegenstand der Welt fetischisiert oder auf eine sonstige Art zum „Götzen“ wird, verwandelt sich die auf einen Brennpunkt gerichtete Parabel in eine Ellipse mit zwei im Diesseits liegenden Brennpunkten, jenem der Person und jenem des „Götzen“.

Diese Darstellung lässt erkennen, dass die Parabel ein offenes System ist, während die Ellipse ein geschlossenes System darstellt. Ziel

der psychotherapeutischen Behandlung ist nach Daim die Realitätsanpassung oder, anders gesagt, die „Freilegung des Gewissens durch die Relativierung der Götzenforderung“. Die verabsolutierten Gegenstände sind wieder „ihrer wahren Natur nach“ und nicht nach den Forderungen des Götzen wahrzunehmen. An anderer Stelle weist Daim darauf hin, dass parabolische und elliptische Strukturen im Menschen zugleich bestehen können, wobei es auf den Grad der Fixierung ankommt: „Der Mensch ist immer zugleich fixiert und frei.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 335) Daim erzählt heute, dass ihn die Unendlichkeitsmathematik auf die Idee mit der Parabel gebracht habe und sein Modell besonders in Deutschland viel Anklang gefunden habe. Obwohl er sich der Grenzüberschreitungen zwischen Psychologie und Theologie in seine Theorie durchaus bewusst ist, verfolgt Daim beharrlich die These vom Bezug des menschlichen Individuums auf das Absolute:

Das Absolute ist das, womit der Mensch sich absolut identifiziert. Es ist das, was seinen eigentlichen „Lebensinhalt“ ausmacht, worauf er „alle Hoffnung“ setzt, womit er „steht und fällt“. Ohne sein Absolutes ist er nichts, er selbst erhält von diesem Absoluten her seinen Wert. Dieses Absolute ist seine größte, einzige Kostbarkeit, sein „Schatz“, worauf er „sein Herz setzte“, wie eine wörtliche Übersetzung von credere, cor-dare lauten würde.

Das Absolute ist für den Menschen unausweichlich. Es muss der Mensch ein Absolutes haben.

Ohne ein Absolutes ist der Mensch existenzunfähig, wenn es ihm auch nicht bewusst ist. Doch ist noch unsere Frage nach einer objektiven Existenz eines Absoluten und dem subjektiven Verhältnis des Menschen dazu unbeantwortet.

Wir sind von der Existenz eines wirklichen und wahren Absoluten überzeugt. Und zwar schon aus psychologischen Gründen. Wäre dem nicht so, gäbe es also kein Absolutes, dann müssten wir die zentralste Fähigkeit des Menschen, seine Potenz, mit dem Absoluten zu kommunizieren, ihren objektiven Gegenstand nehmen und den Menschen schließlich zur Verzweiflung verurteilen ...

Wir haben nur die Wahl zwischen Sinnlosigkeit des Seelenlebens und psychologischem Gottesbeweis. Entweder das eine oder das andere. Wir entscheiden uns für das letztere und glauben an die Existenz eines objektiven Absoluten, das unabhängig von der Existenz des Menschen, an sich, ist.

Das objektiv Absolute ist Gott. Des Menschen zentralste Potenz ist die Fähigkeit der Kommunikation mit ihm. Gott ist der Welt gegenüber transzendent, er ist nicht die Welt und nichts in der Welt. Wenn nun das subjektiv Absolute mit dem objektiv Absoluten zusammentrifft und sich deckt, dann ist das Absolutheitserleben situations-adäquat und der Mensch im Wesentlichsten seines Seelenlebens, im Erleben des Absoluten und im Verhalten zu ihm, realitäts-angepasst.

Subjektives Erkennen und Handeln erfolgt also dann der Realität gemäß.

Wird aber nicht das Absolute als absolut genommen, sondern als relativ, dafür aber etwas Relatives als Absolutes, dann entsteht ein zentraler Konflikt im Menschen. Jenes Relative, das verabsolutiert wurde, ist nun nicht Gott, sondern ein Götze. Der Götze entsteht also durch eine Vergötterung eines Relativen und geht mit einer Entthronung Gottes einher, der demgegenüber entgottet, also relativiert wurde.

Mit der Relativierung Gottes und der Verabsolutierung eines Götzen entsteht aber ein Zusammenstoß mit der Realität, der verhängnisvolle Folgen haben muss. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 128 ff.)

Interessanterweise lassen sich die mathematischen Modelle Parabel und Ellipse sehr weit interpretieren, ohne dass eine „Überdehnung“ dieses Gedankenmodells entsteht:

Die Ellipse kann als zweiten Brennpunkt – als Götzen – einen mehr oder weniger naheliegenden Gegenstand bekommen. Je weiter weg der Gegenstand auf der Parabel liegt, umso langgestreckter wird die Ellipse, wenn er als zweiter Brennpunkt dient. Mag sich aber der Punkt noch so weit hinausschieben, es wird doch keine Parabel aus der Ellipse. Erst wenn der Punkt ins Unendliche verlagert wird, entsteht aus der Ellipse eine Parabel, dann ist aber der Gegenstand Gott selber.

In der verschiedenen Größe einer möglichen Ellipse mag man ein Gleichnis für die Verschiedenheiten des Bereiches der Wirklichkeit empfinden, die durch verschieden bedeutende verabsolutierte Gegenstände hervorgerufen wird. Wer die Kunst verabsolutiert, hat

wohl einen Gott näherliegenden Gegenstand verabsolutiert (Ästhet) als der, der eine große Zehe als Fetisch verehrt (Fetischist). (Umwertung der Psychoanalyse, S. 137)

Diese unbekümmerte, tabufreie und interdisziplinäre Denkweise Daims kommt auch im Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ so richtig zum Ausdruck. Wenn er den Menschen als ein Wesen beschreibt, dessen „Unvollendetsein und Wachsenkönnen“ durch seine Offenheit zum Absoluten möglich ist, so führt er den Ursprung des Menschen auf den Aufbruch der Ellipse (Tierwelt) zur Parabel (Menschheit) zurück:

Wie wir schon in der „Umwertung“ andeuteten, lässt sich von diesem Gleichnis aus die Menschwerdung derartig vorstellen, dass das geschlossene Reizreaktionsschema des Tieres durch den Anspruch Gottes geöffnet, so zerrissen wurde und damit aus dem geschlossenen elliptischen ein offenes parabolisches System entstand.

Die Verlagerung des zweiten Brennpunktes in die Unendlichkeit ist gleichbedeutend mit dem Aufbrechen der Ellipse und lässt den Entwicklungssprung eindeutig erkennen, den es vom Tier zum Menschen gibt.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 143/Fußnote 61)

Daim bleibt bei all seinen Überlegungen der Lehre Freuds grundsätzlich treu – mag es sich um die Frage des Geburtstraumas und die Problematik der darauf folgenden frühkindlichen Entwicklungsphasen handeln oder um zentrale Begriffe wie Verdrängung („Verdeckung“) oder Fixierung. Vieles interpretiert er jedoch neu. So ist der Ödipuskomplex für Daim keineswegs nur ein sexuelles Problem, sondern auch ein Macht- und Besitzproblem. Dies wird für die späteren sozialpsychologischen Thesen Daims – wie etwa die These vom Kastenkampf – von großer Bedeutung sein. Den Begriff der „Libido“ versteht Daim unter Hinweis auf die Arbeiten von C. G. Jung (den er persönlich kannte und 1952 in der Schweiz besuchte) und Martin Heidegger als die „allgemeine Entfaltungstendenz“ des Menschen.

Daims Theorie von der Orientierung des Menschen auf ein durch alle Gegenstände der Welt „hindurch leuchtendes“ Absolutes und die Feststellung, dass im Grunde nur der Heilige der „normale“ Mensch sei, weil ihm, nachdem er durch die Abnormität durchgegangen war, „mit Hilfe der Gnade die endgültige Aufhebung aller falschen Verabsolutierungen gelang“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 254) sind so stark religiös orientiert, dass sich Daim an dieser Stelle veranlasst fühlt, ein persönliches Bekenntnis abzulegen. In Fußnote 121 schreibt der damals knapp Dreißigjährige:

Diese Feststellungen sollen Nichtchristen nicht vor den Kopf stoßen. Doch die Feststellungen, die gemacht werden müssen, können wir uns nicht ersparen. Dass unsere Ausführungen vielen ein Ärgernis sein werden, ist sicher, doch kommen wir nicht daran vorbei. Wir müssen endlich wieder einen Boden unter den Füßen bekommen hinsichtlich der Unterscheidung Normal-Abnormal.

Dies heißt natürlich nicht, dass wir jedem Analysanden unsere Religion aufdrängen wollen. Selbstverständlich nicht. Doch die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, dass die Neurose eben ein Konflikt mit Gott ist [über die Vergötzung eines Objekts].

Anstoß kann auch erregen, dass wir so selbstverständlich das christliche Absolutum, also den christlichen Gott, einfach als den wahren hinstellen. Doch es wird sich schließlich noch einmal zeigen, dass sich sämtliche übrigen Religionen in ihren Ableitungen und auch die innerchristlichen Häresien tiefenpsychologisch werden erklären beziehungsweise reduzieren lassen, während sich das Christentum allein als schließlich der menschlichen Natur wahrhaft angepasste Religion wird aufzeigen lassen. Doch ist dies noch Zukunftsmusik. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 345)

Daim meint heute, dass sich C. G. Jung trotz gewisser Ansätze nicht dazu durchringen konnte, einen transzendenten Gott voll anzuerkennen – was übrigens auch Martin Buber an ihm kritisierte. In einem seiner besten Fachartikel stellte Daim in diesem Zusammenhang das gnostische Denken C. G. Jungs als Fehlinterpretation von „Gut und Böse“ dar. (Der Grundfehler C. G. Jungs, S. 58 ff.)

Auch Viktor E. Frankl hatte ähnliche Schwierigkeiten gehabt. Gleichwohl meint dieser, dass „Gott von uns unbewusst immer schon intendiert ist, dass wir eine, wenn auch unbewusste, so doch intentionale Beziehung zu Gott immer schon haben“ (Viktor E. Frankl, Der unbewusste Gott, S. 55) und bekennt damit seine eigene Religiosität. Gleichzeitig aber warnt er davor, die Psychotherapie zur „Ancilla der Theologie“ zu machen: „Und sofern die Psychotherapie jemals den Nachweis erbringen wird, dass die Seele wirklich das ist, wofür wir sie halten: anima naturaliter religiosa – wird sich dieser Nachweis nur erbringen lassen von einer Psychotherapie als scientia naturaliter irreligiosa: gerade von einer Wissenschaft, die nicht ‚von Natur aus‘ religiös gebunden ist, von sich aus vielmehr nichts als Wissenschaft ist und bleiben will.“

Je weniger die Psychotherapie sich dazu hergibt, der Theologie die Dienste einer Ancilla zu leisten, umso größer werden die Dienste ausfallen, die sie ihr tatsächlich leisten wird. Denn man muss nicht Magd sein, um dienen zu können.“ (Viktor E. Frankl, Der unbewusste Gott, S. 69)

Nun wird klar, warum es im Klappentext des Buches „Tiefenpsychologie und Erlösung“ über die davor erschienene „Umwertung der Psychoanalyse“ heißt: „Daims Arbeit geht nicht dahin, die Psychoanalyse zu liquidieren, sondern sie im Gegenteil gelten zu lassen und in höhere Zusammenhänge einzuordnen. Das Werk verkörpert eine Synthese von Phänomenologie und Tiefenpsychologie, sein Ansatzpunkt liegt in dem vom Verfasser als inadäquater Affekt bezeichneten Gefühl, das der gegebenen Wirklichkeit nicht angepasst ist. Theologisch gesprochen besteht die ‚Umwertung der Psychoanalyse‘ in einer Transponierung des Hauptakzents der Problematik vom sechsten auf das erste Gebot. – Dieses Werk ist bis heute sowohl als kritische Studie der Psychoanalyse, als auch vom katholischen Gesichtspunkt aus betrachtet, eines der wichtigsten.“

In der Tat muss man die vor 1950 entstandene Arbeit Daims als einen sehr eigenständigen und kühnen Versuch werten, das Problem des „inadäquaten Affekts“ – also der psychischen Störung – nicht nur mit der Entwicklungslehre Freuds sys-

tematisch zu verbinden, sondern auch mit der metaphysischen Annahme eines Absoluten in Beziehung zu setzen.

Die Parallele zum christlichen Erlösungsgedanken

In dem auf die „Umwertung“ aufbauenden und zwei Jahre später publizierten Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1954) geht es Daim ebenfalls um die Befreiung des mit seelischen Problemen kämpfenden Menschen aus seiner Fixierung. Daim postuliert hier ein generelles Erlösungsbedürfnis des Menschen und der Welt („Die ganze Schöpfung seufzt“ – Römerbrief 8:19). Vor allem durch die Analogie, die zwischen der Erlösung des Einzelnen von seinen Komplexen und Fixierungen (von seinem „Götzen“) und der Erlösung der Menschheit durch Jesus Christus gezogen wird, stellt dieses Buch in noch viel ausdrücklicher Weise als die vorangegangene „Umwertung“ ein Bekenntnis zu einer christlich fundierten Tiefenpsychologie und Psychoanalyse dar.

Daim beschreibt hier, wie der Analysand vom Analytiker mit jenen „Waffen“ ausgestattet wird, die es ihm ermöglichen, sich aus der Versklavung durch einen „Götzen“ (Fixierung) selbst zu befreien, also individuelle „Erlösung“ zu erlangen. Dies geschieht „durch einen aggressiven Schub gegen das Fixationsobjekt, der einer heldenhaften Revolution gleichkommt. Die archetypischen Symbole, die hier auftreten, sind auch die des Helden.“ Neurosen sind nach Daim nicht auf individuelle Schuld, sondern auf die „Erbschuld der Menschheit“ zurückzuführen. In den Neurosen finden sich „inadäquate Affekte, die die Klarheit des Erkennens trüben, die Festigkeit des Wollens mindern“. Übernatürliche Gnade könne die auf Gott hindrängende Dynamik des Herzens verstärken, während die Psychotherapie beim Abbau der Fixierungen mit der natürlichen Dynamik arbeite, die jedem Herzen innewohnt. Die metaphysische Begründung der Tiefenpsychologie ist für Daim von großer Bedeutung:

Als Quintessenz unserer Ausführungen können wir daher sagen: In allen sogenannten Neurosen finden wir auf Grund der Erbschuld inadäquate Affekte, die die Klarheit des Erkennens trüben, die Festigkeit des Wollens mindern. Dies geht tiefenpsychologisch auf eine unausweichliche Fixierung des „Herzens“ an einen Götzen zurück, obwohl seine ihm nie völlig verlustig gehende Grundnatur auf Gott hindrängt. Aktuelle Gnade verstärkt die hindrängende Dynamik (die Unruhe [Augustinus], Entflammung) des Herzens und so den Grundkonflikt der menschlichen Natur auf übernatürliche Weise, während die Psychotherapie die Fixierungen abbaut und mit der natürlichen Dynamik arbeitet, die dem Herzen innewohnt. Demzufolge wirkt rechte Psychotherapie derart, dass sie der Gnadenwirkung entgegenkommt. (Tiefenpsychologie und Gnade, S. 231)

Es wird nicht verwundern, dass das Naheverhältnis zwischen psychologischer Befreiung und religiöser Erlösung bei Daim von manchen Fachkollegen als ein zum

Teil problematisches Spannungsverhältnis empfunden wurde. So schreibt Kurt Lothar Tank in einer Betrachtung über die Problematik des Verhältnisses von Tiefenpsychologie und Religion am 23. 4. 1955 in der deutschen Zeitung „Die Welt“:

An dieser Stelle zeigt sich deutlich, dass die naturwissenschaftliche Psychologie die göttliche Offenbarung weder zu ersetzen noch zu widerlegen vermag. Sie erhebt diesen Anspruch nicht einmal bei dem katholischen Psychoanalytiker Wilfried Daim, der in seinem Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (Herold Verlag Wien/ München) den Atheismus Freuds und die Labilität C. G. Jungs dadurch zu überwinden sucht, dass er das in der Psychoanalyse auftauchende Erlösungsbedürfnis als den entscheidenden und zentralen Sachverhalt ansieht. Daim baut darum das Erlösungsbedürfnis des Menschen – gleichsam als ein Urphänomen – ein in die durch Christus bewirkte „Totalerlösung“ [...]

Es wird Patienten geben, für die Daim der richtige Seelenarzt ist. Als ein im christlichen Glauben verwurzelter Analytiker kann er Tiefenschichten, die einem atheistischen oder liberalen Psychologen verborgen oder unverständlich bleiben, aufdecken. Dennoch wird man Bedenken gegen Daims Verfahren nicht los. Die Analogieschlüsse vom psychoanalytischen Prozess auf den religiösen Prozess der Erlösung und die wechselseitigen Erhellungsversuche des einen am andern sind trotz der immer wieder betonten Unterschiede in der Praxis nicht ungefährlich [...]

Gerade wenn man die Seelen-Heilkunde als eine Seelenheil-Kunde auffasst, wird man sich hüten müssen, die Mission des Arztes mit der des Pfarrers gleichzusetzen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn jeder die ihm gestellte Aufgabe ohne Grenzüberschreitung meistern würde.

In diesem Zitat wird allerdings nicht begründet, worin die Gefahren bestehen sollen, die sich aus Daims „Analogieschlüssen vom psychoanalytischen Prozess auf den religiösen Prozess der Erlösung“ ergeben könnten – es sei denn, man denkt rein formal an die Unterscheidung zwischen Therapeuten- und Priesterberuf. Nach Daim habe Sigmund Freud vergeblich versucht, der praktischen Tätigkeit des Therapeuten einen tieferen Sinn zu geben, wodurch er „letztlich der ‚Krankheit zum Tode‘ (Kierkegaard), der resignierenden Verzweiflung, verfiel, was sich in seinen Äußerungen zum Todestrieb zeigte.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 317). Dagegen bezieht Wilfried Daim einen christlichen und damit optimistischen Standpunkt, nach welchem er die individuelle Erlösung als Teil eines Totalerlösungsprozesses des Kosmos sieht.

Interessant ist, dass Daim in seinem Schlusswort darauf hinweist, dass die Person des Erlösers Züge des „Helden“ aufweist. In einer künftigen Arbeit über das „Grundgesetz des Helden“ wollte er den Erlöser ins Zentrum der Betrachtungen rücken. Leider ist diese Idee nie verwirklicht worden. Hingegen verwirklichte Daim ein anderes Projekt. Angeregt durch Karl Jaspers, der in seiner dreibändigen „Philosophie“ (1932) meinte, dass „die Möglichkeit, die Grundlagen aller Kultur zu vernichten, sollte sie einmal gegeben sein, auch sicherlich einmal ergriffen wird“, verfasste Daim 1959 das kühne Werk „Totaler Untergang.“

Wilfried Daim hatte dem oben behandelten Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ ein Wort des bekannten amerikanischen Bischofs Fulton J. Sheen (1895–1979) als Motto vorangestellt: „No Easter without Good Friday“. Von ihm erhielt er Jahre später internationale Anerkennung: In einer sechsteiligen Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse aus dem Jahr 1957 zitiert der universell gebildete Fernsehprediger den Freudianer Daim zusammen mit einer Reihe anderer Psychotherapeuten (u. a. Igor A. Caruso, Michael Stocker und Ludwig Binswanger), wobei er mit großer sprachlicher Verve hervorhebt, dass Wilfried Daim den Menschen als mit Vernunft, Wertbewusstsein und Verantwortung versehenes Wesen und nicht bloß als einen Spielball seiner Triebe begreift. Diese von vielen Anhängern Freuds abweichende Grundeinstellung hindere Daim jedoch nicht, die psychoanalytische Methode anzuwenden. Für Sheen war dies die zeitgemäße Form der Psychoanalyse. Deshalb riet er seinem Publikum augenzwinkernd: „Wenn Sie schon zu einem Analytiker gehen müssen, dann wenigstens zu einem modernen, wo Sie Qualität für Ihr Geld bekommen!“ (Quelle siehe S. 204)

Auf großes Interesse – auch im deutschen Feuilleton – stieß eine Ausstellung von einigen hundert Patientenzeichnungen, die Wilfried Daim im März 1955 in der Wiener Sezession veranstaltete. Neben dem „Spiegel“ befasste sich auch die „Welt“ mit der Ausstellung (16. 3. 1955). Unter dem Titel „Wenn der Seele Gefahr droht, kann die Kunst helfen“ setzte sich dort der österreichische Journalist und Schriftsteller Erik Graf Wickenburg (1903–1998) ausführlich mit der Frage auseinander, was unter „Neurose“ zu verstehen ist und wie Wilfried Daim damit umgeht. Dabei gibt er einen kurzen Überblick über die Methode, mit der Daim seine Patienten behandelt:

Bildhaft gesprochen hat jeder der Hilfesuchenden aus seiner Jugendzeit einen Götzen, den er anbetet oder bekämpft, mit dem er sich intensiv auseinandersetzt, ohne es aber selbst zu wissen. Während die Psychoanalytiker im allgemeinen diesen Götzen durch Gespräche und Phantasieren, Traumdeutung und Assoziieren zu erforschen suchen, bedient sich Dr. Daim einer anderen Methode: Er entlässt seine Besucher nach der Anfangsbesprechung mit dem Auftrag, daheim ungegenständliche, ihrer augenblicklichen Phantasie entspringende Bilder zu zeichnen oder zu malen, die sie das nächste Mal mitbringen müssen. Dabei soll jegliche ästhetische Wertung wegfallen.

Bis zu einem gewissen Grade sind die Männchen, die ein Vorstandsmitglied während der Generalversammlung aufs Papier wirft, die besten Mitteilungen des Unterbewusstseins. Um sie fruchtbar zu machen, bedürfte es aber einer gemeinsamen Analyse: Der Psychologe bespricht mit seinen Patienten die Bilder, er fragt, was sie sich bei der Zeichnung vorgestellt haben und was sie damit assoziieren.

Auf diese Weise sucht er in das Gebiet der Seele einzudringen, das den Patienten selbst unbekannt ist und das wir als den „Maquis“, die Widerstandsbewegung unter der Decke, bezeichnen haben.

Über dem Seelenleben des einzelnen thront nämlich jener „Götze“ und übt eine Unterdrückung aus, gegen die sich der Beherrschte, ähnlich wie in totalitären Staaten der Bür-

ger, nicht öffentlich zu wehren traut. Aber das natürliche Freiheitsverlangen der Menschen revoltiert und tut sich in „Sabotageakten“ kund, eben jenen seelischen Schwierigkeiten, die das Gefüge stören und den Neurotiker endlich dazu bringen, einen Arzt aufzusuchen. Wie alle Widerstandskämpfer tarnt sich der seelische Maquis, und es kommt darauf an, ihn zu fassen.

Daim hatte in den bis dahin noch wenigen Jahren seiner Praxis bereits tausende Patientenzeichnungen gesammelt – wohl ein Beweis für seinen Fleiß und seinen Erfolg. Dass die Ausstellung eine Diskussion nicht nur über Daims psychologische Methoden, sondern vor allem auch über die Frage auslöste, was nun ein von einem Neurotiker gemaltes Bild von einem solchen eines modernen Künstlers unterscheidet, versteht sich von selbst. Dennoch waren viele der ausgestellten Zeichnungen beeindruckend.



Lange bevor Gugging und seine *art brut* berühmt wurden, präsentierte Daim Bilder seiner Analysanden in einer spektakulären Ausstellung.

Inzwischen war Wilfried Daim mit seiner psychotherapeutischen Praxis und den von ihm angewandten Methoden mit der Zeit recht bekannt geworden, wie ein Artikel im Boulevardblatt „Express“ vom 30. September 1961 zeigt. Unter dem Titel „Der Wiener Tiefenpsychologe Dr. Wilfried Daim braucht keine Couch“ werden Daims Behandlungsmethoden im schnoddrigen Ton kritisiert:

Er geht anders vor. Er lässt den Patienten zeichnen. Nichts Bestimmtes natürlich. Im Gegenteil – das soll er gar nicht. Er soll nur irgendetwas hin kritzeln, was immer ihm einfällt – und wäre es (anscheinend) völlig sinnlos, verzerrt, verbogen, oder gar obszön. Auch beim Zeichnen gilt die „psychoanalytische Grundregel“.

Dann aber nimmt Dr. Daim die Zeichnung und fragt den Patienten: „Was denken Sie jetzt, wenn Sie das ansehen?“ Der Zeichner muss erklären: Was ihm zu jenem scheußlichen Kopf einfällt, den er da aufs Papier gemalt hat, was zu dieser Kralle da, was zu jenem Baumstamm und was zu jenem krummen Sonnenstrahl. Im Grunde ist Daims Methode dieselbe wie die der Couchpsychologie – es geht darum, Assoziationen zu produzieren. Aber sie bringt eine Reihe von Vorteilen mit sich.

- Sie hinterlässt (nicht nur auf dem Notizblock des Analytikers) sichtbare Spuren, die sich bewahren und zu späterer Besichtigung in die Krankengeschichte einheften lassen – die Zeichnungen und Malereien der Patienten.
- Sie erlaubt es, außerhalb der Ordination (und somit frei von diesbezüglichen Honorarforderungen des Analytikers) Material für die Analyse zu produzieren: die Patienten können auch daheim im stillen Kämmerlein zeichnen und malen, der Analytiker muss die Zeichnungen dann nachher nur gemeinsam mit ihnen auswerten.
- Wenn die Patienten farbig zu malen beginnen, liefern sie „Gemälde“, die frappierende Ähnlichkeit mit moderner Malerei zeigen: manche, auch aus ganz ungeschulter Hand, könnten auf so mancher Ausstellung den ersten Preis gewinnen. Um sich beim Anblick dieser Gemälde in den Seelenzustand des Zeichners hineindenken zu können, muss man allerdings tatsächlich ein Psychologe von echtem Schrot und Korn sein.

Artikel wie dieser zeigen, dass Daims Praxis in den sechziger und siebziger Jahren sehr gut lief. Seine unkomplizierte und unkonventionelle Art der Behandlung psychischer Störungen kam insbesondere in den gehobenen Kreisen Wiens gut an.

„Der Mann, der Hitler die Ideen gab“

Der Nationalsozialismus ist jene Bewegung, die das preußische Schwert der österreichischen Narretei zur Verfügung gestellt hat. (August M. Knoll)

Das Buch, das Wilfried Daim international bekannt machte, und aus dem bis heute immer wieder zitiert wird, ist seine in drei Auflagen (1958, 1985, 1994) erschienene Arbeit über Jörg Lanz von Liebenfels, jenen „Mann, der Hitler die Ideen gab“. Neben einem relativ kurz gehaltenen Lebenslauf des als Adolf Josef Lanz am 19. Juli 1874 geborenen Wiener Mönches enthält das Buch zunächst eine Darstellung des Ordens des Neuen Tempels (ONT), den Lanz bald nach seinem Austritt aus dem Zisterzienserorden (1899) gründete und den er bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs als dessen Prior mit Sitz auf Burg Werfenstein im Strudengau leitete. Daim kommentiert sodann die zum Teil sehr oberflächlichen Kontakte von Lanz mit Hitler, Strindberg, Lenin und Herzmanovsky-Orlando. Den Hauptteil des Buches bildet schließlich die Analyse der wichtigsten Werke von Lanz: der „Theozoologie“ (1904) und weitere Schriften der sogenannten Ostara-Hefte, die Lanz zwischen 1905 und 1931 herausgab und teilweise auch selbst verfasste. Der 330 Seiten umfassende Band schließt mit Betrachtungen zur Tiefenpsychologie von Lanz und Hitler, wobei auch das spezifisch Österreichische an beiden hervorgehoben wird.

Adolf Josef Lanz alias Lanz von Liebenfels

Geboren als Sohn eines Lehrers in Wien-Penzing steht sein Name im Taufbuch als Adolf Josef Lanz. Bekannt wurde er aber unter dem von ihm selbst „verbesserten“ Namen Jörg Lanz von Liebenfels. Jüdische Wurzeln sind wahrscheinlich, aber von ihm nie bestätigt worden: Ein Großvater mit Vornamen Abraham war Handelsmann in der Slowakei gewesen und nannte sich nach seiner Konvertierung Franz Hoffenreich. Seit frühester Jugend war Lanz darauf versessen, „Tempelritter“ zu werden und eine „Templerburg“ zu besitzen. Zunächst trat er 19-jährig nach bestandener Matura in den Zisterzienserorden von Stift Heiligenkreuz bei Wien ein.

Dort bekam er eine Plastik zu sehen, die den jungen Mönch zutiefst beeindruckte: Eine in Stein gehauene Abbildung einer Männergestalt mit nimbiertem Haupt, die auf einem affenähnlichen Tier steht (für Lanz später eine „Sirene“ bzw. das „Böse Prinzip“), beeinflusste ihn offenbar nachhaltig. Ein Traumgesicht habe ihm gesagt, dass es sich bei der Gestalt um einen Tempelritter handle. Dies bestätigte ihn

in seiner Absicht, Templer zu werden. (Der einst begüterte Templerorden verfolgte zwischen 1119 und 1312 das Ziel, die Ungläubigen zu bekämpfen und das Heilige Grab in Jerusalem zu schützen). Für Lanz wird das 1894 in Heiligenkreuz aufgefundene Relief zum Ausgangspunkt seiner eigenen „ariosophischen Forschungen“. Diese befassten sich mit der Überlegenheit der „Arier“ über die übrige Menschheit. Auf der Basis einer sehr eigenwilligen Bibelauslegung und unter Berufung auf diverse vorderasiatische Quellen versuchte Lanz, eine nordisch-germanozentrische, antisemitische Rassenlehre aufzustellen. Dem kam auch entgegen, dass sein Novizenmeister, Nivard Schlögl, ein kämpferischer Antisemit war.

1899 trat Lanz – vermutlich einer Liebesgeschichte wegen und weniger aufgrund von ikonographischen Streitigkeiten – aus dem Kloster aus, behielt aber zeitlebens seinen Ordensnamen – den des Drachentöters Georg (Jörg) – bei, der auch seinen Grabstein ziert. Vielleicht hat Lanz dabei auch an Georg Ritter von Schönerer gedacht und damit seine Verbundenheit mit dem deutschnationalen Politiker und radikalen Antisemiten von Schloss Rosenau zum Ausdruck bringen wollen.

Der Ordensaustritt von Lanz trägt jedenfalls Züge einer „Los-von-Rom-Bewegung“: Er plant, seine eigene „christliche“ Kirche zu gründen – „ein ariosophisches Institut für sakrale heroische Rassenzucht“ – als Gegenbild zum „verjudeten“ Christentum. Daher verwendet Lanz auch später für „Jesus“ den aus der gotischen Ulfila-Bibel stammenden, offenbar genügend germanisch klingenden Namen „Frauja“ („Herr“).

Es ist überraschend, dass die Schriften des Lanz von Liebenfels inzwischen wieder neu aufgelegt werden. Sieht man sich etwa die faksimilierte Ausgabe der „Theozoologie“ (nach dem Original von 1905) an, kann man heute nur den Kopf schütteln. Nach Lanz sind die „Arier“ nämlich Nachkommen der biblischen Engel, während alle anderen Rassen aus einer geschlechtlichen Verbindung zwischen der biblischen Eva und einem domestizierten Primaten stammen:

Nunmehr wird es klar, was die Erbsünde war, die Sünde, die ins Blut aller Menschen übergegangen ist, es war die Sodomie. Alle Bibelausleger stimmen darin überein, dass der Paradieses-Lintwurm (so ist nach Ulfilas zu übersetzen) der Teufel war. Der nachaš, so heißt der „Wurm“ hebräisch, war keine „Schlange“ in unserem Sinne, denn er hatte (nach Gen. III, 14) Füße. Er war ein vernünftiges, redendes, daher menschenähnliches Wesen (Gen. III, 1). Er war sogar ein gottähnliches oder gottgleiches über Adam stehendes Wesen. Talmud, Sabbath 146 a sagt ausdrücklich, dass der nachaš die Eva begattet habe. Die Gottmenschen hatten die Affenmenschen, die Udumu-Menschen sodomisiert. Dadurch haben sie selbst von ihrer höheren Natur verloren, dagegen die udumi gottähnlicher gemacht und emporgezchtet (Gen. III, 22). Nach dem gnostischen Baruchbuch, war der Paradieseswurm und der „Baum der Erkenntnis“ ein und dasselbe. (Lanz von Liebenfels, Theozoologie I, S. 72f.)

Lanz ließ sich im Vorfeld seiner seltsamen Evolutionstheorie ein weiteres Mal von einem Kunstwerk inspirieren. Diesmal war er von einer Skulptur des Emmanuel

Fremiét (1824–1910) fasziniert, auf die ihn August Strindberg (1849–1912), mit dem er mehrfach Kontakt hatte, hingewiesen hatte. Es handelt sich dabei um einen Gorilla, der ein weißes Mädchen entführt. Das Original steht heute im Musée des Beaux-Arts de Dijon.

Über die Bedeutung der „herrlichen Skulptur des genialen Bildhauers Frémiet“ schreibt Lanz: „Das Weib unserer Artung und damit unsere Zukunft ist vom Niederrassenmann, vom Gorillamann, geraubt, entführt worden! Auch wenn wir dem Ungeheuer die vergifteten Pfeile unserer höheren technischen Kultur nachsenden, nichts wird es mehr hindern, seinen Trieb an dem edlen Weib zu stillen. Denn wer das Weib besitzt und die Schlacht im Beilager gewonnen hat, ist der eigentliche Sieger im Daseinskampfe der Geschlechter und Arten. Nicht die Artung hat dauernden Bestand, die die bessere Kultur besitzt, sondern die, die in der Liebeskunst stärker, d. i. rassenbewusster ist!“ (Ostara Nr. 60, S. 13f.)

Lanz' kulturphilosophische Monströsitäten werden im Kapitel über die „kastenlose Gesellschaft“ als Resultat ödipaler Fixierungen noch näher erläutert. Daim fasst in einem Vorabdruck zu seinem Buch die Grundthese des verbohrtten „Ariosophen“ Lanz so zusammen:

Bei Lanz beherrschten im ursprünglich paradiesischen Zustand die blond-blauen Götter die Erde. Eva, die Stammutter, wurde vom Affendämon verführt und als Frucht dieser Verbindung entstanden die Mischrassen. Die Vermischung der beiden war eigentlich Sodomie. Daher sind die Mischrassen keine richtigen Menschen, sondern Halbtiere. Dadurch entstand die Erbsünde, durch die sich der eigentliche Mensch, der Arier, immer wieder selbst aus dem Paradies treibt. Doch immer wieder neu schafft der blondblaue Mensch Kultur und immer wieder neu wird diese von Dunkelrassen zerstört. (Politische Studien, Heft 97/Mai 1958, S. 347)



Emmanuel Frémiet: Gorille enlevant une femme (1887), Photographie © Musée des Beaux-Arts de Dijon, Photo François Jay

Es lohnt sich nicht, auf die in der „Theozoologie“ enthaltene abstruse Bibelauslegung durch Lanz, die hauptsächlich von Geschlechtsakten mit „Sodomsaffen“, „Äfflingen“ und „Buhlschratten“ handelt, weiter einzugehen, doch eine seiner Thesen sollte direkt in die Gedankenwelt des Nationalsozialismus einfließen: „Die Urheimat des weißen Menschen ist Germanien, von dorthier kommen seit der Urzeit die Könige und Helden. Deutschland ist die Heimat des eigentlichen Menschen. Ehedem wohnten außer Deutschland nur Affen- und Tiermenschen.“ (Ostara Nr. 60, S. 145)

Nicht minder einflussreich sollte ein Satz aus dem Programm des von Lanz 1907 gegründeten „Ordens des Neuen Tempels“ sein: „Die Staaten werden im Interesse ihres Bestandes der Kultur zur planmäßigen Zucht der staats- und kulturerhaltenden Menschen arischer Rasse kommen müssen.“ Lanz' neuer Orden übernahm Elemente sowohl des Templerordens als auch des Zisterzienserordens (weißer Habit mit Kruckenkreuz). Man hielt Gralsfeiern ab, für die tausende Seiten selbstverfasster liturgischer Literatur zur Verfügung standen. Assoziationen mit dem Kuklux-Klan drängen sich auf. Zentrum des Ordens war die auf einem Felsen im Strudengau gelegene Burg Werfenstein, die Lanz seit 1896 kaufen wollte, aber erst 1907 vertraglich als sein Eigentum erwarb. Daneben besaß der Neutemplerorden noch mehrere Burgen oder Häuser in Deutschland und Ungarn.

Im Rahmen einer Kulthandlung wurde zu Weihnachten 1907 zum ersten Mal eine Hakenkreuzfahne auf Burg Werfenstein gehisst. Ein Zeuge dieser Feier berichtete: „Die eine Flagge, auf den Trümmern des einstmaligen ‚Palas‘ an einem neu errichteten Maste befestigt, zeigte einen silbernen Adlerflügel auf rotem Grunde, während die andere, die auf dem noch erhaltenen Turm aufgezogen war, auf goldenem Grunde vier blaue Lilien um ein rotes Hakenkreuz darstellte.“ (Franz Herndl, Die Trutzburg, S. 81). Für die Entwicklung des Nationalsozialismus war nicht nur die Rassentheorie des Lanz bedeutsam, sondern auch das Hakenkreuz als zentrales Symbol. Die frühe Verwendung der Hakenkreuzflagge entdeckt und ihre Symbolik analysiert zu haben, ist ein Verdienst Daims.

Auf die Auseinandersetzung mit dem Templerorden sowie der Ostara-Hefte folgt Daims Analyse der Lanz'schen rassenhygienischen Vorschläge, die er in ein positives und ein negatives Maßnahmenpaket zusammenfasst:

Positive Maßnahmen

1. Die Wiedererrichtung der ursprünglichen Rassenkultreligion. Diese verpflichtet die Menschen zur Reinzucht und erklärt die Rassenmischung zur Todsünde (1910!).
2. Es werden Prämien für Blondehen gestiftet.
3. Die Blonden erhalten Sonderrechte.
4. Die Frauen werden in einer Art von Klöstern zu Zuchtmüttern erzogen, damit sie sich nicht mit Tschandalen (Minderrassigen) einlassen.
5. Reinzuchtkolonien schaffen blonde Reservate.
6. Der blonde Mann hat das Recht, mehrere Frauen zu besamen, damit die höhere Rasse in stärkerem Maße fortgepflanzt wird.

7. An Stelle mannesschwacher Männer treten Ehehelfer.
8. Neuordnung der Schule, Erziehung zur Arioheroik.
9. Die Blondes gehören auf das gesunde Land.

Negative Maßnahmen:

1. Verhütungsmittel für die Tschandalen zur Verhinderung von Nachwuchs.
2. Kastration – „Sie wollen den Klassenkampf – sie sollen den Rassenkampf haben, Rassenkampf von unser Seite bis aufs Kastrationsmesser“ (1928!).
3. Sterilisation der meist niederrassigen Gewohnheitsverbrecher.
4. Streik der Wohltätigkeit – die Tschandalen verhungern und gehen durch Krankheit zugrunde.
5. Sklaverei und Zwangsarbeit sowie Deportation in die Wüste.
6. Prostitution (Ausrotten der Minderrassigen durch Geschlechtskrankheiten).
7. Verwendung als Kanonenfutter (Hinweis auf Lord Kitchener, der zuerst die farbigen Soldaten vorschickte).
8. Direkte Liquidation, vor allem beim letzten Entscheidungskampf, der Weltrevolution der Arioheroiker.
9. Aufhebung der Pressefreiheit. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, 1994, S. 226ff.)

Es versteht sich von selbst, dass Daim bei der Analyse der Ideologie Adolf Hitlers weitgehende Gemeinsamkeiten zwischen den oben angeführten Vorschlägen von Lanz von Liebenfels und der späteren Rassenpolitik des Nationalsozialismus feststellen konnte. Sie reichen von den Nürnberger Rassengesetzen über die Sonderrechte der SS bis zu Zwangsarbeit, Deportation, Euthanasie und schließlich zur sogenannten „Endlösung der Judenfrage“. All diesen Ungeheuerlichkeiten liegt die von Lanz in unzähligen Publikationen vertretene, oben erwähnte These zugrunde, dass ein ursprünglich rassenreines Paradies durch den Sündenfall der Rassenvermischung („Blutschande“) verloren gegangen sei und durch einen weltlichen Erlöser wiedergewonnen werden müsse. Daim erläutert:

Und dann kommt der Erlöser, Hitler, der hindurchgeht durch das „Rassenbabylon“ Wien, der in der „Stadt der Blutschande“ das Unheil der Rassenmischung studieren konnte, steht auf und gründet das Dritte, 1000-jährige Reich, dessen rassische Elemente gepflegt werden müssen, um für „die letzten und größten Entscheidungen auf diesem Erdball“ reif zu sein.

Wie Christus nach Lanz hinabstieg in die Dunkelrassen, um schließlich in der Auferstehung die Steine (die Dunkelrassen) wegzutun, so war der arme, junge Hitler ans Kreuz geschlagen und hinabgestiegen in das Rassenbabylon Wien, jener Stadt der Blutschande, um Kündler zu werden der Rassenreinheit.

Das deutsche Volk aber, das er aufrief, wird einst zum „Herrn der Erde“, und der Weltfriede, „gestützt nicht durch die Palmwedel tränenreicher pazifistischer Klageweiber, sondern begründet durch das siegreiche Schwert eines die Welt in den Dienst einer höheren Kultur nehmenden Herren Volkes“, wird Wirklichkeit. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 233)

Im Schlusskapitel seines Buches stellt Daim die interessante Forderung auf, dass sich die Geistesgeschichte viel mehr um das Triviale kümmern müsse, damit die sozialpsychologische Wirkung von Alltagsgegenständen und Themen der Trivilliteratur nicht unberücksichtigt bleiben:

Lanz' Religion nimmt im Bereich der großen Religionen, wie des Christentums, des Islam oder des Buddhismus, eine ähnliche Stellung ein wie ein Schundroman unter den Romanen bedeutender Dichter. Man könnte sie mit gutem Recht eine Schundreligion nennen.

Und hier beginnt eine schwerwiegende Problematik. Wir sehen natürlich, dass nicht etwa gigantische Geistesheroen hinter einer immerhin recht folgenreichen politischen Bewegung stehen müssen, denn hinter dem Halbgebildeten Adolf Hitler steht ein Schundreligionsstifter als Ideengeber. Dieser Religionsstifter scheint in keiner Religionsgeschichte auf, denn dazu ist er zu unakademisch.

Aber wie man sieht, darf man auch das Unakademische nicht außer Acht lassen. – Ebenso wie etwa die Kunstgeschichte einen willkürlichen Ausschnitt aus der allgemeinen Bildproduktion behandelt, ähnlich die Religionsgeschichte. Und dabei werden die doch häufig reichlich ungebildeten Politiker viel mehr von solchem Zeug wie der „Ostara“ des Lanz bestimmt, als von den Schriften erlauchter Geister. Und auf Politiker wie Hitler fallen dann Universitätsprofessoren hinein, was eben nur zeigt, dass spezialisiertes Wissen einen auf anderen Sektoren blind machen kann.

Das heißt aber, dass die Geistesgeschichte ihren Problembereich radikal auszuweiten hat: Auf Schundroman und Schundreligion, auf Tischtücher- und Serviettenmuster, auf kitschige Heiligenbildchen und gipserne Goethe- und Beethovenbüsten. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 266)

Zur Entstehung des Buches

Im Frühjahr 1951 hörte Wilfried Daim von seinem Freund, dem deutschen Arzt Dr. Erwin von Waterstradt, erstmals von einem sektiererischen Publizisten namens Lanz, der ihm riet, sich diesen einmal anzusehen, da Sekten ja vom psychologischen Standpunkt interessant sein müssten. Kurz darauf erwähnte ein weiterer enger Freund Daims, der katholische Soziologieprofessor August M. Knoll, bei einem Gespräch im privaten Rahmen erneut jenen gewissen Lanz von Liebenfels, der seiner Meinung nach Hitler entscheidende Ideen gegeben habe. Knoll wusste auch von den „Ostara“-Heften mit seinen „reichlich verrückten“ Ideen. Und Knoll war es auch, der bereits im Juli 1937 in München im Verlauf eines Gespräches mit einem Mitarbeiter des Hauptschulungsamtes der NSDAP auf die Broschüren des Lanz von Liebenfels hinweisend meinte: „Der Nationalsozialismus ist jene Bewegung, die das preußische Schwert der österreichischen Narretei zur Verfügung gestellt hat.“, jener Ausspruch, den Daim später als Motto für sein Buch über Lanz stellte.

Als Daim also in den 50er Jahren über Lanz erfuhr, fing er sofort an, sich mit ihm zu beschäftigen. Wie kam es aber in der Folge zu der denkwürdigen Zusammenkunft zwischen Wilfried Daim und dem damals 77-jährigen Lanz von Liebenfels in dessen Wohnung Daim berichtet:

Ich erzählte sofort von dem Angebot des mir bekannten Arztes, mich bei der Sekte des Lanz von Liebenfels einzuführen. Aus dem, was ich dabei erfahren hatte, ging eindeutig hervor, dass Lanz noch lebte. Prof. Knoll hielt dies nicht recht für möglich, ließ sich aber schließlich von mir überzeugen. Er meinte nun, man müsse Lanz kennenlernen, denn er hätte Weltgeschichte gemacht, in der Wirkung entfernt vergleichbar mit Karl Marx. Er erzählte, er hätte in seinen Vorlesungen zwischen 1934 und 1938, wo die größte Zahl der Studenten an der Universität Nazis waren, diese oftmals durch den Hinweis auf die „Ostara“ als Quelle Hitlers erschüttert, da die Primitivität und Verrücktheit dieser Ideen auf der Hand lägen. Er bat mich, sofort zu versuchen, eine Zusammenkunft mit Lanz von Liebenfels herbeizuführen. Es gelang mir dies innerhalb kurzer Zeit, sodass wir an einem regnerischen Vormittag, am 11. Mai 1951, Lanz von Liebenfels in seiner Wiener Wohnung, Grinzinger Straße 32, aufsuchten. Wir, das waren Professor Knoll, jener oben erwähnte Arzt und ich. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 21)

Die Tagebuchnotiz von Prof. Knoll über diese Zusammenkunft lautet: „Freitag, 11. Mai 1951. Vormittags besuchte ich mit Dr. Wilfried Daim und Herrn Waterstradt Georg Lanz von Liebenfels. L. v. L. ist einer der ideologischen Begründer des Nationalsozialismus, den er in praxi ablehnte. Jedenfalls die verrücktesten Ideen prägte L. L. Er begründete bald nach der Jahrhundertwende einen blau-blonden Männerbund und gab eine Reihe von Broschüren und eine Zeitschrift ‚Ostara‘ heraus, die den deutsch-nationalen Rassengedanken pflegte. Der 20jährige Adolf Hitler, zugänglich für alle nationalen Narreteien, besuchte auch, wie L. L. berichtete, ihn, und erbat sich einige seiner Schriften und erhielt sie gratis mit Fahrspesenvergütung. Hitler wohnte damals in der Felberstraße, also ganz in meiner Nähe [...] vor allem nahm L. L. auf einen Journalisten Einfluss, der dann mit Hitler in Landsberg gefangen saß und dessen ‚Kampf‘ redigierte [...] Ich vermutete, und L. L. gab mir Recht, dass vieles im ‚Kampf‘ auf diese ‚Lanzen‘ zurückgeht, die L. L. als einer der ersten aufrichtete. Ferner berichtete mir der 80jährige Greis von Prof. Nivard Schlögl, der sein Novizenmeister in Heiligenkreuz war [...].“ (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 272)

Daim erinnert sich heute, dass Lanz einen durchaus sympathischen Eindruck machte. Man konnte nett mit ihm reden, er war freundlich, konzilient, wenn auch, wie Professor Knoll zu bemerken glaubte, etwas ängstlich, da er sich seiner Bedeutung hinsichtlich der Ideologie Adolf Hitlers wohl bewusst war. Schließlich befand man sich in der russischen Besatzungszone. Lanz habe bei diesem Gespräch auch erzählt, dass er sich mit seinem Novizenmeister gut verstanden hätte. Auf Professor Knolls diesbezügliche Frage bestätigte Lanz, dass ihn Hitler sogar einmal besucht hätte. Er erzählte überdies, dass ihm Hitler Schreibverbot erteilt habe – offensicht-

lich, um vor dem Ausland – aber auch vor seiner Partei – seine Quellen zu verbergen. Dazu meint Daim heute: „Versetzt man sich in die Lage Hitlers, so wäre es von ihm, ehe er seine Macht nicht massiv gefestigt hätte, sehr unklug gewesen, öffentlich zu erklären, dass man Juden liquidieren wolle oder dass man den Katholizismus zu zertrümmern beabsichtige, da dies ja vorzeitig den massiven Widerstand ganzer Volksgruppen hervorgerufen hätte. Nun war Hitler ein zu guter Propagandist, um so unverhüllt seine Anschauungen darzulegen.“

Es wäre in der Tat eher peinlich gewesen zuzugeben, dass man sich als „Führer des Deutschen Volkes“ von einem kleinen Wiener Sektierer habe inspirieren lassen. Außerdem, so meinte Lanz schließlich, habe er den Nationalsozialismus, so wie er sich schließlich entwickelte, abgelehnt. Da Österreich noch bis 1955 von alliierten Truppen besetzt war, wartete Daim mit der Veröffentlichung der in diesem Gespräch gewonnenen Erkenntnisse zu, um dem alten Mann nicht zu schaden, waren ja doch viele Mitläufer des Nationalsozialismus – von den Russen in Ostösterreich auch noch Jahre nach dem Krieg verhaftet worden. „So sammelte ich weiter Material. Mich interessierte die Sache natürlich weiterhin brennend. Weiteres Studium des verschiedensten Materials ließ mich immer mehr die symptomatische, prototypische Bedeutung von Lanz erkennen. Denn er war eine typische Erscheinung dessen, was Friedrich Heer gerne den europäischen ‚Untergrund‘ nannte.“

Ein Zeitzeugenbericht bestärkte Daim in seiner Vermutung, dass es eine direkte Verbindung von Lanz bzw. dessen Schriften zu Hitler gegeben hat. 1955 hatte Daim nämlich die Gelegenheit, mit Josef Greiner zu sprechen, der Hitler aus dem Männerheim in der Meldemannstraße kannte. Daim notierte dazu:

Gedächtnisprotokoll über eine Unterredung Dipl.-Ing. Josef Greiner und Dr. Wilfried Daim, die am 31. Dezember 1955 in der Wiener Wohnung des Dr. Daim stattfand, soweit sie sich auf Lanz v. Liebenfels und seine „Ostara“, wie auch auf A. Hitler bezog: Auf die Frage, ob Herr Ing. Greiner bei A. Hitler Hefte der „Ostara“ bemerkte, wobei ich einige Hefte zeigte, meinte Herr Ing. Greiner sofort: Ja, ganze Stöße, (unter diesen befanden sich auch Karl-May-Hefte‘). Dabei deutete er mit den Händen einen Stoß von etwa 25–30 cm an. Er meinte weiter, dass er sich nicht nur an das Aussehen der Hefte, sondern auch an den Namen genau erinnere. Dabei erinnerte er sich weiter auch an den Namen Lanz v. Liebenfels. (Dieser befasste sich mit Wilhelm Kress mit der Fliegerei im Café zur „Goldenen Kugel“.) Der Name kam bei zum Teil äußerst erbitterten Diskussionen über Rassenfragen des Öfteren vor, die zwischen Hitler und einem gewissen Grill (abgekürzter Name, der wirkliche Name war fast unaussprechlich) im Männerheim (und später im Cafe zur „Goldenen Kugel“) ausgefochten wurden [...]. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 277)

Ein Jahr vor dem Staatsvertrag starb Lanz im 80. Lebensjahr. Wie aus der von den Neutemplern versendeten Parte hervorgeht, war Adolf Joseph Lanz alias Dr. Jörg Lanz von Liebenfels („Fra Georg“) am 22. April 1954 verstorben. Er wurde am

28. April 1954 im Familiengrab auf dem Penzinger Friedhof in Gruppe 2, Reihe 18, Grab 17 bestattet. Die Grabinschrift lautet auf A. P. P. Georgius Lanz (vielleicht

„Altissimus Pater Prior“). Auf diesem 1859 gegründeten Pfarrfriedhof befindet sich übrigens auch das Ehrengrab des berühmten Sozialreformers Karl Freiherr v. Vogelsang (1818–1890) Nun konnte Wilfried Daim endlich seinen Plan verwirklichen, über Lanz von Liebenfels zu publizieren: „Über die bis dahin geleistete Arbeit hinaus begann jetzt eine systematische Kleinarbeit. Hatte ich zunächst gemeint, im Vertrauen auf Knolls Einsicht, dass Hitler von Lanz zwar beeinflusst, doch dieser Einfluss eben einer unter vielen war, so musste ich nunmehr erkennen, dass hier fast das gesamte nationalsozialistische System vorlag, krass und radikal formuliert wie nirgendwo.“

Die Arbeit an der geplanten Publikation war unter anderem deshalb so schwierig, weil die für das Thema so wichtige Zeitschrift „Ostara“ in der Österreichischen Nationalbibliothek nur unvollständig vorhanden war. Auch in der besser bestückten Universitätsbibliothek in Wien fehlten die letzten Auflagen vollständig. Mittlerweile kann die ganze Sammlung der Ostara-Hefte (Nr. 1–95) im Internet heruntergeladen werden. Nach Wilfried Daim muss Lanz insgesamt mindestens an die 15 000, wahrscheinlich aber wesentlich mehr, Seiten geschrieben haben, die jedoch nirgends – auch nicht im Neutemplerorden – vollständig aufliegen. Sephine Lanz, eine Nichte des Neutemplers, war nicht bereit, mit Daim zu sprechen, der sie gebeten hatte, ihm über eine angeblich vorhandene Autobiographie Auskunft zu erteilen. So bleibt nach wie vor manches immer noch ungeklärt.

Natürlich konnte Daim – aus Gründen der Kapazität – nicht alle Aspekte im publizistischen Wirken von Lanz, darunter auch ganz „normale“, erwähnen. So hat etwa „Dr. Lanz-Liebenfels“ in dem reich ausgestatteten Doppelband „Österreichs Hort“ aus dem Jahr 1908 auf nicht weniger als 50 Seiten die Klöster und heiligen Stätten sowie das Ritterwesen und die Burgen Österreichs beschrieben. In der Regel ging er dabei über die mit diesen Orten seit alters her verbundenen Sagen und Legenden nicht hinaus, nur gelegentlich reizte es ihn, etwas eigenwillige Ausflüge in die Siedlungsgeschichte zu machen. So war für ihn Klosterneuburg und nicht Zwentendorf das römische Asturis. Dieses galt ihm als das „Heiligtum der Ostara“, also „die Stätte jener anmutigen Frühlingsgöttin, die die Braut des oberösterreichischen Frühlingsgottes Zeizo war und dem Lande Österreich seinen Namen gab.“ Und Vindobona wurde kraft seiner ersten Silbe zur „Kultstätte der germanischen Liebesgöttin Fenes“. Dem Zeitgeist entsprechend waren auch bei Lanz die Germanen die Guten und alle anderen die Schlechten ...

Daim befasste sich gleichfalls nicht mit den Plänen von Lanz, in der Region Barth an der Ostsee eine Rassezuchtsiedlung als „Neues Vineta“ anzulegen. Dieses Vorhaben von Lanz wurde vor kurzem durch den deutschen Esoterik-Forscher Franz Wegener in dem Buch „Neu-Vineta“ ausführlich dargestellt. Wie auch andere gegenwärtige Historiker gefällt sich auch dieser Forscher in der lichtvollen Aussage, dass Hitler nicht von Lanz allein beeinflusst war. Mehr darüber weiter unten.

Die Diskussion der Thesen Daims über die Rolle von Lanz

Die in München erscheinenden „Politischen Studien“ brachten bereits im Oktober 1958 eine mehrseitige Rezension zu Daims Studie über Lanz von Liebenfels, in der „die sich nahezu wie ein Abenteuerroman lesenden Ausführungen und Entdeckungen“ ausführlich gewürdigt werden. Ein illustrierter Bericht im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ vom 14. Januar 1959 machte das im Jahr 1958 erstmals erschienene Werk von Daim schlagartig berühmt. Unter dem Titel „Nationalsozialismus – Äfflinge und Heldlinge“ bringt das Blatt eine ausführliche Darstellung des Inhalts:

Der Leiter des Wiener Instituts für Politische Psychologie, Dr. Wilfried Daim, gab seinem Buch den Untertitel: „Von den religiösen Verirrungen eines Sektierers zum Rassenwahn des Diktators“. Dieser Untertitel schon kennzeichnet, was der Lanz-Biograph nachzuweisen versucht: dass nämlich Adolf Hitler einen gewichtigen Teil seiner Arier-Ideologie von Adolf Lanz bezogen hatte.

In der Folge setzten sich noch etliche weitere Journalisten, Historiker und Pädagogen mit den Thesen Daims auseinander. 1968 veröffentlichte Friedrich Heer sein epochemachendes Werk „Der Glaube des Adolf Hitler“. Nach Friedrich Heer, der mit Wilfried Daim eng befreundet war, hat die katholische Kirche der Neuzeit Elemente des Manichäismus, in dem sich das göttliche Reich des Lichts und das satanische Reich der Finsternis in unerbittlicher Feindschaft gegenüber stehen, angenommen. Heer stellt Lanz und Hitler in einen größeren geistesgeschichtlichen und sozialpsychologischen Zusammenhang, indem er den Einfluss des Lanz von Liebenfels auf Hitler als den eines selbsternannten Propheten, der den Weg frei macht für einen „größeren, der da kommen soll“ (Matthäus 11:2–11) beschreibt:

Der europäische Katholizismus ist seit den schweren Verdüsterungen im Spätmittelalter, in denen die ganze Welt von hunderttausend und Millionen Teufeln erfüllt ist, die mit Hexern, Häretikern, Zauberern als Handlangern ihre schmutzigen Geschäfte auf Erden treiben, tief manichäisch durchsäuert. In immer neuen Grundwellen steigt dieser Manichäismus hoch. Geschlechtsangst, Geschlechtshass gegen die „unreine“ Frau und die böse Materie, den weiblichen Mutterschoß einer bösen Frau Welt, die vorne schön, hinten aber vom Aussatz zerfressen ist, wuchern bis ins 19. und 20. Jahrhundert.

Auf junge Menschen wirkt ein geschlechtlicher, religiös-politischer Manichäismus besonders stark. Die ganze Unruhe des verwirrten erwachenden Geschlechtslebens bedrängt sie; als unrein, als böse wird verdammt, was so ungeheuer, drohend, fesselnd und abstoßend aus dem eigenen Untergrund hochsteigt. Das erleben nicht nur Seminaristen und eng konfessionell fixierte junge Menschen, sondern Jugendliche und Verhemmte, Infantile gerade in den Randzonen der Kirchen. Adolf Hitlers „obszöner Judenhass“ (Golo Mann), seine sakrale Gleichung „Marxismus – jüdische Syphilis“ weisen auf die enge Verbindung seiner sexualpathologischen Fixierung mit seinem Manichäismus hin.

Hier kam ihm gerade Lanz-Liebenfels in Wien recht. Lanz erzählt Wilfried Daim und

August M. Knoll, dass ihn Hitler 1909 besuchte und ihm berichtete, dass er in einer Tabaktrafik in der Felberstraße fast regelmäßig die „Ostara“ gekauft habe. Hitler erbittet einige ihm fehlende Nummern von Lanz, die dieser ihm schenkt ...

Auf den jungen Hitler, der in seinen Wiener Jahren eine Rationalisierung und einen ideologischen Überbau, eine ideelle Erklärung für das, „was er immer schon wusste“, sucht, musste Jörg Lanz von Liebenfels faszinierend wirken. Hier erschien dem Ex-Realschüler aus Linz eine großartige und großangelegte Weltanschauung vom ewigen Kampf einer reinen Götterrasse gegen ein schmutziges Gesindel von Untermenschen. Hier waren Kind, Weib, Masse in ihre Grenzen gewiesen. Hier vermischten sich Relikte und Reliquien eines in vielen Millionen Herzen und Hirnen verwesenden kirchlichen Christentums mit Elementen einer neuen Religion, die zugleich die uralte war: der Glaube an den Sieg der Edlen, Reinen, Guten. Der Sieg Parzivals, Lohengrins, der Nibelungen. Lanz vertritt einen Mutterkult – „Der Rassenkult ist im Grunde eine Art Mutterbesitzkult“ (W. Daim). Wir erinnern an Ernst Hladnys Judas-Roman, der sich bei Hitler zum Kult der reinen hohen Frau Germania, der Mutter Deutschland, formt. Lanz, der Templeise, der Ex-Zisterzienser, sieht sich selbst als eine johanneische Erscheinung. Hitlers politischer Johanneismus ist eine Ausdrucksform seines rassischen Manichäismus. Beide sind untrennbar. Johanneisch verkündet Hitler seine Botschaft vom notwendigen Kampf der Kinder des Lichts gegen die Kinder der Finsternis. Er selbst ist sein eigener Johannes und verdrängt seinen Johannes, Jörg Lanz; er lässt ihn nicht mehr in seiner Öffentlichkeit zu Wort kommen.

Vergessen hat Hitler Lanz nie. (Friederich Heer, *Der Glaube des Adolf Hitler*, S. 165f.)

Auch Joachim C. Fest behauptet in seiner weit verbreiteten *Hitler-Biographie* (1973), dass die pathologischen Wahnideen Hitlers nicht zuletzt auf die Thesen von Lanz zurückgehen. Dass die politischen Entscheidungen Hitlers eher pathologisch als ideologisch bestimmt waren, steht heute fest. Eine ausführliche Darstellung der Werke von Lanz von Liebenfels findet sich ebenso 1982 in Nicholas Goodrick-Clarke's Studie „Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus“. In zwei weiteren Publikationen wird versucht, der These Daims entgegenzutreten, dass Lanz von Liebenfels einen wesentlichen Einfluss auf Hitler ausgeübt habe und so zum Handlanger des Nationalsozialismus geworden sei. Die erste der beiden, verfasst von Rudolf J. Mund, trägt den Titel „Jörg Lanz von Liebenfels und der Neue Templer Orden – Die Esoterik des Christentums.“ Laut Mund habe Daim die Kontakte zwischen Lanz und Hitler in „ungerechtfertigter Weise hochgespielt“. Lanz habe sich aufgrund seiner christlichen Auffassung zeitgerecht vom Nationalsozialismus distanziert. Als Daim Lanz besuchte, habe man dem alten Herren Aussagen abgenötigt.

Daims These, dass die Schriften des Lanz von Liebenfels einen starken Einfluss auf Adolf Hitler ausgeübt haben müssen, wurde spätestens nach der zweiten Auflage seines Buches im Jahr 1985 zum wissenschaftlich weithin anerkannten Allgemeingut.

1985 erschien auch das Buch „Guru Hitler“ aus der Feder eines Schweizer Autors mit dem Pseudonym E. R. Carmin. Er beschreibt darin die Gründung der für den

frühen Nationalsozialismus wichtigen Thule-Gesellschaft und des Thule-Ordens – der eigentliche Motor beim Aufbau der NSDAP und die Urzelle eines verschworenen Geheimbundes um Hitler und Himmler und Keimzelle der NS-Symbolik – durch den antisemitischen Verleger und Okkultisten Rudolf von Sebottendorf (1875–1945). Die Mitgliedschaft von Lanz von Liebenfels im innersten Kreis der Thule-Gesellschaft ist ein weiteres Indiz für dafür, dass Hitler mit den Ideen des Wiener Ariosophen und dessen Rassenideologen wohl vertraut war.

In der Woche vor dem zweiten Wahlgang zur Bundespräsidentenwahl am 8. Juni 1986 (Kurt Waldheim gewann mit 54 Prozent gegen Kurt Steyrer) betitelte Joachim Riedl einen ausführlichen Artikel in der „Zeit“ mit „Hitlers Lehrmeister“, in der er besonders auf die Rolle des Lanz von Liebenfels hin weist:

Die Wege führen tatsächlich immer wieder zurück nach Wien. Auch wenn sie im Zeitschriftenladen der Leopoldine Bellendorfer in der Felberstraße 18 enden. „Ich kaufte mir damals um wenige Heller die ersten antisemitischen Broschüren meines Lebens“, erzählte Hitler in „Mein Kampf“. Er wohnte zu dieser Zeit in der Felberstraße 22/16. [...] Der Wahnwitz hat durchaus Methode. „Wie immer in solchen Fällen begann ich nun zu versuchen, mir die Zweifel durch Bücher zu beheben“, bekannte Hitler. Der Autor seiner Lektüre hieß Lanz von Liebenfels. Er lehrte: „Die Wurzel aller Krankheit ist die Rassenmischung.“ [...] Zweifellos: „Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt“ steht auf Seite 284 der Jubiläumsausgabe von „Mein Kampf“. Der Schüler übertrumpfte seinen Lehrer: 1938 erteilte die Gestapo Lanz Schreibverbot. [...] Der Lehrer aber überlebte den Schüler: Er starb 1954 vergessen in der Stadt seines Wirkens. Der merkwürdige Prophet aus Wien wusste jedoch, dass seine Lehre auf fruchtbaren Boden gefallen war: „Weißt Du, dass Hitler einer unserer Schüler ist“, jubelte er 1932 in einem Brief an einen Ordensbruder: „Du wirst es noch erleben, dass er u. dadurch auch wir siegen u. eine Bewegung entfachen werden, die die Welt erzittern macht. Heil Dir!“

Auch Brigitte Hamann hebt 1996 in ihrem bekannten Werk „Hitlers Wien“ hervor, dass Hitler nicht nur durch Schönerer und Lueger, sondern offenbar durch die Werke einer ganzen Reihe von „Privatgelehrten“ im Wien vor dem Ersten Weltkrieg beeinflusst gewesen sei. Neben Lanz waren dies vor allem die Schriften von Guido von List („Deutsch-mythologische Landschaftsbilder“, 1891), Hanns Hörbiger („Welteislehre“, 1912) und Otto Weininger („Geschlecht und Charakter“, 1903). Hamann resümiert:

Fast allen von Hitler bevorzugten Theorien ist gemeinsam, dass sie nicht im Einklang mit der universitären Wissenschaft standen, sondern den Gehirnen eigenbrötlerischer „Privatgelehrter“ entsprangen, die voll Hass auf die „etablierten“ Wissenschaftler waren und ja auch meist zu Recht von diesen nicht anerkannt wurden. Das entsprach dem Zeitgeist, der in bestimmten Kreisen dem Dilettantismus geradezu huldigte. (Brigitte Hamann, Hitlers Wien, S. 333)

1991 veröffentlichte Ekkehard Hieronimus unter Nr. 11 der „Toppenstedter Reihe“ eine sorgfältig kommentierte, reich illustrierte und mit einem Stichwortverzeichnis versehene Bibliographie der Werke von Lanz. Zwar sympathisiert der Autor mit

Lanz in gewisser Weise, wenn er etwa versucht, die „fleischliche Liebe“ – einen der offiziellen Gründe für den Austritt des Zisterziensers – in ein allgemeines Weltlichkeitsstreben umzudeuten oder wenn er den Lanz'schen Antisemitismus relativiert. Auch führt er gegen die Thesen Daims ins Treffen, dass zur Zeit, als sich Adolf Hitler Ostara-Hefte besorgte, nicht alle von Lanz verfasst waren. Hieronimus schließt seine Kurzbiographie:

Der Makel, mit dem Daim Lanz belegt, nämlich der Mann zu sein, der Hitler die Ideen gab, ist in diesem absoluten Anspruch sicher nicht haltbar, – es hieße den Einfluss des O. N. T. auf den Nationalsozialismus weit überschätzen. Dass Lanz in geschickter Weise Gedanken verarbeitet hat, die zu seinerzeit „in der Luft lagen“ kann nicht bestritten werden. Aber dieses „in der Luft liegen“ hat wahrscheinlich auf die Denkstrukturen und die Psyche der Hauptführer des Nationalsozialismus stärker eingewirkt als eine Beeinflussung durch Lanz oder seinen O. N. T. Soweit bisher erkennbar, können weder Rudolf Heß, noch Hermann Göring oder gar Heinrich Himmler oder Alfred Rosenberg auch nur annähernd mit Lanz in Verbindung gebracht werden. Lanz ist – trotz seiner Ordensgründung – eine Einzelfigur ohne wirkliche Breitenwirkung geblieben, ein Sonderfall im Bereich der politisch gewordenen religiösen Ideen. (Ekkehard Hieronimus, Lanz von Liebenfels – Eine Biographie S. 19)

Diese Behauptungen sind schon etwas kühn, stellt man in Rechnung, dass Hitler während seiner äußerst komfortablen „Festungshaft“ (März bis Dezember 1924) seine rassistischen Thesen von den „krummbeinigen widerwärtigen Judenbankerten“ und den „schwarzen Völkerparasiten“, die „unsere unerfahrenen, jungen, blonden Mädchen planmäßig schänden“, abwechselnd mit Rudolf Heß in die Schreibmaschine hämmerte. In jedem Fall ist anzunehmen, dass sich Hitler, Heß und Konsorten anlässlich der gemeinsamen Abfassung von „Mein Kampf“ sicher mit genügend aktueller einschlägiger Literatur versorgt haben.

Resümee

Liest man die Stellungnahmen bekannter Hitler-Experten zum Thema Lanz von Liebenfels, so spielen diese zwar den direkten Einfluss der Person Lanz auf die Person Hitler herunter, geben aber an anderer Stelle die indirekte Beeinflussung des „Führers“ und damit der nationalsozialistischen Bewegung durch das Gedankengut des Wiener Ariosophen letztlich doch zu.

Die erste Auflage von Daims „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ war 1958 erschienen. Schon im Vorwort zur zweiten Auflage (1985) nahm Daim zur Kritik Stellung, nach der er den Einfluss des Neutemplers Liebenfels auf Adolf Hitler überschätzt habe: „Ich habe nie geleugnet, ja ausdrücklich ausgeführt, dass es natürlich auch andere Einflüsse auf Hitler gibt als den von Lanz. Aber neben seinem Einfluss auf Hitler hat Lanz noch eine ganz besondere Bedeutung durch die Klarheit seiner

ideologischen Position. Er vertritt die Rassenideologie idealtypisch und eignet sich so wie kein anderer zu deren Explikation.“ Die dritte Auflage des Buches von 1994 berücksichtigt Dokumentarfilme von Neutemplern aus den Jahren 1930 und 1931 sowie den Umstand, dass sich im Nachlass des bekannten schwedischen Schriftstellers August Strindberg „Ostara“-Hefte mit persönlichen Anmerkungen Strindbergs fanden. Strindberg hatte sich für die Thesen von Lanz begeistert und ihn als eine „prophetische Stimme“ bezeichnet.

Ein Dokumentarfilm zu Lanz von Liebenfels mit Daims Buch als Vorlage wurde 1996 vom ORF in der szenischen Bearbeitung von G. Weiss u. a. mit Leon Askin aufgenommen und „Adolf Lanz – mein Krampf – der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betitelt.

Daim weist heute im Gespräch darauf hin, dass seine Darstellung des Einflusses eines „Sektierers“ auf die frühe Hitlerbewegung von (ehemaligen) deutschen Nationalsozialisten gar nicht gerne gesehen wurde. „Dass man ihnen vorwirft, Verbrecher gewesen zu sein, daran waren sie gewöhnt, aber dass man ihnen vorwarf, von Narren beeinflusst gewesen zu sein, das traf sie sehr“.

Ist der Menschheitsselbstmord unausweichlich?

Die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch die Möglichkeit zum Menschheitsselbstmord – so sie einmal existiert und mit ihrer Existenz den Planeten nicht mehr verlässt – einmal ergreift, grenzt an hundertprozentige Sicherheit. Kein Tiefenpsychologe von Format kann der Meinung sein, dass dies nicht so wäre ...

Nun hat sich der Todestrieb innerhalb der Kriegsdrohung und Großapokalypse einen sehr raffinierten Schleichweg gesucht, der die Apokalypse sozusagen in kleinen Dosen, Schritt für Schritt, zu realisieren trachtet: die sogenannte „friedliche Nutzung“ der Kernenergie. (Wilfried Daim, Academia, September/Okttober 1978)

Im März 1959 schloss Wilfried Daim eines seiner originellsten Werke ab, das etwas über 100 Seiten umfassende Buch „Totaler Untergang“. In seinem Vorwort beruft er sich auf Karl Jaspers, der in seiner dreibändigen Philosophie (1932) behauptet hatte „der Mensch werde, hätte er einmal dauernd die Möglichkeit, die Grundlagen aller Kultur zu vernichten, diese Möglichkeit zweifellos auch in die Tat umsetzen.“

Eine weitere wichtige Grundlage der Daim'schen These vom unausweichlichen Menschheitsselbstmord war neben der Geheimen Offenbarung des Johannes die „Kurze Erzählung vom Antichrist“, verfasst vom russischen Religionsphilosophen Wladimir Sergejewitsch Solowjow (1853–1900) in dessen letztem Lebensjahr.

Die Schrecken des Zweiten Weltkriegs, der mit der Auslöschung der beiden japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki (mit insgesamt etwa einer Viertelmillion Toten) geendet hatte sowie der Kalte Krieg mit dem Rüstungswettlauf zwischen den Supermächten bildeten den Hintergrund für Daims Endzeit-Überlegungen: mit der atomaren Waffentechnik war immerhin die von Jaspers ins Auge gefasste Möglichkeit realisierbar geworden. Der Buchumschlag war gelungen: Über dem bleiernen Grau des Kupferstichs „Das Ende der Welt“ von William Hogarth (1697–1764) hängt in brennend roten Lettern die bange Frage „Totaler Untergang?“

Daim versucht in diesem Buch, seine These vom unausweichlichen Selbstmord der Menschheit möglichst nüchtern und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu formulieren und geht dabei von vier Elementen aus:

1. Möglichkeiten zur Vernichtung der Menschheit.
2. Personenkreis, der die Vernichtungsmöglichkeiten besitzt.
3. Innere Kräfte, die zum Untergang tendieren.
4. Vorhandene Gegenkräfte.

Gleich bei Behandlung der ersten Frage wird der Grund offenbar, warum sich Daim gerade damals, in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, dazu gedrängt fühlte,

den Untergang der Menschheit von der psychologischen Seite her zu betrachten. Der Grund liegt in dem enormen Fortschritt in der Entwicklung von Vernichtungswaffen globaler, wenn nicht kosmischer Wirksamkeit. Hatte die Uranbombe von 1945 sämtliche konventionellen Sprengmittel um das Millionenfache übertroffen, standen bereits 1954 Wasserstoffbomben mit noch größerer Wirkung zur Verfügung. Eine Vernichtung des nordamerikanischen Kontinents wurde von den Atomphysikern bereits für durchführbar erklärt. Die Entwicklung hatte somit jenen Punkt erreicht, der die Möglichkeit, das gesamte Leben auf der Erde auszulöschen, in greifbare Nähe rücken ließ: etwa durch eine Kettenreaktion innerhalb der gesamten Erdrinde.

Der Personenkreis, der Zugang zu den Vernichtungswaffen besaß, wurde immer größer. Mit dem im Februar 1960 unternommenen Atombombenversuch war Frankreich die vierte Atommacht geworden. Wenn auch nur die Wissenschaftler die unmittelbare Gewalt über Vernichtungswaffen besaßen, so bildeten sie zusammen mit den Militärs und Politikern, die über den allfälligen Einsatz entscheiden konnten, doch eine ansehnliche Personengruppe.

Naturgemäß stellen Betrachtungen über die dritte der oben genannten Fragen den Kern des Buches dar, liegt ihr doch das von Wilfried Daim sehr ernst genommene tiefenpsychologische Phänomen des Todestriebes zugrunde. Vom Problem des Opfers ausgehend, betrachtet Daim die Fixierung an ein Triebobjekt, das, „absolut gesetzt, zwangsläufig Aggressionen erzeugt: Aggressionen gegen Gott, gegen das falsche Absolute (den Götzen) und endlich gegen den Menschen selbst.“ Alle drei Formen seien potentiell im Menschen vorhanden; ihr Kern sei narzisstisch. Ihre letzte Konsequenz ist nach Daim die totale Aggression, die sich gegen die gesamte Realität richtet. Sie fand im Zeitalter unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg erstmalig reale Verwirklichungsmöglichkeiten vor. Wissenschaftler und Militärs sind nach Wilfried Daim Menschen mit übermäßigem Todestrieb. Die Politiker, die Daim in der ihm eigenen, oft burschikosen Ausdrucksweise als „Menschen zwar beruhigender Mittelmäßigkeit, fallweise aber besorgniserregender moralischer Fragwürdigkeit und fast immer erfüllt von Geltungsdrang“ bezeichnet, steigern nur die Wahrscheinlichkeit des berühmten „Drucks auf den Knopf“.

Überraschend an diesen Thesen ist freilich, dass Wilfried Daim in früheren Schriften dem von Freud eingeführten Begriff des Todestriebes nur wenig abgewinnen konnte. Daim behauptet nun, dass nicht einmal eine demokratische Staatsform mit ihren Kontrollmöglichkeiten die Gefahr der Auslösung einer Totalvernichtungswaffe ganz bannen kann, und sieht darin eine weitere Voraussetzung für die Möglichkeit des technisch in Szene gesetzten Menschheitsselbstmordes. Sobald die Gewissheit des baldigen Menschheitstodes mit Hilfe der modernen Massenkommunikationsmittel den Menschen zu Bewusstsein gelangen würde, befände sich die Menschheit in einer Lage, wie sie auf einem Schiff herrscht, auf dem man eine tickende Höllmaschine entdeckt. Wie würde sich dieses Wissen politisch auswirken?

Es ist eines der Hauptverdienste Daims, das Wesen der politischen Anziehungskraft der totalitären ideologischen Systeme der jüngeren Geschichte in ihren pseudoreligiösen Grundlagen erkannt zu haben. Sowohl Nationalsozialismus als auch Marxismus waren ihrer tiefenpsychologischen Struktur nach Zerrbilder der christlichen Erlösungsreligion, wobei die Phasen Paradies – Sündenfall – Erlöser – Weltgericht – Himmel (auf Erden) deutlich erkennbar waren. Auf diese Diesseitsreligionen würde nun, so führt Daim aus, das Wissen vom Menschheitssuizid eine unmittelbare Wirkung haben: da sich niemand mehr ein irdisches Paradies zu erhoffen vermag, müsste alles zwangsläufig in sich zusammenbrechen.

Die endzeitliche Aufgabe

Weiter meint Daim, während der Menschheitstod von Menschen gewisser psychologischer Konstitution akzeptiert, ja sogar gefördert werden würde, müsste seine Erkenntnis der übrigen Menschheit eine endzeitliche Aufgabe stellen: die Integration der Weltkulturen. Hierbei obliege es dem Christentum, die Initiative zu ergreifen und kraft des für Daim feststehenden Wahrheitsgehalts seiner Lehre die Positiva der anderen Religionen in gewandelter eigener Geisteshaltung emporzuheben. Daim hat also die Möglichkeit des totalen Untergangs der Menschheit mit der Utopie einer auf christliche Werte gründenden universellen Gesellschaftsordnung verbunden. Trotz, oder besser, zufolge der Überzeugung vom baldigen totalen Untergang ergehe der Auftrag zu konstruktiver (weil letztlich transzendentaler) Tätigkeit.

Theologische Spekulationen: Die Apokalypse

Zu den wichtigsten Quellen des christlichen Abendlandes betreffend die „Letzten Dinge“ zählen die eschatologische Rede Christi (Matthäus 24, Markus 13, Lukas 21), die Johannesapokalypse sowie viele Stellen der Paulusbriefe und der sogenannten katholischen Briefe. Die Bedeutung, die die katholische Kirche der Eschatologie (der Lehre von den „Letzten Dingen“) beimisst, geht schon daraus hervor, dass an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen, nämlich am letzten Sonntag im Kirchenjahr und am ersten Adventsonntag, das Evangelium vom Ende Jerusalems und der Welt gelesen wird. Der Inhalt sowohl der eschatologischen Rede als auch jener der gesamten Apokalypse ist deswegen schwerer zu verstehen als andere Schriftstellen, weil sich beide der sogenannten prophetischen Redeweise bedienen. Dies bedeutet, dass zeitlich weit auseinander liegende Geschehnisse von den Verfassern dieser Schriften gleichzeitig behandelt werden, während das dazwischen liegende Geschehen vernachlässigt wird. Dadurch ergibt sich eine eigentümliche Wirkung, die man am besten mit der eines mit starkem Teleobjektiv gemachten Lichtbildes vergleichen kann.

Die Heilige Schrift geht davon aus, dass die Geschichte dieser Welt ein Ende haben wird, so wie sie einst einen Anfang genommen hat. Wenn man dieser Überlegung folgt, tauchen zwei grundlegende Fragen auf: wann wird dies geschehen und auf welche Weise? Zum genauen Zeitpunkt des Weltunterganges heißt es ausdrücklich, dass er nur dem Vater bekannt ist (Matthäus 24:36). Jesus hatte also keinen Auftrag, direkt zu offenbaren, wann das Weltende eintreten werde. Wohl aber gibt der Nazarener indirekt darüber Auskunft, indem er bestimmte Vorzeichen anführt, die dem Jüngsten Tag vorausgehen werden. Man vermutet an Hand der Paulusbriefe, dass der Völkerapostel anfänglich selbst hoffte, die Wiederkunft Christi zu erleben. Paulus hat dies jedoch nie in die Form einer Lehre gegossen.

Wenn uns somit auch das genaue Datum des Weltunterganges unbekannt ist, so ruft uns Jesus Christus mehrfach zur steten Wachsamkeit auf. Denken wir nur an das Gleichnis vom sorglosen Oberknecht (Matthäus 24:48) oder an das von den törichten Jungfrauen (Matthäus 25:5) – auch Paulus sagt uns: „Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.“ (1 Thessalonicherbrief 5:1) Aktuell gesprochen, bedeutet dies zweierlei:

Erstens: Wachsam zu sein, mit Rücksicht auf unser eigenes Schicksal. Denn für jeden von uns kann der Jüngste Tag bereits heute hereinbrechen; wird doch der Zustand unserer Seele im Augenblick unseres Todes dem Endurteil beim Jüngsten Gericht zugrunde liegen. Ist aber damit nicht das Weltende in seiner höchstpersönlichen Wirkung in unmittelbare Nähe gerückt?

Zweitens: Dürfen wir uns Gedanken über das Schicksal des Menschengeschlechts machen? Die Antwort ist: ja. Wozu sonst hätte Christus die Behandlung des Weltendes mit dem Gleichnis vom Feigenbaum geschlossen? Freilich sollte man nicht den Eintritt jener Vorzeichen leichtfertig für unsere Zeit in Anspruch nehmen; untersuchen wir diese Vorzeichen aber einmal nüchtern im Hinblick auf die Möglichkeit ihres Eintritts zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Man könnte die Ereignisse, die dem Weltuntergang vorausgehen werden, in drei Gruppen einteilen:

1. Ereignisse, die Kirche Christi betreffend (Verkündigung des Evangeliums, Verfolgung der Kirche, falsche Propheten und Messias, Bekehrung der Juden).
2. Ereignisse unter den Menschen (Kriege, Hungersnöte, Seuchen, Gesetzlosigkeit, Auflösung der Familienbande, Angst).
3. Ereignisse in der Natur (Erdbeben, Brausen des Meeres; Ereignisse bezüglich Sonne, Mond, Sterne, Himmelskräfte).

Betrachten wir diese drei Gruppen nun im Einzelnen.

1. Ist das Evangelium bereits allen Völkern verkündet? (vgl. Matthäus 24:14)

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Da das Nachrichten- und Verkehrsnetz heute bereits sehr dicht sind, ist die Begegnung mit westlichem Kulturgut und damit auf irgendeine Weise mit dem Wort Christi heute fast unvermeidlich. Der oben erwähnte russische Religionsphilosoph Wladimir Sergejewitsch Solowjow (1853–1900) hat diesen Punkt schon an der Wende zum 20. Jahrhundert für er-

reicht angesehen. Die Verfolgung der Kirche – vor allem im kommunistischen Machtbereich – konnte Daim für die Zeit der Abfassung des Buches noch annehmen – heute würde das eher schwer fallen.

Falsche Propheten sah Daim in den mächtigsten politischen Systemen, in denen er einen pseudoreligiösen Kern mit ausgeprägtem Diesseits-Messianismus nachzuweisen suchte. Wenn wir bei Markus (13:21) von den falschen Propheten lesen, könnte man an die Argumente von der Überlegenheit seines Systems denken, die etwa ein Chruschtschow in anmaßender Weise an den Abschuss des Sputniks, des „neuen Sterns von Bethlehem“, oder an die Mondrakete knüpfte.

Die Bekehrung des auserwählten Volkes liegt nach Matthäus (23:37 ff.) vor der Parusie, das heißt der Wiederkunft Christi. Der größte Teil der Juden wird sich erst bekehren, bis die Vollzahl der Heiden eingegangen ist (Römerbrief 11:25), wodurch das Wort „So werden die Letzten die Ersten und die Ersten (= Erstberufenen) die Letzten sein“, erfüllt wird. Die politische Festigung des Staates Israel scheint einen Weg zu weisen, der über eine territoriale zu einer religiösen Rückführung führen könnte. Auch zeigt sich eine gewisse Tendenz jüdischer Theologen, im Verhältnis zum Christentum das „Gegeneinander“ durch ein „Miteinander“ zu ersetzen. Der moderne christlich-jüdische Dialog kommt dennoch über erste Schritte nicht hinaus – daran hat auch die im Kern zu zaghafte Konzilserklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965 („Nostra aetate“) nichts geändert.

2. Menschliches Zutun

Die zweite Gruppe betrifft Ereignisse unter den Menschen. Zwei Kriege, unerreicht an Ausmaß und Leiden, haben das Antlitz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt. Ist im 21. Jahrhundert ein Anlass denkbar, der einen neuen, vielleicht den letzten Krieg entfachen kann? Hungersnöte hat es viele in der Geschichte gegeben. Heute wird eine Milliarde Menschen – ein Siebtel der Weltbevölkerung – vom Hunger geplagt. Die Heilige Schrift spricht von „Seuchen in diesen Tagen“. Es ist zwar den Menschen gelungen, der klassischen Seuchen, wie Pest und Cholera, Herr zu werden. Wie aber steht es um Krebs, Herzkrankheiten und Aids? Sind das nicht echte Zivilisationsseuchen? Von der millionenfachen Infektion mit HIV konnte Daim 1960 noch nicht wissen. Ist ein wirksames und zumutbares Mittel gegen Strahlenerkrankungen bei großflächiger radioaktiver Verseuchung überhaupt denkbar? Wie sind die Signale bezüglich Erderwärmung, CO₂-Ausstoß und Ozonloch zu werten? Was ist mit den Umweltkatastrophen durch Plastikrückstände im Meer, mit den Erdölaustritten und aufbrechenden Sondermüll-Deponien? Sind unsere Atommüll-Lager Endlager oder „Endzeitlager“?

Die Angst, von der die Bibel spricht (Lukas 21:26), lauert in jeder Phase unseres täglichen Lebens, bereit, hervorzubrechen als apokalyptisches Entsetzen. Auch die Gesetzlosigkeit kann bis heute nicht beseitigt werden, denken wir an die Stammeskriege im südlichen Afrika oder an den Krieg in Afghanistan.

3. Naturgewalten

Den sozial- und religionsgeschichtlichen Endzeit-Zeichen stehen die Ereignisse in der Natur gegenüber. Diese sind als rein terrestrische oder als kosmische Katastrophen denkbar. Die Heilige Schrift weist auf beide Arten hin. So spricht sie von großen Erdbeben und einem gewaltigen Brausen des Meeres. Abgesehen davon, dass Erdbeben, Vulkanausbrüche, Tsunamis, Hurrikane und Starkregen Jahr für Jahr zehntausende Opfer fordern, wäre es heute durchaus denkbar, Katastrophen dieser Art durch menschliches Zutun herbeizuführen. Theoretisch mögliche unterirdische oder unterseeische Atomexplosionen an kritischen Stellen der Erdrinde könnten ungeahnte Wirkungen haben, ja die Existenz des Planeten Erde als Ganzes gefährden, indem etwa eine Beeinträchtigung der Stellung der Erdachse den Globus zum Tummeln bringt. Ein Ausweichen auf andere Himmelskörper, nach dem gegenwärtigen Stand der Raumfahrt längst keine Utopie mehr, würde, wie Daim treffend bemerkt, nichts als eine Verschiebung des Problems bedeuten.

Überdies wird uns bei einer Betrachtung der von der Bibel zitierten kosmischen Vorzeichen in dieser Hinsicht jede Illusion genommen: „Gleich nach der Trübsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern, der Mond wird sein Licht nicht mehr spenden, die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.“ (Matthäus 24:29) Das Geschichtsende wird hier als kosmische Katastrophe geschildert, die zumindest das Ende des Sonnensystems zu bringen scheint.

Wenn es uns auch heute unfassbar vorkommt, dass der menschliche Geist je dazu fähig sein könnte, ein Mittel zur Zerstörung eines ganzen Planeten zu ersinnen, könnte dies nicht schon morgen anders sein? Könnte nicht die Überführung relativ konzentrierter Materie, wie sie uns in den Himmelskörpern entgegentritt, in diffuse Materie oder Strahlung, wie dies bei spontaner nuklearer Reaktion der Fall ist, die Gravitationsverhältnisse eines Systems verlagern und so ein unvorstellbares Chaos erzeugen?

Von den vielen Stellen aus der Geheimen Offenbarung, die sich zu einer Interpretation aus heutiger Sicht eignen, soll nur eine herausgegriffen werden, nämlich Offenbarung 8, 8–11, wo es heißt: „... und es fiel aus dem Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel, und er fiel auf den dritten Teil der Ströme und Wasserquellen. Und der Name des Sterns heißt Wermut. Und der dritte Teil der Wasser wurde zu Wermut, und viele der Menschen starben an den Wassern, weil sie bitter geworden.“ Ist das nicht das perfekte Beispiel großflächiger radioaktiver Verseuchung durch eine Superkernwaffe?

Am 26. April 1986 ereignete sich in der heute verlassenem Stadt Prypjat (120 km Luftlinie nördlich von Kiew/Kyjiw) nach einem misslungenen Experiment eine katastrophale Kernschmelze und Explosion im Kernreaktor Block 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl. Etwa 400 000 Personen mussten aus der 30-km-Zone umgesiedelt werden. Rund 4000 Personen starben an den Folgen der radioaktiven Verstrah-

lung. Ist es nicht sonderbar, dass das Wort „Tschernobyl“ übersetzt so viel wie „Wermutkraut“ heißt? Wenn es sich dabei auch um eine „lokale“ Katastrophe gehandelt hat, so kann sie doch als Beispiel dafür dienen, dass der Mensch immer wieder Gefahr läuft, die „Geister, die er rief“ wie Goethes Zauberlehrling nicht mehr los zu werden.

Besprechung im „Spiegel“

Daims Buch „Totaler Untergang“ fand nicht nur in Österreich, sondern etwa auch im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (33/1960) Beachtung. Übertitelt mit „Kassandra aus Texas“ setzt sich der Artikel zunächst mit der angenommenen Unausweichlichkeit eines Dritten Weltkriegs zwischen den Supermächten auseinander. In seinem Buch „The Causes of World War Three“ („Die Konsequenz“) behauptet C. Wright Mills, Professor für Soziologie an der New Yorker Columbia-Universität, sowohl in den USA als auch in der Sowjet-Union seien die „herrschenden Kreise von der militärischen Metaphysik besessen“. Dies gipfle in der Überzeugung, nur durch die Anhäufung immer neuer und immer größerer Kriegsmaterialien könne ein Zustand des Friedens geschaffen werden. Tatsächlich aber wachse die Wahrscheinlichkeit, dass der Tag X heranrücke, mit der Vernichtungskraft der modernen Waffen und mit der Geschwindigkeit und Treffsicherheit ihrer Träger. Auch in der Religion sieht Mills keine Chance, den heraufziehenden neuen Weltkrieg zu verhindern; das Christentum tut er kurzerhand als „williges Seelenwerkzeug und psychiatrischen Adjutanten des Nationalstaates“ ab. Über Daims These vom „Totalen Untergang“ heißt es im Artikel:

Die Grundfrage bei Wilfried Daim lautet: „Wird der Mensch – irgendein Mensch – einmal die Menschheit als Ganzes vernichten?“ Für ihre wissenschaftliche Beantwortung hat sich Daim ein allgemeines Fragen-Schema ausgedacht, nach dem er statistisch sicher voraussagen will, ob „eine beliebige Person einer großen Gruppe irgendeinmal eine bestimmte Handlung ausführen wird“, wobei er unter der „bestimmten Handlung“ die Auslösung des totalen Untergangs versteht.

Passende Mittel hierzu müssten so beschaffen sein, dass „der Entschluss eines einzigen Menschen oder einer kleinen Gruppe, sie anzuwenden, ausreichen würde, dem Leben der Menschheit in ganz kurzer Zeit ein Ende zu bereiten“. Daim führt eine weitläufige technische Entwicklungstheorie vor, um plausibel zu machen, dass diese Mittel unter den Kernwaffen zu suchen sind.

Nachdem er die Frage nach den Möglichkeiten totaler Zerstörung sinngemäß mit: noch nicht, aber zuverlässig bald, beantwortet hat, zieht der den 1919 von Freud definierten Todestrieb zur weiteren Erklärung heran. Der Todestrieb manifestiere sich in vernichtungswütigen Aggressionen des Menschen gegen sich selbst und seine Umwelt. Während aber Freud den Todestrieb als etwas Ursprüngliches ansah, erklärt ihn Daim als „inadä-

quaten Affekt“, das heißt als einen Affekt, den bestimmte Kräfte aus seiner ursprünglichen Stoßrichtung abgelenkt haben.

Da die Fixierung, als „Ausgangspunkt für die totale Aggression“, überall vorhanden sei, habe jeder Mensch – bis auf den „Heiligen im letzten Stadium seiner Vollendung“ – eine zumindest latente Tendenz zum „Umrangieren der Werte, dem Liquidieren von Werten und schließlich der totalen Zerstörung“.

Die Analyse der Typen Wissenschaftler, Militär, Politiker – die Personen, die mit der Atomenergie hantieren – lässt Daim zudem vermuten, dass bei ihnen diese Tendenzen stärker ausgeprägt sein könnten als bei anderen. Das mache die Lage besonders prekär. Daim: „Man kann sich den Seelenzustand eines Professors vorzustellen versuchen, dem die gigantische Macht zuwüchse, die Welt zu töten!“

Freilich ist Wilfried Daim, der sich dazu bekennt, in seinem Buch die „Gedanken eines christlichen Psychologen“ zu äußern, nicht der Mann, der sich damit begnügt, die Unausweichlichkeit einer nahenden Weltzerstörung zu konstatieren. Vielmehr fordert er, die Menschheit solle sich angesichts ihres Endes zu einer „gigantischen Aufgabe“ aufgerufen fühlen, der „Integration der Weltkulturen zu einer globalen Einheit. Sie wäre der großartige und adäquate Abschluss der menschlichen Geschichte und würde in Wahrheit ‚eine Erfüllung der Zeiten‘ bedeuten“.

Da die Weltkulturen nach Daim auf ihren Religionen beruhen, solle zunächst das Christentum, wegen seines „zentralen Wahrheitscharakters“, die übrigen Religionen zu einer Weltreligion integrieren, ehe es unter abendländischer Führung zu einer Integration auch der Kulturen kommt. Daim krönt sein Werk theologisch. Woher kommen – so fragt er sich – die neurotischen Fixierungen und mit ihnen die Perversion zum Todestrieb letztlich? Daims Antwort: „Der individuelle Todestrieb ist eine der Konsequenzen der Erbschuld, der totale [...] dagegen ihre letzte Konsequenz.“

Damit ist – für Daim jedenfalls – wieder ein Stück Freudschen Dschungels urbanisiert: Der Todestrieb, für Freud etwas völlig Selbständiges, hat einen Platz in der christlichen Weltordnung gefunden.

Ist das Thema „Weltuntergang von Menschenhand“ heute noch aktuell?

Jedes Gedankengebäude, jeder Roman, jedes Sachbuch ist nur aus der Zeit verständig, in der es errichtet bzw. geschrieben wurde. So muss man auch die zweifellos originelle Arbeit Wilfried Daims über den Menschheitsselfmord sehen. Der aus dem Krieg nach drei Verwundungen als strikter Pazifist heimgekehrte Tiefenpsychologe machte sich angesichts der Wasserstoffbombe mitten im Kalten Krieg eben seine Gedanken. Für den damaligen Beobachter des Weltgeschehens war nur weitere Aufrüstung, nicht Abrüstung sichtbar. Von künftigen Abkommen zur Rüstungskontrolle konnte er nichts wissen. (z. B. START I und II – Strategic Arms Reduction Treaties 1991 und 1993. Zwei Tage vor Weihnachten 2010 ratifizierte der

US-Kongress ein sieben Jahre laufendes START-Nachfolgeabkommen, das auch ein Überwachungssystem vorsieht).

Dass sich neben der weiter bestehenden Atomrüstung und der friedlichen Nutzung der Kernenergie, ganz andere Gefahren entwickeln würden – nämlich die ökologische Selbstbedrohung der Menschheit durch Raubbau und Abfall – macht das Gedankenexperiment Daims aus dem Frühjahr 1959 auch heute noch interessant – nicht zuletzt als Anregung für eine Beschäftigung mit der Endzeittheologie.

Auf den gesamten Fragenkomplex angesprochen, beharrt der heute 87-jährige Wilfried Daim auf der Möglichkeit, dass die Menschheit direkt oder indirekt Hand an sich legen könnte. In Anlehnung an Solowjows Bild von der letztendlichen Einigkeit von Christen und Juden kommt nach Daim dem Judentum eine endzeitliche Führungsrolle zu: dem mit der Christenheit vereinten auserwählten Volk gebühre der Stuhl Petri – so wie der erste Papst, Simon Petrus, Jude war, so soll es auch der letzte sein.

In diesem Zusammenhang erinnert sich Daim eines Ereignisses aus seiner Studentenzeit. Der katholische Schriftsteller Willy Lorenz (1914–1995) stellte im Juli 1947 in der Abtei Seckau seinen Gedanken vor, Petrus sei deshalb zum ersten Papst bestimmt worden, weil er zwar nicht der brillianteste, aber der volkstümlichste Apostel war und weil er auch seine Fehler hatte (vgl. Willy Lorenz, Petrus, der ewige Papst). Der Abt des Stiftes kanzelte Lorenz wegen dieser „frevelhaften“ Aussagen ab. Daim ging zu ihm und protestierte gegen die ungerechtfertigte Kritik. Der Abt: „Hab ich nicht ein bisschen recht?“ Darauf Daim: „Nicht ein bisschen!“

„Die kastenlose Gesellschaft“ – das Prinzip der universellen Brüderlichkeit

Freundlichkeit nach oben ist keine Kunst, ist oft Feigheit, Schwäche – Freundlichkeit nach unten ist Christentum! (August M. Knoll in seinem Tagebuch am 19. Mai 1963)

Heute tendieren wir dazu, die Themen Gesellschaft und Politik einer Sphäre rationaler Gesetzmäßigkeit zuzuweisen oder wenigstens eine weitgehend rationale Beherrschbarkeit derselben anzunehmen. Eine in Bezug auf das Individuum gehegte derartige Auffassung hat durch die epochemachenden Erkenntnisse Sigmund Freuds so manche Änderung erfahren. Die Psychoanalyse hat die Wirksamkeit des Unbewussten im Menschen aufgezeigt und in den Dienst der individuellen Psychotherapie gestellt. Einen weiteren Schritt bildete die Beschäftigung mit dem kollektiven Unbewussten, ein Gebiet, auf dem C. G. Jung Beachtliches geleistet hat. Das Hauptarbeitsgebiet Wilfried Daims liegt auf eben diesem Feld: die Untersuchung von Motivationsprozessen in der Gesellschaft, die im sozialen Unbewussten (dem „Untergrund“ – ein Ausdruck von Friedrich Heer) ihren Ausgang nehmen.

In dem nach jahrelanger Forschungsarbeit 1960 publizierten Buch „Die kastenlose Gesellschaft“ findet Daim Anwendung für die Methoden der kollektiven Tiefenpsychologie auf ein Problem, das sich in der Entwicklung menschlicher Gemeinwesen von ihren ersten Anfängen bis in die heutige hochkomplexe Gesellschaft verfolgen lässt: das Auftreten und die Wirksamkeit teils offenkundiger, vorwiegend aber unbewusster Trennungslinien zwischen einzelnen Gruppen der Gesellschaft, für die er den Begriff Kasten einsetzt.

Das Anliegen Daims, nicht nur Probleme aufzuzeigen, sie durchzudenken und eine sozialpsychologische Diagnose zu stellen, sondern immer auch konkrete Lösungsvorschläge zu machen, hat in der „Kastenlosen Gesellschaft“ ihre besondere Ausprägung gefunden. So gipfelt die auf dem System des psychologischen Interviews aufgebaute, darüber hinaus jedoch in eine abstrakte Gesellschaftsanalyse einmündende Untersuchung in einem praktisch-programmatischen Entwurf einer anzustrebenden kastenlosen Gesellschaftsordnung. Neben der Untermauerung dieser Gesellschaftsordnung mit selbst für den Laien frappierend einleuchtendem tiefenpsychologischen Material ist es vor allem der indirekte und direkte Hinweis auf die gewaltige Schuld der Christen von gestern und heute an der Mangelhaftigkeit unseres gesamten sozialen Systems, der aufhorchen lässt.

So kann der Aufruf zu einer besseren Befolgung des Wortes Christi „Ihr alle aber seid Brüder“ als Leitgedanke dieses Buches gelten.

Begriffsbestimmungen

Zu den Kernideen Daims über das Wesen der Kaste und ihre Äußerungsformen: Der traditionelle Kastenbegriff stammt aus Indien und bezeichnet eine eng abgeschlossene Gruppe in der Gesellschaft, deren gemeinsame Lebensform, Kulteigenheiten, Heiratsgewohnheiten usw. diese Gruppe sichtbar von anderen gesellschaftlichen Gruppen abheben. Von dieser, als „offiziell“ und „institutionell“ erfassbaren Kaste unterscheidet Daim die in unserer gegenwärtigen Gesellschaft vorhandene, jedoch weit weniger zutage tretende Erscheinung der Kaste, deren Kennzeichen eine „inoffizielle“ Selbst-Abkapselung einer Bevölkerungsschicht ist. „Mitglieder einer Kaste essen nur miteinander, heiraten nur untereinander, erziehen ihre Kinder gemeinsam, und geben sich im Extremfall auch nur untereinander die Hand. Sie bleiben unter sich.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 16).

Die Feststellung dieser Distanzierungen stößt deshalb auf Schwierigkeiten, weil der unsere abendländische Wertordnung bestimmende, bei jedem Individuum nachweisbare jüdisch-christliche Kern an Verpflichtungen dem Nächsten gegenüber – wie auch die grundsätzlich bejahte Gleichheit aller Menschen – ein offenes Zugeben, noch mehr natürlich ein Propagieren der eigenen Abkapselung verhindert. Anders gesagt: Wo es Kastengeist und Kastenverhalten gibt, gibt es auch diesbezüglich ein schlechtes Gewissen. Für die tiefenpsychologische Feststellungsmethode ist dieser Umstand aber keineswegs ein unüberbrückbares Hindernis. Im Gegenteil sind es gerade die Konfliktstellen in den Aussagen der von Daims Mitarbeiterstab interviewten 200 Versuchspersonen, die Schlüsse auf vorhandene Kastencharakteristika zulassen.

Charakteristika der Kaste im Sinne Wilfried Daims

Hauptmerkmale der Kaste (im Folgenden ist mit diesem Begriff immer das nicht-institutionelle, „inoffizielle“ Phänomen der Kaste im Sinne Daims gemeint) sind Abkapselung, angenommene eigene Reinheit und Endogamie.

Die Ekelschranke bildet die am weitesten ins Unbewusste reichende Trennungslinie zwischen den Kasten. Sie scheidet „Reine“ von „Unreinen“ oder „Schmutzigen“. Die in der postindustriellen Gegenwart noch verbleibende manuelle Arbeit wird fast automatisch mit Schmutzarbeit identifiziert. Ausdrücke, wie „white collar workers“ (im amerikanischen Sprachgebrauch zur Bezeichnung der Angestellten im Gegensatz zu den Arbeitern, den „blue collar workers“), „dreckiger Prolet“, „Dirty Communist“ oder umgekehrt „Rassenreinheit“ lassen die Bedeutung des Schmutzes als latentes Unterscheidungsmerkmal soziologischer Gruppen deutlich erkennen.

Ein weiteres typisches Merkmal der Kaste ist die „Versammlung“ um einen Zentralwert, der laut Daim sakralisiert und dadurch zu einem absoluten Unterschei-

dungsmerkmal gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen wird. Die jeweils anderen, „kastendistanten“ Menschen sinken dadurch zu „uneigentlichen“ Menschen herab. Das klassische Beispiel dafür ist der Begriff der „arischen Rasse“ im Nationalsozialismus, der zwischen den (arischen) Edelrassigen und den (jüdischen oder slawischen) Untermenschen differenzierte.

Auch die Sakraldistanz ist ein kastenbildendes Element. So zeigen Priesterschichten oft die Tendenz, sich von den sogenannten „Laien“ (seit „Lumen gentium“, der Dogmatischen Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche vom 21. November 1964 sollte man besser „Weltchristen“ sagen) zu distanzieren, indem sie ihre Sakralfunktion verabsolutieren. Diese wohl die gesamte Kulturgeschichte durchlaufende Erscheinung beschränkt sich nicht nur auf die katholische Kirche, deren hierarchische Struktur hierzu allerdings gesteigerte Möglichkeiten bietet.

Erst vor kurzem wurde in einer österreichischen Pfarrerbefragung festgestellt, dass Pastoralassistenten, die des Priestermangels wegen Obliegenheiten von Pfarrern übernehmen, dazu tendieren, auch deren Privilegien und Habitüden anzunehmen, zu „presbyterialisieren“: Indem sie am Sozialprestige des Klerus partizipieren, grenzen sie sich von anderen Weltchristen ab (Paul M. Zulehner, *Wie geht's, Herr Pfarrer?* S. 39).

Die Herrendistanz ergibt sich aus einem Vorgesetztenverhältnis, das – kastenhaft verzerrt – zu einem Herr-Sklave-Verhältnis wird. Von einem primären Herrentum unterscheidet Wilfried Daim ein Sekundär-Herrentum: „Neue, aufstrebende Schichten sehen es als besonders herrentümlich an, wenn sie sich ein Reitpferd halten können und Pferderennen besuchen“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 65). Hier liegt eine Nachahmung von Feudalgewohnheiten vor.

Ähnliche kastenbildende Kraft kommt den sozialen Faktoren Vermögen und Bildung zu. Beides lässt sich leicht belegen; der Autor zitiert hierzu Stellen aus den „Lausbubengeschichten“ von Ludwig Thoma und geht auch auf die in Österreich existierenden, oft übertriebenen Abgrenzungen zwischen Nichtmaturanten, Maturanten und Akademikern – etwa im Staatsdienst – ein. Freilich ist gerade dazu zu sagen, dass sich in den fünf Jahrzehnten seit dem Erscheinen der kastenlosen Gesellschaft viel verändert hat und der „Herr Doktor“ heute kaum noch jene Distanz schafft, die noch Mitte des letzten Jahrhunderts spürbar war. Nicht zuletzt wirkt die heute vorhandene Akademikerarbeitslosigkeit nivellierend.

Die Herkunftsdistanz, institutionalisiert im Adel, bildet eine besonders wirkungsvolle Möglichkeit zur Kastenbildung. Ist doch gerade hier die Zugehörigkeit kraft Geburt – eines der wesentlichsten kastenformenden Elemente: „Schon das Kind in der Wiege hat die entscheidenden Werte, ohne noch irgendeine Leistung vollbracht zu haben. Das Kind ist einfach schon wertvoller, weil es das Kind ‚von ...‘ ist.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 97).

Unter den mehr als 200 Versuchspersonen der Jahre 1958 bis 1960 befanden sich auch fünf Aristokraten, deren Auffassung auch für den heutigen österreichischen

Adel (gleichwohl ob das Führen von Adelstiteln hierzulande offiziell nun verboten ist oder nicht) repräsentativ sein dürfte: Herkunft allein rechtfertigt nicht soziale Abgrenzung. Wie weit dies etwa in Großbritannien eingestanden würde, wäre zu untersuchen.

Ganz unabhängig von der Kastentheorie Daims entnehmen wir aus dem Artikel „Die Brahmanen von Boston“ in Wikipedia einen Hinweis auf kastenähnliche Strukturen innerhalb der an sich eher egalitären Gesellschaft der USA:

Als Brahmanen von Boston (engl. Boston Brahmins) werden die vornehmsten Familien Bostons bezeichnet. Sie führen ihre Abstammung auf die puritanischen Gründer der Kolonie Massachusetts zurück und bilden eine Art Adel Neuenglands. Einige wenige Familien wie die Emersons schafften es auch durch finanziellen Erfolg und strategische Heiraten, zu den First Families of Boston aufzusteigen.

Der Begriff Brahmane bezeichnet im indischen Kastensystem die höchste Kaste. Oliver Wendell Holmes, Sr. übertrug ihn 1860 in einem Artikel der Zeitschrift *Atlantic Monthly* auf die neuenglischen „oberen Zehntausend“.

Die Brahmanen von Boston zeichnen sich bis heute durch einen ausgesprochen vornehmen Dialekt aus, der mehr an das britische als an das amerikanische Englisch erinnert. Ihre Eloquenz rührt auch von ihrer Erziehung her; sie besuchen traditionell die Harvard-Universität. Selbst die mindestens ebenso elitäre Yale-Universität galt ihnen lange als zweitklassig. Sie heirateten in den vergangenen Jahrhunderten bevorzugt untereinander, so dass viele vornehme Bostoner sich als Angehörige gleich mehrerer Clans bezeichnen können. (http://de.wikipedia.org/wiki/Brahmanen_von_Boston 9. 3. 2011)

Dynamische Prozesse

Unter Kastendynamik versteht Wilfried Daim die Veränderung des Kastenbildes einer gegebenen Sozietät. Im Allgemeinen besteht eine starke Tendenz zur Fixierung einer erreichten Kastenstruktur. Als Mittel zur Bewahrung der Kaste dient die Isolation, eine Art gewohnheitsmäßigen Verkehrsverbotes mit „Außerkastigen“.

Dies kann ein für die Kastenmitglieder unerträgliches Ausmaß annehmen, wie ein Ausspruch Kaiser Joseph II. zeigt: „Wenn ich nur mit meinesgleichen verkehren wollte, dürfte ich mich nur in der Kapuzinergruft aufhalten.“ Andererseits glaubt Daim nicht, dass Isolation in jedem Fall funktionslos ist:

Auch die Notwendigkeit, einmal das Wollen einer Gruppe zu klären und auf die Ausweitung vorzubereiten, benötigt Isolation. Wenn etwa die Großgesellschaft einen falschen Weg einschlägt, kann es für jene, die normale Tendenzen vertreten, sinnvoll sein, in die „innere Emigration“ zu gehen, sich zu isolieren und in Reserve zu halten, für die Zeit des Zusammenbruchs der falschen Ideale der Großgesellschaft (Die kastenlose Gesellschaft, S. 131 f. Anm. 2).

Tradieren von Kastenmerkmalen

In Hinblick auf die Tradierung von Kastenstrukturen behandelt Daim das pädagogische Verhalten der Eltern und das Verhältnis von Schule und Kaste. Ähnlich wie bei der Adelsfrage wäre hier ein Hinweis auf das englische System, auf die extrem kastenbewussten Privatschulen (paradoxiertweise „Public Schools“ genannt) angebracht. Weitere Fälle von Kastendynamik sind Eindringen und Ausbrechen einzelner in die beziehungsweise aus der Kaste. Musterbeispiel für letzteres Verhalten war Erzherzog Johann (1782–1852), dessen Heirat mit der Postmeistertochter Daim als Hauptgrund für seine „fast ans Mythologisch-Legendäre grenzende Popularität“ sieht.

Den vielen Auf- und Abstiegsmöglichkeiten im Kastenbereich lässt Daim eine Darlegung des Begriffspaars Aggression und Identifikation folgen. Zunächst ergibt die Untersuchung, dass aggressive Affektballungen sich am stärksten gegen die unmittelbar angrenzenden Schichten richten. (Beispiel: Arbeiter gegen wenig gebildete Angestellte, einheimische Unterschicht gegen Zuwanderer, Handwerker gegenüber Bürokraten). So sagt ein interviewter Malermeister über die Beamten: „Sie sitzen alle dorten und glauben, sie sind der Kaiser. Wenn man ins Amt kommt, bleiben s' ruhig sitzen, plaudern miteinander, lassen an ruhig stehen, wie wenn man niemand wär.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 171.)

Identifikation nach oben – das sich Messen mit Mitgliedern höherer Kasten – ist einer der stärksten und interessantesten gesellschaftsformenden Faktoren: „Häufig fühlt sich der Hausmeister als Hausherr, der Lakai als Aristokrat und viele Monarchisten als Miniaturmonarchen.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 172.)

Identifikation nach unten tritt bei vielen Revolutionären auf – Daim weist in mehrfachen Analysen des Judentums auf Moses als Mitglied der ägyptischen Pharaonenfamilie hin. Von einer Pharaonentochter als Sohn angenommen und in dieser Umgebung aufgewachsen (Exodus 2:10–11), identifiziert sich Moses mit den heute in etwa die soziale Stellung der Roma einnehmenden Juden. Er befreit sie aus der Knechtschaft und führt sie in das Gelobte Land. Auf derselben Linie liegt die Identifikation des aus einer wohlhabenden jüdischen Rechtsanwaltsfamilie stammenden Dr. phil. Karl Marx mit dem Proletariat, dem er eine diesseitig-religiöse Führungsaufgabe geben will. Mao Zedong, Autodidakt und später Universitätsbibliothekar, identifizierte sich schon in seiner Jugend mit den „dreckigen Bauern“ Chinas.

Näher liegen uns vielleicht die beiden Parteiführer Viktor Adler und Otto Bauer aus der Frühzeit der österreichischen Sozialdemokratie. Viktor Adler stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie mit Wohnsitz in einer Döblinger Villa, absolvierte das Schottengymnasium und wurde Arzt, bis er sich dem Journalismus zuwandte und mit seiner Zeitschrift „Gleichheit“ auf das Los der Wienerberger Ziegelerbeiter hinwies. Er war es, der 1885 die SDAP gründete. Auch Dr. iur. Otto Bauer, wichtigster Vertreter des Austromarxismus, stammte aus einer wohlhaben-

den jüdischen Familie. Er wandte sich dem Journalismus zu und wurde Redakteur der „Arbeiter-Zeitung“. Fast täglich schrieb er in den späten Abendstunden einen Leitartikel. Insgesamt soll er an die 4000 Zeitungsartikel über Politik und Marxismus, Nationalökonomie und Philosophie sowie eine Reihe weiterer Themen verfasst haben.

Kastenkampf

Allzu oft kann nun das Verhältnis der Kasten zueinander zu Konkurrenzkämpfen, ethnischen oder religiösen Auseinandersetzungen, ja zum physischen Kampf um die gesellschaftliche Hegemonie führen. Daim verwendet daher auch den Ausdruck „Kastenkampf“. Für ihn, den Freudianer, ist eines der wichtigsten, wenn auch latenten bzw. unbewussten Objekte dieses Kampfes die Frau. Dies mag auf den ersten Blick aus der Luft gegriffen erscheinen, lässt sich jedoch tiefenpsychologisch untermauern. Daim argumentiert auf der Basis der dualistischen Trieblehre der orthodoxen Tiefenpsychologie, deren Elemente Libido und Todestrieb er in etwas modifizierter Form in sein theistisch-christliches Weltbild einbaut.

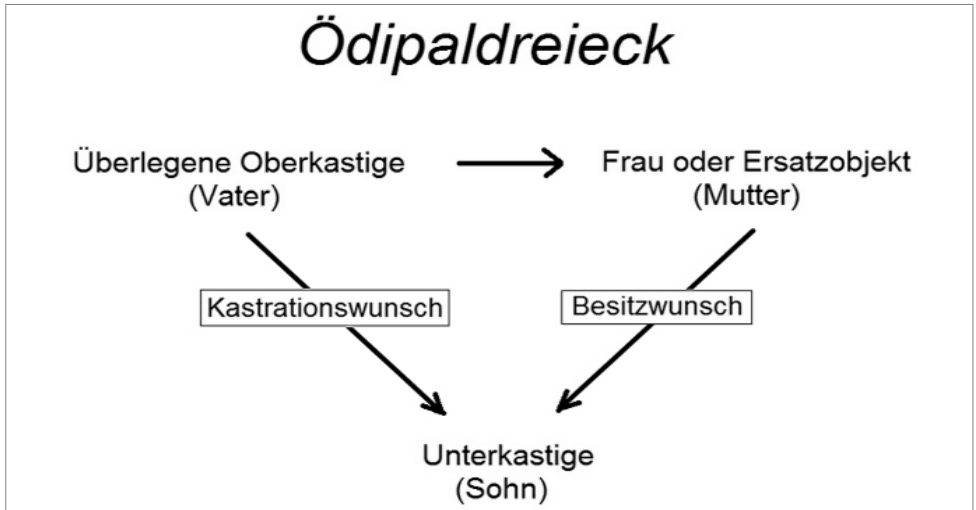
[...] die Verachtung für den Schmutz und das schmutzige Kind wird auf den Schmutzarbeiter übertragen. Zugleich gelangt der Verachtende in die elterliche Position. So wird die Verachtung des Schmutzarbeiters verständlich, jedoch weder vor der Vernunft noch vor der Menschlichkeit gerechtfertigt. Auch dieser selbst fühlt sich der übrigen Gesellschaft gegenüber wie ein schmutziges Kind und hat entsprechende Minderwertigkeitskomplexe, die er nun auf spezifische Weise zu verarbeiten trachtet. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 227)

Was hier in Bezug auf die uns schon bekannte Ekelschranke gesagt wird, gilt mutatis mutandis für andere trennende Kriterien wie Bildung, Vermögen, physische Stärke.

Der angewandte Ödipus-Komplex

Die zentrale Bedeutung, die dem Kampf um die Mutter in der Entwicklung des männlichen Individuums von der Tiefenpsychologie zugemessen wird, überträgt Daim auf die Sozietät, wo dem Ödipaldreieck Vater – Mutter – Sohn die soziale Konstellation Oberkastiger – Frau – Unterkastiger entspricht.

Wie einst Ödipus seinen Vater Laios tötete, ohne um dessen Identität zu wissen, und seine Mutter zur Frau nahm, nachdem er gerade dieses Grundes wegen ausgesetzt worden war, stehen sich hier einander über- beziehungsweise untergeordnete Gruppen in gegenseitiger Aggression (latenter Kastrationswunsch!) gegenüber. Der Oberkastige empfindet das Heraufkommen bislang untergeordneter Schichten als



Ödipal-Dreieck – Der Kampf um die Mutter

Bedrohung seiner Position. Dies bedeutet aber nichts anderes als eine missverstandene Vater- oder Autoritätsrolle, die die natürliche Erziehungsaufgabe des Übergeordneten nicht wahrhaben will. Aus dem Blickwinkel des Unterkastigen gesehen, ergibt die geschilderte Situation den Drang zu Aggression und Revolution.

Von der Ödipalphase die Kindheitsstadien zurückverfolgend, gelangen wir über die anale und orale Phase zur Uterinität, jenem Zustand vor der Geburt, in dem es keinerlei Gegensätze gibt, sondern nur ein grenzenloses Eins-Sein des Fötus mit seiner Mutter. In ihrer in die Sozietät investierten Bedeutung spielen diese Phasen der Reihe nach für die Rein-Schmutzig-Dialektik, den Kastenabbau durch Tischgemeinschaft und das Fehlen von Kastengrenzen im Allgemeinen eine Rolle.

Daim schließt sein Buch mit einer tiefenpsychologischen Definition der Kaste als einem sozialneurotischen Kompromissprodukt aus Eigenliebe und Sozialgefühl: Kasten sind Produkte des Gruppennarzissmus.

Ausprägungen des Kastensyndroms

Es ist selbstverständlich, dass sich bei dieser Thematik eine große Vielfalt von Problemfeldern für eine soziologische Debatte aufdrängen. Daim versucht, die wichtigsten Beispiele für die Demographie der Kaste darzustellen. So lesen wir von Kaste und Beruf, Kaste und Stand (Adel, Klerus, Bauerntum, Bürgertum, Proletariat), Kaste und Klasse. Fragen wie „warum ist der westeuropäische Bauer konservativ?“ finden eine Beantwortung in völlig neuer Sicht. In Bezug auf die Relation Kaste – Klasse

zeigt sich, dass den Kern des sogenannten Klassenkampfes nicht nur ökonomische Fragen bilden, sondern dass auch ein Kastenkampf der „Parias“ (im Indischen die „Unberührbaren“, die Angehörigen der niedrigsten Kaste oder „Kastenlose“, denen als „unrein“ angesehene Arbeiten wie Waschen und Schlachten obliegen) gegen die Oberkastigen vorliegt, wobei die letzteren im Zuge eines Racheaktes ausgebootet werden sollen.

Wenn Karl Marx meinte, er habe die hegelsche Dialektik umgedreht („Bei Hegel stand die Dialektik auf dem Kopf; ich habe sie wieder auf die Füße gestellt“), indem er postulierte, dass sich die objektive Wirklichkeit der Welt aus ihrer materiellen Existenz und deren Entwicklung erklären lässt und nicht als Verwirklichung einer absoluten Idee oder des menschlichen Denkens, wie im Idealismus angenommen, so hat Wilfried Daim diesem Gedanken das fehlende zweite Bein hinzugefügt: gesellschaftliche Dynamik – wie auch gesellschaftliche Statik – haben nicht nur (national)ökonomische, sondern, ganz wesentlich, auch (tiefen)psychologische Ursachen.

Judentum und Christentum

Die zentrale Bedeutung der Befreiungstat Moses für das Judentum wurde bereits angedeutet. Der sich mit den Frondienst verrichtenden Juden nach unten identifizierende Pharaonenzögling Moses erhält seinen Revolutionsauftrag aus dem brennenden Dornbusch – nach Daim „ein Symbol lodernenden Widerstandes“. Weiters erläutert Daim das Abgehen der Juden vom theokratisch-prophetischen Ideal, ihren Übergang zum Feudalismus und ihre eindeutig kastenhafte Abschirmung nach außen gegenüber den „Gojim“ (Reinheitsgesetze, koscheres Essen) ausführlich.

Kaste und Ideologie

Der Wichtigkeit des Themas für die christlich-abendländische Kultur entsprechend, hat Wilfried Daim die Untersuchung des Verhaltens des biblischen Jesus in Bezug auf unterkastige Bevölkerungsschichten besonders sorgfältig durchgeführt. An Hand mehrerer Bibelzitate werden die ausgeprägte Kastenfremdheit des Nazareners und sein Gebot der Überwindung von Kastengrenzen demonstriert. Etwa mit der Erzählung aus dem Johannes-Evangelium (4:7–9) von Jesus und der Samariterin als Beispiel für die ethnische Ausgrenzung: „Ermüdet von der langen Wanderung hatte sich Jesus an den Brunnen gesetzt. Das war gegen zwölf Uhr mittags. Kurz darauf kam eine samaritanische Frau, um Wasser zu holen. Jesus bat sie: ‚Gib mir etwas zu trinken!‘ Seine Jünger waren nämlich in den Ort gegangen, um etwas zu essen zu kaufen. Überrascht fragte die Frau: ‚Wie kannst du mich um etwas zu

trinken bitten? Du bist doch ein Jude und ich eine Samariterin.⁴ – Die Juden vermeiden nämlich jeden Umgang mit Samaritern.“

Oder mit der Geschichte von der Fußwaschung als Symbol der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen ebenfalls aus dem Johannes-Evangelium (13:14 –17): „Wenn nun ich, der Herr und der Rabbi, euch die Füße gewaschen haben, dann seid auch ihr verpflichtet, euch gegenseitig die Füße zu waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr genauso handelt. Ja, ich versichere euch: Ein Sklave ist nicht größer als sein Herr und ein Gesandter nicht größer als sein Auftraggeber. Das wisst ihr jetzt. Nun handelt auch danach, denn das ist der Weg zum wahren Glück.“

Das letzte Abendmahl dient Daim schließlich als Inbegriff für die ultimative spirituelle Verbrüderung hin zu einer kastenlosen Gemeinde.

Fehlentwicklungen des Christentums

In einer Betrachtung der Geschichte des Christentums betont Daim die Einwirkung von Feudalkräften auf die ursprünglich kastenfeindliche christliche Religion. Die wichtigste Rolle spielte dabei die Feudalisierung der Bischöfe durch Kaiser Konstantin. Die Stärkung der Macht der Bischöfe in der Folge der Mailänder Vereinbarung aus dem Jahr 313 n. Chr. führte dazu, dass auch nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches Ende des 5. Jahrhunderts eine weitgehend intakte Rechts- und Verwaltungsstruktur in Gestalt der römischen Kirche erhalten blieb. Daim nennt den starken Einfluss des germanischen Feudalismus, wie er im Heliand-Epos zum Ausdruck kommt. In diesem altsächsischen Großepos aus dem 9. Jahrhundert wird das Leben Jesu Christi in fast 6000 stabreimenden Langzeilen nacherzählt. Christus wird dort als „Himmelskönig“, „Heerführer“ und „erhabener Fürst“ bezeichnet. Seine Jünger werden als kriegerische Gefolgsleute dargestellt, sie sind von edler Geburt und mit ihrem Herrn durch ein Treueverhältnis nach germanischem Recht verbunden. (Vergleiche dazu das im 20. Jahrhundert betonte Christkönigsmotiv, das auch in der Biographie Daims eine Rolle spielt.)

Der bis ins 19. Jahrhundert hineinreichende, ja selbst im Pontifikat Pius' XII. noch deutlich spürbare Zusammenhang zwischen Episkopat und Adel war für Daim ein entscheidender Faktor in der verspäteten Mobilisierung sozial-reformatorischer Kräfte in der katholischen Kirche. Direkt durch die Bettelorden, indirekt durch die Französische Revolution (und ihre grundlegend christlichen Ideale) wurde der Entfeudalisierungsprozess in der katholischen Kirche vorbereitet, der im Zweiten Vatikanischen Konzil (1962–1965) seinen bisherigen Höhepunkt fand. In Salzburg hatte Erzbischof Andreas Rohrer bereits 1951 auf die Bezeichnung „Fürsterzbischof“ verzichtet. Papst Paul VI. legte im November 1964 die Tiara, das traditionelle Symbol päpstlicher Feudalmacht, zugunsten sozialer Projekte nieder. Seine beiden Nachfolger, Johannes Paul I. und Johannes Paul II., ließen sich zwar nicht mehr mit der Tiara

krönen, führten diese aber weiterhin im Wappen. Erst Benedikt XVI. ersetzte auch im persönlichen Papstwappen die Tiara durch eine einfache Mitra. Beim Thema „Kirche und Zukunft“ soll noch näher auf den im Denken Daims so wichtigen Entfeudalisierungsprozess der katholischen Kirche eingegangen werden. Heute weist Wilfried Daim darauf hin, dass Papst Benedikt XVI. nicht nur „gleichgestellte“ Würdenträger – wie den Erzbischof von Canterbury oder orthodoxe Patriarchen – umarmt, sondern auch Kardinäle, die ihm eigentlich ja hierarchisch unterstellt sind.

Rassismus, Antisemitismus, Marxismus

Daim ist davon überzeugt, dass die Kastendynamik, die während der Französischen Revolution den Kampf des französischen Bürgertums gegen die Privilegien von Adel und Kirche begleitete, und die blutigen Höhepunkte bei der Beseitigung des Ancien Régimes in der Zeit von 1789 bis 1793 nicht durch ökonomisch bedingte Klassegegensätze allein erklärbar sind.

Unter Rassismus versteht Daim die Vorstellung, eine bestimmte Rasse als „*summa bonum*“ darzustellen. Von ihr stamme alle Kultur, sie allein sei das schöpferische und generell positive Element einer Gesellschaft. Daher ist ihre Reinzucht und kastenhafte Abtrennung von der übrigen Gesellschaft und die Beherrschung der Gesellschaft das zentrale Gebot, wenn man das Wohl dieser Mitglieder der Gesellschaft will. Die Andersrassigen seien demgegenüber konstitutionell und für alle Zeiten kulturell impotent und daher zu unterkastiger Tätigkeit bestimmt – ihre Ethik bestehe im „willigen Dienen“. Für Daim ist Rassismus nichts anderes als eine neurotische Verformung der Gesellschaft. Dabei besteht ein Zusammenhang zwischen Rassenideologie und Feudalismus. Denn auch für den Feudalismus ist der Primärwert des Menschen durch seine Abstammung gegeben. Die primäre Herkunftswertung haben Feudalismus und Rassismus gemeinsam. Die konstitutionelle Infantilität der Unterkasten, die prinzipiell regierungsunfähig sind, ist eine Feudalbehauptung, die im Rassismus wiederkehrt.

Es liegt daher nahe, den Rassismus als einen konsequenten Sekundärfeudalismus anzusehen, als eine Möglichkeit für einzelne Mitglieder der Gesellschaft, sich als Feudale zu fühlen, ohne „eine Familie“ zu haben und einen adeligen Stammbaum zu besitzen. (Vergleiche etwa das Adelsprädikat „von Liebenfels“, das sich der bürgerliche Adolf Josef Lanz aus Wien Rudolfsheim zugelegt hat).

Es ist nicht schwierig, Rassismus an Hand des oben erwähnten Ödipaldreiecks im Hinblick auf die Gegensätze zwischen weißen und schwarzen Amerikanern durchzudeklinieren, wenn man sich die Einzelheiten der fast zweihundertjährigen Geschichte der Bürgerrechtsbewegung in den USA vor Augen hält.

Der Antisemitismus hat nach Daim drei Aspekte: einen religiösen, einen nationalistischen und einen rassistischen. Hauptsächlich verantwortlich für jüdisch-

nichtjüdische Konfliktsituationen sei die Vater-Sohn-Beziehung zwischen Judentum und Christentum. Daneben ist der Jude den Nationalisten „volksfremdes Element“, ebenso wie seine „rassische Minderwertigkeit“ postuliert wird.

Die idealtypische Form des Kasteneffekts stellte der Nationalsozialismus dar. Die „deutsche Volksgemeinschaft“ wurde auf einen sakralisierten Zentralwert, nämlich jenen der „nordischen Rasse“, die allen anderen Rassen überlegen sei, ausgerichtet. Neben anderen „Untermenschen“ – wie den „Negern“, „Zigeunern“ und Slawen – waren es die Juden, auf die die meisten Aggressionen gerichtet wurden. Der Jude wurde zum minderwertigen „Sünden-Bock“ stilisiert, der sich erfrechte, nach den arischen Mädchen zu greifen (Ödipaldreieck!). Die Weimarer Republik – ein nach der Demütigung durch den Ersten Weltkrieg bei vielen Teilen der Bevölkerung verhasster Staat, der sich zudem mit „Judenbengeln“ eingelassen hatte –, sollte abgeschafft werden, um die Wiedervereinigung mit der „Mutter Germania“, der rassenreinen Volksseele, zu erlangen. Denn „wie viel hat der Jude unserer Mutter Deutschland angetan!“ (Joseph Goebbels).

Daim sieht im Nationalsozialismus drei ideologische Hauptkomponenten: eine sekundär-feudale (Vorliebe für – längst funktionslose – Stiefel, Uniformierung und Militarisierung der gesamten Gesellschaft), eine sekundär-jüdische (sein rassistischer Hass beruht auf einer uneingestandenem Bewunderung des „auserwählten Volkes“) und eine sekundär-germanische. Das letztere reichte bis zu einer besonders radikalen Identifizierung von Personen mit österreichisch-slawischer und sogar jüdischer Abstammung mit dem „reinen“ Germanentum (klassisches Beispiel: der in Kärnten aufgewachsene SS-Führer Odilo Globocnik). Nur die mit modernsten Propagandamitteln bewerkstelligte Indienstnahme des bereits vor dem Nationalsozialismus existenten Antisemitismus – zusammen mit der These von der Überlegenheit der „arischen Rasse“ – konnte jene Dynamik auslösen, die Deutsche (und Österreicher) dazu antrieb, ihrem „Führer“ in einen perfiden Angriffskrieg zu folgen und dabei mitzuwirken, seinen mörderischen Befehl zur „Endlösung der Judenfrage“ auszuführen.

Im Marxismus sieht Daim die Identifikation nach unten als das bestimmende Merkmal. Während der Nationalsozialismus den zentralen Kastenwert im Handeln der „Herrenrasse“ suchte, kommt die aktive Rolle im Verständnis des Marxismus dem Proletariat zu, dem geradezu mythische Erlösereigenschaften zugeschrieben werden. Zur „Wiedergewinnung des Menschen“ stilisiert Karl Marx das Proletariat zum Träger der Weltrevolution hoch. Daim merkt an, dass dabei – wohl vorwiegend unbewusst – die Beseitigung der Ekelschranke eine große Rolle spielte.

Sowohl Marx als auch Mao Zedong versuchten, das Bild vom „dreckigen Proleten“ umzukehren, indem sie die Kapitalisten als „schmutzig“ und das aufständische Proletariat als „rein“ bezeichnen. Und noch Nikita Chruschtschow verglich die Koexistenz von Kapitalismus und Kommunismus mit der Arche Noah, in welcher nach seinen Worten „sieben reine“ und „sieben unreine“ Tiere zusammen befördert

worden seien, wobei er die Stelle aus dem Alten Testament allerdings nicht korrekt zitiert, denn in Genesis 7:1–2 steht zu lesen: „Nimm dir von allen reinen Tieren je sieben Männchen und Weibchen mit, von den unreinen aber nur je ein Pärchen.“

In der praktischen Umsetzung ist – so Wilfried Daim – dem Kommunismus die Aggression gegen die Oberkastigen jedenfalls wichtiger, während der demokratische Sozialismus die Besserstellung der Unterkastigen in den Vordergrund stellt.

Erheiternd in ihrer Infantilität sind die Beispiele, die Daim für die sekundär-kapitalistischen Ambitionen der sowjetischen Kommunisten zitiert. Diese versuchten in der Nachkriegsperiode, es den Amerikanern vor allem in Stilfragen (chromgeputzte Straßenkreuzer, Wolkenkratzer im unverbauten Gelände) gleichzutun. Dazu kam noch ihre Unfähigkeit, die Vermögensschanke, wie dies die totale Verstaatlichung bezweckte, in der Praxis niederzureißen. Vielmehr waren bloß die Verfügungsrechte vom privaten Eigentümer auf den staatlichen Verwalter übergegangen, was in einer „Neuen Klasse“ (Milovan Đilas) von Besitzenden resultierte. Daim bezeichnet diese als „bewusste Nichtbesitzer und unbewusste Besitzer“.

Der demokratische Sozialismus

Besonders spannend ist die Auseinandersetzung Wilfried Daims mit der Sozialdemokratie, deren „in den letzten Jahrzehnten vollzogene Adaptationsleistung nur in verkrampt konservativer Haltung Fixierte leugnen können“. Es besteht für Daim Grund zu der Annahme, dass die Reste des „Trotzkampfes“ gegen die Oberkastigen mehr und mehr abgeworfen und der Weg zu Kastenfremdheit und Zusammenarbeit, wenn auch widerstrebend, eingeschlagen wird: „Die oft zahlreichen Einschaltungen in der Presse, die vom Ableben eines prominenten Sozialisten in Vorstand oder Aufsichtsrat staatlicher oder halbstaatlicher Gesellschaften berichten, zeigen sie nicht deutlich die Problematik des von den Wellen der eigenen Bewegung auf die sekundärkapitalistische Sandbank geschwemmten Arbeiterführers?“ Inzwischen hat man dafür Ausdrücke wie „Nadelstreifsozialismus“ oder „Toskana-Fraktion“ geprägt.

Ein weiteres Moment in der psychologischen Strukturverschiebung des Sozialismus ist der steigende Prozentsatz von „White collar workers“ in der Gesellschaft, der zu Wortgrotesken wie „arbeitende Menschen“ und „Werk tätige“ geführt hat, die den unbewussten Ekelgehalt des Begriffs „Arbeiter“ aus der Welt schaffen sollten.

Kaste und weltpolitische Lage

Daims Kapitel „Kaste und Staatsform“ leidet unter terminologischer und inhaltlicher Ungenauigkeit, was man Daim, der ja Psychologe und nicht Staatsrechtler ist, nicht weiter ankreiden sollte. So bezeichnet der Begriff „Republik“ jede nicht-mo-

narchische Staatsform und ist keineswegs von der Wahl der Staatsorgane durch das Volk abhängig. Umgekehrt ist die Demokratie eine Regierungsform, die sich allen Staatsformen anpassen lässt und daher begrifflich auf einer anderen Ebene liegt. Der Einfluss des demokratischen Gedankens auf die Bereitschaft zur und Ablehnung der Kastenbildung kommt in der Behandlung jedenfalls zu kurz.

Betrachtet man mit dem Auge des Autors die Völkergemeinschaft Mitte des 20. Jahrhunderts, ergibt sich eine große psychologische Differenzierung: Den alten, ihres Kolonialbesitzes weitgehend ledigen „Vaternationen“ Westeuropas standen blutjunge Nationen in deutlicher Infantil-Situation gegenüber. Daneben erlebten alte Kulturvölker, wie die ostasiatischen, einen zweiten Frühling ihres Daseins. Vom großen Selfmademan USA („Uncle Sam“) unterschied sich der Parvenü UdSSR durch seine unterkastige Herkunft und sein geringeres Alter.

Damalige Schlussfolgerung von Wilfried Daim: „Es liegt an Europa, seinen autoritären Führungsanspruch gegen eine kastenfremde Beraterrolle zu vertauschen.“

Heute, ein halbes Jahrhundert nach dieser Einschätzung, muss man feststellen, dass sich vieles, freilich nicht alles geändert hat. Man denke an die Effekte der Globalisierung, das Schicksal mancher Entwicklungsländer und das Entstehen der sogenannten „Schwellenländer“.

Eine Analyse der Sowjetunion in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ergab für Daim zwei psychologische Komponenten, die er mit zahlreichen Beispielen belegt: eine sekundärkapitalistische und eine sekundärzaristische. Während für die erstere eine geheime Bewunderung der „bösen Kapitalisten“ motivierend ist, hat die letztere ihren Ursprung in einer Identifizierung der kommunistischen Führungsschicht mit der vorrevolutionären Feudalschicht (so sind die Zwangsarbeitslager der Fünfjahrespläne und die Modebäder auf der Krim typische Erscheinungen einer sekundären Feudalstruktur). Erst der Entstalinisierungsprozess (1953–1964) brachte Ansätze kastenreduzierender Verhaltensweisen, für die der umgängliche Nikita Chruschtschow ein gutes Beispiel darstellte.

Der Raketenwettbewerb

Zwar waren für Wilfried Daim in dem hektischen Bemühen der beiden Weltmächte in den 50er und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, einander in der Raketentechnik zu übertrumpfen, zweifellos auch rationale Elemente vorhanden wie etwa das allgemeine Streben des Menschen, in Neuland jeder Art vorzustoßen, die Erschließung neuer Rohstoffquellen, die Propagandawirkung eines Weltraumerfolges usw. Die Rationalität dieser möglichen Erfolge konnte jedoch als Motiv für den ungeheuren Aufwand nicht ausreichen. Eine wesentliche – wenn auch unbewusste – irrationale Motivationskraft war auch hier in einem ödipalen Konkurrenzkampf um die Frau zu suchen, als deren deutlichstes Symbol der Mond (la Luna) auftritt.

Ganz im Sinne von Daims Modell der Konkurrenz zwischen Unter- und Oberkastigen, legten die Sowjets in ihrem Raketenprogramm besonderen Wert auf einen robusten Antrieb, während sich die Amerikaner mehr um einen raffinierten Steuerungsmechanismus kümmerten. Daim führte dazu aus:

Die Sowjets erwiesen sich als Meister, was Größe und Gewicht betrifft, und zeigten damit ihre urwüchsig gewaltige Potenz, aber auch eine bemerkenswerte Parallele zu den Feststellungen des Kinsey-Reportes. Dort wird das Sexualverhalten unterkastiger Männer durch starke Kraft und Urwüchsigkeit, bei geringer Differenzierung des Reizspiels, das Sexualverhalten oberkastiger Männer jedoch durch verfeinertes Reizspiel und subtilere Raffinesse der Werbung charakterisiert. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 426)

Am 4. Oktober 1957 brachte R-7, die weltweit erste Interkontinentalrakete, das Raumschiff Sputnik 1 in seine Umlaufbahn. Der damit ausgelöste „Sputnikschock“ führte zur Gründung der NASA und eröffnete das Rennen um die Eroberung des Mondes. Auch hier hatten die Sowjets die Nase vorn. Die unbemannte Sonde Lunik 2 landete am 13. September 1959 auf der Mondoberfläche. In der tiefenpsychologischen Interpretation Daims war damit die Defloration der Mondgöttin Luna gelungen.

In Karikaturen aus dem „Neuen Kurier“ werden der amerikanische „Uncle Sam“ und der russische „Ivan“ als Nachtwandler mit dem Drang zum Mond dargestellt. Bekanntlich misst die Tiefenpsychologie seit Freud dem Witz eine große Bedeutung für die Erforschung des Unbewussten zu. Nach der tiefenpsychologischen Theorie ist das unbewusste Motiv des Nachtwandlens der Wunsch, zur Mutter zu gelangen.



Die Mondsüchtigen, Karikatur von Rudolf Angerer



Freudige Begrüßung der Raumfahrer durch die Frau im Mond

Der Mond zeigt hier das dralle Gesicht einer sowjetischen Panjinka, mit stilechtem proletarischem Kopftuch. Sie lächelt der auf sie zufliegenden sowjetischen Rakete freundlich entgegen und bietet ihr Salz und Brot als Willkommengruß an. Die Frau Mond empfängt also mit unverkennbarer Erwartung die sowjetische Rakete.

Wir sehen, dass die Raketenkonkurrenz bis in Details hinein dem oben skizzierten ödpalen Kampf zwischen dem Kind (proletarische Sowjets) und dem Vater (kapitalistische US-Amerikaner) um die Mutter (Mond) entspricht, wobei die Welt durch diesen „friedlichen Wettstreit“ insofern entlastet wird, als man den Kampf um die „Mutter Erde“ nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit zu führen braucht, da man den Mond als Ersatzobjekt benutzen kann. Als nächstes Kampfobjekt steht ja bekanntlich die Venus auf dem Programm. Die Milliardenprojekte der USA und der UdSSR zur Eroberung des Weltraums erweisen ihre Unterlagerung durch infantil fundierte Triebreaktionen mit entsprechenden Rationalisierungen, und die Erkenntnis dieser Tatsache sollte für Ost und West gleich heilsam sein. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 426 ff.)

Seit der ersten Landung des Menschen auf dem Mond durch die Apollo-Mission am 21. Juli 1969 geht das „Space Race“ bis in unsere Tage weiter. Erst der neue US-Präsident Barack Obama wagte es, den milliardenschweren Raketen- und Rüstungswettlauf einzudämmen. Nach Auslaufen des Space Shuttle-Programms müssen die USA ab 2011 die Transporte zur Internationale Raumstation ISS bei den Russen bestellen – eine für viele Amerikaner schwer zu verkraftende psychologische Niederlage. Nicht zufällig konnte es erst Obama wagen, den irrationalen Prestigekampf der beiden Weltmächte zu stoppen – ist er doch der erste, ursprünglich „unterkastige“ Präsident, der durch Bildung und Leistung alle Kastenschranken durchbrochen hat. Es wundert nicht, dass die vielfach „oberkastigen“ Republikaner so erbost sind, wenn dieser „afrikanische Emporkömmling“ (Obamas Vater stammte aus Kenia) jetzt auch noch die Sozialversicherung für die schwarzen Unterschichten einführen will ...

Aber nicht nur die Interkontinentalraketen der Großmächte mit ihren pseudo-männlichen Namen wie „Atlas“, „Titan“ oder „Poseidon“ und die anderen großen phallischen Flugkörper spielen eine Rolle im Kampf um nationales Prestige. Wenn Nordkorea entgegen dem Verbot des Sicherheitsrats immer wieder ballistische Raketen abschießt, so ist das genauso eine typisch „unterkastige“ Machtdemonstration wie der Einsatz der 1,80 m langen Qassam-Raketen, die die palästinensische Hamas bisher rund 4000 mal als „Nadelstiche“ auf Israel abgefeuert hat.

Rot-China

Zurück zu Daims 1960 erschienener „Kastenlose Gesellschaft“, die auch eine Analyse der Entstehung der chinesischen Revolution enthält. An Hand der Lebensgeschichte Mao Zedongs – er war von einem starken Vaterhass geprägt – beschreibt

Daim die sozialen Mechanismen, die vor allem von einem, wieder ödipal begründeten, Kampf an der Seite der „schmutzigen Bauern“ geprägt sind. Daim beschäftigte sich danach noch öfter mit der chinesischen Revolutionsdynamik. Ähnlich wie im Fall der Sowjetunion konnte er allerdings die künftige Entwicklung Rotchinas (Kulturrevolution 1966–1976, langsame Liberalisierung der Wirtschaft) nicht voraussehen.

Der Entfeudalisierungsprozess in der Kirche

Mit Johannes XXIII. (Pontifikat 1958–1963) hat in der katholischen Kirche eine Tendenz zur Abkehr von feudalem Gedankengut eingesetzt. Die Wiedereinführung der Fußwaschung, das Weintrinken des Heiligen Vaters mit Arbeitern und seine Gefängnisbesuche, die Bestrebungen, zu einer Verständigung mit den anderen christlichen Bekenntnissen zu kommen, die Ernennung von farbigen Kardinälen, das ökumenische Konzil – alles das sind eindeutige Bestrebungen in Richtung echt christlicher – urchristlicher, jesuanischer – Kastenfremdheit. Daim berichtet, dass „Papa Giovanni“ einmal einen im Vatikan arbeitenden Handwerker gefragt habe, welche Partei er wähle. Auf die Antwort, er sei Kommunist, habe der Papst erwidert „Nun, da hast Du wenigstens eine Weltanschauung“.

Wilfried Daim hebt drei Punkte hervor, in denen die Kirche ihre von Christus vorgelebte Kastenfremdheit besonders betonen könnte: 1. Ein umfassendes Schuldbekenntnis von Seiten Roms für historische methodische Fehler (Protestantenverfolgungen, wohl auch Inquisition). 2. Besuch der Exponenten der anderen christlichen Bekenntnisse durch den Papst (auch zum Beispiel des Patriarchen von Moskau) und 3. Stärkere Berücksichtigung der Verfolger der Kirche im Gebet.

Dies wären Beispiele von praktiziertem, „in seiner zentralen Substanz verstandenen“ Christentum auf weltweiter Basis. Daim weist heute im Gespräch darauf hin, dass sich Papst Benedikt XVI. zwar bei Polen, nicht aber bei Russland für den deutschen Angriffskrieg entschuldigt habe. Bei der Analyse des 1963 erschienenen Buches „Kirche und Zukunft“ soll noch näher auf die Thesen Wilfried Daims zur Entfeudalisierung der katholischen Kirche eingegangen werden.

Jenseits der Kaste

Schlaf, Rausch und Tod sind aus tiefenpsychologischer Sicht Zustände, in denen das Unbewusste über das Bewusste dominiert. Hier existieren keine Kastenschranken – das Gefühl des Versinkens in der Welt vor dem Einschlafen, die Umgänglichkeit Betrunkener und die Verbrüderungswirkung unmittelbarer Lebensgefahr beweisen dies hinlänglich.

Das gemeinsame Mahl gilt seit Urbeginn der Menschheit als verbindender Faktor, nicht minder das gemeinsame Werk. Interesse für die Probleme des Mitmenschen (Akzeptation) und ein kastentranszendentes Autoritätsbild (Bejahung und Unterstützung des Aufstiegswillens der Untergebenen) sind weitere wichtige Punkte. Schließlich beinhaltet das Wissen um den gemeinsamen Gott, also die aus dem christlichen Glauben abgeleitete Anerkennung der Gotteskindschaft aller Menschen, die logische Forderung nach brüderlicher Einigkeit.

Wilfried Daims Utopie einer brüderlichen Gesellschaft

Die weitgespannte Untersuchung Daims über das Phänomen der Kasten hat in ihrem sozialdiagnostischen Teil ein Abweichen der Gesellschaft von einem aus innerweltlichen und metaphysischen Gründen erstrebenswerten Idealbild im Verlauf der Jahrtausende gezeigt. Die Aufgabe, die sich Wilfried Daim im letzten Teil des Buches gestellt hatte, war es, den Weg zu einer „asymptotischen Annäherung“ an ein Gesellschaftsideal zu zeigen, „das der tieferen Wirklichkeit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft entspricht.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 458)

Kritisch muss zu diesem Versuch gesagt werden, dass Systematik und gedanklicher Umfang mehr Aufmerksamkeit vertragen hätten. Das mag einerseits an der sprudelnden Produktionsweise Daims, andererseits an dem Entwurfscharakter der letzten Teile dieser Arbeit liegen.

Das von Wilfried Daim angestrebte Fernziel ist jedenfalls eine Menschheitsintegration auf christlich-geschwisterlicher Basis. Richtig verstandene Autorität solle zu einer Emporhebung aller Unterlegenen verwendet werden, die Hebung des Bildungsniveaus der gesamten Menschheit müsse damit Hand in Hand gehen.

Die Entwicklung der Technik – insbesondere des Nachrichten- und Verkehrswezens – habe die Globalisierung der Gesellschaft praktisch durchführbar gemacht und bereits eingeleitet. Die Wirkungen von Mechanisierung und Automation hätten die Notwendigkeit von (mit Beschmutzung verbundener) Handarbeit weitgehend beseitigt. Man könne bereits von einer beginnenden „Verwissenschaftlichung unseres Daseins“ sprechen. Der Wert der Herkunft werde im Vergleich zu dem der Erziehung immer geringer. Damit würden sich aber auch die Rassengegensätze aufheben.

Auf den Einwurf, dass die modernen Massenmedien, insbesondere das kommerzielle Fernsehen und die Boulevardmedien, allzu wenig zur Bildung der Massen beitragen, erwidert Daim heute, dass man inzwischen von einer indirekten Alphabetisierungsfunktion von Radio und Fernsehen sprechen kann: heute lerne jedes Kind Hochdeutsch und jedermann kenne sich auf der Welt und in den verschiedensten Wissensgebieten gut aus. Rechnet man noch die erst rund zehn Jahre währende Verbreitung des Internets hinzu, könne man durchaus von einer globalen Hebung des Wissens ausgehen. In globaler Sicht ist dem sicher zuzustimmen.

Weder Planwirtschaft noch schrankenloser Markt

Auf wirtschaftlicher Ebene sei für ein Erreichen der brüderlichen Gesellschaft das Konkurrenzprinzip durch das Prinzip der Zusammenarbeit zu ersetzen. „Ein integrales Konzept von Plan- und Initiativwirtschaft, das Zusammenarbeit und schöpferischen Einsatz zugleich fördert, scheint der kastenlosen Gesellschaft am meisten dienlich zu sein.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 479) Funktionelle Autorität und Verschönerung der Arbeitsbedingungen – beides scheint in der westlichen Welt schon zu einem hohen Grad verwirklicht – würden zu einem Abbau sozialer Trennungslinien beitragen und das Arbeitsethos durch Freude an der Arbeit heben. Breite Streuung des Eigentums, etwa durch Kleinaktien und Eigenheime, wird von Daim als ein weiterer wichtiger Punkt genannt.

Die „kastenlose Gesellschaft“ sei unter gebührender Berücksichtigung der verschiedenen gesellschaftlichen Strukturen in den verschiedenen Ländern auf globaler Basis anzustreben. Ihre Erfolgchancen würden trotz aller Schwierigkeiten dann am besten sein, wenn der Hauptakzent politischer Planung von der wirtschaftlichen auf die geistig-ethische Seite verlegt wird. Dies würde freilich wieder zum Ausgangspunkt aller Gesellschaftsreform, zum Problem Erziehung und Bildung zurückführen.

Der europäische Provinzialismus, so Daim, sei abzuwerfen. Bereits auf dem Grundschulniveau soll die Kenntnis anderer Kulturen vermittelt werden – auch im Umweg über Musik und darstellende Kunst, auf deren informative und völkerverbindende Wirkung zugunsten derjenigen von Schlachten und anderen historischen „Leistungen“ immer wieder vergessen wird. Die wachsende Freizeit sei zu geistiger Entfaltung zu nutzen – ein wichtiger Ansatzpunkt für eine weitere Intellektualisierung der Gesellschaft.

In rein politischer Hinsicht sei auf Prestigebestrebungen zu verzichten und in Außen- und Innenpolitik der brüderliche Kontakt zu suchen. Wilfried Daim im Jahr 1960: „Die amerikanische Opposition gegen die Aufnahme Rotchinas in die Vereinten Nationen ist im Lichte des Gesagten wie auch rein praktisch in Bezug auf eine allgemeine Abrüstung auf die Dauer unhaltbar“. Im Oktober 1971 wurde die UN-Mitgliedschaft von der Republik China in Taiwan auf die Volksrepublik China übertragen.

Sind die Thesen der „kastenlosen Gesellschaft“ ein halbes Jahrhundert nach ihrer Publikation noch aktuell?

Welche Bedeutung hat Daims sozialpsychologische Studie „Die kastenlose Gesellschaft“ aus dem Jahr 1960 im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts?

Wie steht es mit der Stichhaltigkeit der dort vorgebrachten Argumente? Können die von Wilfried Daim geäußerten Thesen an anderen als den von ihm gewählten Beispielen verifiziert oder müssen sie widerlegt werden?

Im Gegensatz zu vielen anderen Gesellschaftsanalysen von Plato über Karl Marx bis zu Niklas Luhmann beruhen die Thesen des linkskatholischen Sozialpsycholo-

gen Wilfried Daim auf empirischen Ermittlungen: das Rohmaterial stammt aus 200 professionell durchgeführten Tiefeninterviews mit Personen aller sozialen Schichten Österreichs – vom aristokratischen Gutsbesitzer bis zum Straßenkehrer und von der katholischen Chemikerin bis zum konfessionslosen Versicherungsangestellten. Auch wurden zahlreiche Arbeiter und Landwirte befragt, um für die (damalige) Bevölkerung Österreichs repräsentative Aussagen machen zu können. Die aufwändige empirische Erhebung wurde übrigens von der Vereinigung Österreichischer Industrieller (Generalsekretär war damals Dr. Herbert Thausing) initiiert und finanziert – ein bemerkenswert liberales Vorgehen, wenn auch die Auftraggeber vom oben geschilderten Ergebnis letztlich nicht wirklich begeistert waren. (Was sich übrigens negativ auf die weitere Subventionierung von Arbeiten Wilfried Daims auswirkte).

Es scheint jedoch klar, dass Daim mit der „Kastenlosen Gesellschaft“ weit mehr gelungen ist, als nur eine phänomenologische Beschreibung von schichtspezifischen Verhaltensnormen und traditionellen Vorurteilsstrukturen. Mit Hilfe des von ihm eingesetzten tiefenpsychologischen Instrumentariums wies Wilfried Daim nach, dass hinter den ökonomischen Ursachen gesellschaftlicher Konflikte in der Regel unbewusste, irrationale Motive wirksam sind: „Die Problematik der sogenannten Klasse, der Klassenkampf, ist im Grunde nichts anderes als die Rationalisierung der viel tiefer liegenden Problematik der Kasten und ihrer Spannungen untereinander.“

Weiters zeigt Daim, dass den meisten wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Spannungszuständen Kastengegensätze zu Grunde liegen. Das Phänomen der Kaste liegt immer dann vor, wenn sich die Angehörigen einer sozialen Gruppe einem zentralen Wert verpflichten und sich gegenüber ihrer Mitwelt, der sie sich überlegen fühlen, abkapseln. Dabei handelt es sich um vom gesellschaftlichen Bewusstsein nicht oder nicht genügend erfasste Tendenzen, die bewusste Motivationsvorgänge unterlagern und beeinflussen. Die praktische Bedeutung dieser Erkenntnis liegt darin, dass eine Bewusstmachung solcher Tendenzen die Möglichkeit zur rationalen Beeinflussung von Motivationsvorgängen eröffnen kann und daher auch heute noch von großem politischem Wert sein kann.

Es ist jedoch zu wenig, die „Kastenlose Gesellschaft“ bloß als einen „originellen“ Beitrag zu einer Theorie der Gesellschaft zu bezeichnen. Wenn es aber mehr als eine zum Teil ins Utopische reichende Abhandlung über soziale und politische Prozesse ist, warum ist das Werk dann nicht bekannter geworden? Gilt hier „nullus propheta in patria“? War es die mangelnde akademische Verankerung Wilfried Daims, der ja nur den „kleinen“ Professorentitel trägt? Oder ist der Umstand, dass die Argumente, die freudianisch-tiefenpsychologisch oder christlich-biblich begründet werden, einfach nicht geeignet sind, in einer naturwissenschaftlich-säkularisierten Gesellschaft ernst genommen zu werden? The proof of the pudding is in the eating: Wenn es gelänge, mit dem Daim'schen Instrumentarium reale gesellschaftliche

Konflikte von heute zu analysieren und realistische Empfehlungen zu ihrer Überwindung abzugeben, könnte man doch eigentlich auf die Gültigkeit der Thesen Daims hinweisen und mit der Analyse von aktuellen Krisenherden die Wirksamkeit von Kastenschranken in sozialen Konflikten verdeutlichen.

Probleme im eigenen Land: Die Slowenenfrage

Die seit den Bestimmungen des Artikels 7 des Staatsvertrages vom 15. Mai 1955 ungelöste Frage der praktischen Wahrung der Rechte der Kärntner Slowenen durch volle Anerkennung der Zweisprachigkeit veranlasste den Deutsch-Slowenischen Koordinationsausschuss der Diözese Gurk im Jahr 1975, Wilfried Daim mit einer Studie über die psychologischen Wurzeln der Spannungen zwischen den Volksgruppen zu betrauen. Diese Studie wurde in beiden Sprachen als Nummer 4 der Dokumentation „Das gemeinsame Kärnten – Skupna Koroška“ Anfang 1976 veröffentlicht. Daims Ergebnisse führten die Volksgruppenproblematik auf tief verwurzelte Kasten-gegensätze zwischen der deutschsprachigen Mehrheitsbevölkerung und der slowenischen Minderheit zurück. Dabei geht Daim auch auf die besonderen Schwierigkeiten ein, die die sogenannten „Windischen“ als „Zwischenpositionelle“ im Volkstumsstreit hatten – und haben. Oft aus Mischehen stammend, litten (leiden) sie unter dem sozialen Druck, sich für eine Seite zu entscheiden. Gleichzeitig sieht Daim noch heute die Chance, dass gerade dieses Segment der Kärntner Bevölkerung eine Brückenfunktion einnehmen könnte, wenn man ihm den Entscheidungsdruck abnähme, nur einer Volksgruppe gegenüber loyal sein zu müssen. Wie heute auch in der Migrationsfrage öfter betont wird, können doppelte Loyalitäten durchaus möglich und sinnvoll sein. Nach Meinung Daims wäre es die Aufgabe einer „Christlichen Aktion für Kärnten“ gewesen, unter diesen Voraussetzungen auf die Versöhnung der Volksgruppen hinzuwirken. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich innerhalb der letzten Jahrzehnte – vor allem durch den Zerfall Jugoslawiens 1991 und den Beitritt Sloweniens zur EU im Jahr 2004 – die sogenannte „Kärntner Urangst“ abgebaut hat und sich dadurch die psychologischen Gegensätze zwischen den Volksgruppen vermindert haben. Die Generationsablöse trägt dazu bei, dass die Erinnerung an die Zeit verblasst, in der man „mit Blut die Grenze schrieb und frei in Not und Tod verblieb“ (Kärntner Landeshymne). Der in den nächsten Monaten zu erwartende Ortstafelkompromiss kann als ein Zeichen dafür angesehen werden. Wenn Mythen verblasen, verblasen auch ihre psychologischen Folgen. Und damit die durch sie ausgelösten Kasten-gegensätze im Sinne Daims.

Internationale Krisen: Islamischer Fundamentalismus und Terroranschläge

Die Radikalisierung einzelner Gruppen auf der Basis eines erstarkten islamischen Fundamentalismus und der damit verbundene weltweit auftretende Terror stellt zweifellos ein höchst gravierendes Problem unserer Epoche dar. Die Selbstmordattentate des 11. September 2001 zielten auf wichtige zivile und militärische Gebäude in den Vereinigten Staaten von Amerika. Drei Linienflugzeuge wurden auf Inlandsflügen entführt. Die Terroristen lenkten zwei davon in die Türme des World Trade Centers (WTC) in New York City und eines in das Pentagon bei Washington, D. C. Das vierte Flugzeug, möglicherweise mit dem Ziel, das Kapitol, den Sitz des US-Kongresses, zu treffen, brachten die Entführer nach Kämpfen mit Passagieren selbst zum Absturz. Bei den Anschlägen wurden rund 3000 Menschen getötet. In einer Zeichnung hatte 1978 der amerikanische Graffiti-Künstler Keith Haring (1958–1990) die beiden Türme des ehemaligen World-Trade-Centers als „Manhattan Penis“ charakterisiert.

Als Motive für diese Anschläge gelten im Allgemeinen die angeblich verfehlte Nahostpolitik des Westens, vor allem jene der USA und Israels. Nach Ansicht der Al Qaida deckt der „große Satan“ (die USA) den „kleinen Satan“ (den Staat Israel), um die islamisch-arabische Nation zu unterdrücken. Weiters kommt dazu das Problem der kulturellen Modernisierung/Überfremdung im arabischen Raum, das zu verstärkter Besinnung auf die eigenen Wurzeln führt. Überdies führt die Verarmung in Teilen des Nahen Ostens und der islamischen Welt durch die globalisierte Wirtschaft und die Situation der Palästinenser zur Radikalisierung. Letztlich gibt es auch anti-semitische und anti-christliche Motive: Hass auf „Juden und Kreuzfahrer“.

Wenn man nun die kapitalistische Weltmacht USA (Vaterfigur) im Mark treffen wollte, wie müsste man vorgehen? Am unteren Ende der Insel Manhattan, im Zentrum der wirtschaftlichen Macht, stehen zwei über 400 m hohe Türme – der Nordturm noch von einem 110 m hohen Mast überragt. Ein Doppelphallus. Ihn abzuschneiden, wäre das nicht die für die stolze Nation psychologisch schmerzvollste Operation? Leider ist dieser Plan am 11. 9. 2001 furchtbare Wirklichkeit geworden.

Damals ging es eindeutig nicht um materielle Motive, vielmehr um einen ideologischen, einen „heiligen“ Krieg, in dem es sich zu sterben lohnte. Um jemandem (der Mutter? der Braut? der Familie?) zu imponieren? Als „Mutprobe“? Oder eben aus unbändigem Hass auf den als Übervater empfundenen „Großen Satan“? Wir können davon ausgehen, dass dem Denken und Handeln der Al Qaida eine hochneurotische Konstellation zugrunde liegt, deren Wurzeln nicht einfach freizulegen sind.

Das Instrumentarium Wilfried Daims zur tiefenpsychologischen Interpretation der psychologischen Ursachen sozialer Konflikte legt es nahe, ein Ödipaldreieck anzunehmen, in welchem die USA als Zentrum des westlichen, säkularisierten Kapi-

talismus den Vater/Usurpator darstellen, der es auf die – als weiblich empfundene – heimatliche Tradition/Religion/Kultur/Wirtschaft abgesehen hat.

Es ergibt sich also auch hier das Motiv der aggressiven Verteidigung der eigenen Frau(en), wie dies ja auch im Nationalsozialismus der Fall war. Ein einfaches Lösungsmodell kann es wegen der hohen Komplexität der religiösen und kulturellen Gegensätze zwischen den radikalen islamischen Fundamentalisten und der westlichen Welt nicht geben. Im Sinne der Thesen Daims würde freilich ein intensiver Dialog mit dem Islam dessen Modernisierung fördern. Vergessen wir nicht, dass auch die geistige Auseinandersetzung zwischen Christen und Marxisten dazu beigetragen hat, den Sowjetkommunismus zu humanisieren und seinen Zusammenbruch vorzubereiten.

Zuwanderer im Kastenkonflikt

Betrachten wir zuletzt noch zwei vollkommen gegensätzliche Beispiele für die Existenz von Kastenschranken in der Gegenwart: die Praxis der Endogamie des europäischen Adels und die Hilflosigkeit europäischer Staaten im Umgang mit den mittlerweile als Roma bezeichneten „Zigeunern“.

Ohne auf Details eingehen zu wollen, steht doch fest, dass Eheschließungen im (Hoch)adel nur ausnahmsweise zwischen aristokratischen und bürgerlichen Partnern erfolgen, was auf ein weiterhin bestehendes ausgeprägtes Kastenbewusstsein schließen lässt. Und obwohl die überwiegende Mehrheit der Roma seit vielen Generationen, in Südosteuropa seit Jahrhunderten und in Mitteleuropa spätestens seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ortsfest lebt, werden die in der NS-Zeit blutig verfolgten „Zigeuner“ insgesamt immer noch als eine nomadisierende Ethnie empfunden, die sich so stark als „Kaste“ abkapselt – oder abgekapselt wird, dass ihre Integration in die Mehrheitsvölker praktisch nicht möglich erscheint.

Beschäftigt man sich näher mit den ethnisch und/oder religiös determinierten Konflikten aus der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart – vom Nordirlandkonflikt über den Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern bis zu den Problemen, die zwischen Zuwanderern nach Europa und Österreich und der einheimischen Bevölkerung entstehen – so kommt man sehr bald auf die mit den ökonomischen Gegensätzen einhergehenden Kastengegensätze.

All dies zeigt deutlich, dass Kastenschranken nicht etwa nur mit der Geschichte Indiens zu tun haben, sondern oft bittere Realität auch in unserer angeblich so aufgeklärten Gesellschaft sind. Es erhebt sich somit die berühmte Frage Lenins: „Was tun?“ Wilfried Daim hat in seiner Studie sowohl das Christentum als auch die Kirche einer genauen Analyse unterzogen. Daim unterschied schon 1960 deutlich zwischen dem biblischen Christentum und der historisch gewordenen Kirche. Um mit Kardinal Schönborn zu sprechen, fand Daim in seiner Analyse der Katholischen

Kirche um die Mitte des 20. Jahrhunderts „Zu viel Kirche und zu wenig Christus“ vor. Dagegen hielt ihm das Wiener Diözesanblatt 1963 vor, das „Urchristentum zu idealisieren“. Für Daim ist das jesuanisch verstandene Christentum eine Befreiungsreligion in der Tradition des Judentums, das auf der grundsätzlichen Gleichheit der Menschen aufbaut. Das Grundanliegen der universellen Geschwisterlichkeit ist in die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ (1948) eingegangen, deren Artikel 1 lautet: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begnügen.“

Die Lösung der Kastenproblematik auf der Basis des Prinzips der „universellen Geschwisterlichkeit“ klingt einfach, ist aber komplex und schwierig. Es handelt sich dabei um eine „Realutopie“ – also einen prinzipiell möglichen, aber in der Praxis auf Jahrzehnte, wenn nicht auf Jahrhunderte hinaus unwahrscheinlichen Quantensprung in der Menschheitsentwicklung. Zunächst müssten Krieg und Gewalt total geächtet worden sein – also die „Schwerter zu Pflugscharen“ umgeschmiedet worden sein, wie es schon der Prophet Micha (4:1–4) verheißen hat. Dann müsste ein fast genetisch begründeter, globaler Sinneswandel eingetreten sein, durch den die Nächstenliebe zum gesellschaftsgestaltenden Prinzip erklärt würde, wie dies im ersten Petrusbrief (1:22) angedeutet ist.

Warum argumentiert Wilfried Daim so häufig mit Bibelziten? Er, der im Tor-nister die Bibel an die Russlandfront mitgetragen hatte, war und ist auch heute noch gläubiger Christ, der die Heilige Schrift gern in seine Argumentation mit einbezieht. Auf die Frage, ob er nicht doch die Bibel zu wörtlich nehme, fragt er schlaue zurück: „Steht nicht hinter jedem Mythos eine Realität?“ Ebenso schmettert er geschickt alle Zweifel über den Sinn, gesellschaftlichen Utopien nachzulaufen, ab: „Selbst die Verwirklichung eines kleinen Teiles einer Utopie ist ein Erfolg.“

Eines steht für Daim jedenfalls fest: „Will man den gesellschaftlichen Konflikten zu Leibe rücken, ist es angezeigt, als Erstes die tieferen psychologischen Wurzeln freizulegen. Die jeweiligen Konfliktparteien müssen sich die irrationalen Elemente ihrer Auseinandersetzung bewusst machen. Danach ist es Aufgabe der Oberkastigen, die Unterkastigen nicht weiter unten zu halten, sondern heraufzuziehen“. Der Motor dafür ist die Idee der universellen Geschwisterlichkeit, der wichtigste Treibstoff die Bildung. Gerade in der postindustriellen Gesellschaft ist Qualifikation das einzige Mittel zur Erlangung von Wohlstand. Der durch Bildung und Ausbildung erzielbare Wohlstand aber ist die Grundlage einer friedlichen Weiterentwicklung der Gesellschaft.

So meinte denn auch der national-konservative ungarische Parlamentarier Tibor Navracscics zur Roma-Frage „Wir haben es hier nicht mit einem ethnischen, sondern mit einem bildungs- und beschäftigungspolitischen Problem zu tun. Ziel muss es sein, die Roma-Kinder auszubilden und den erwachsenen Roma Arbeit zu geben.“ („Die Presse“ 8. 4. 2010)

Einwände gegen den Daim'schen Kastenbegriff mit seinen Bezeichnungen „unterkastig“ und „oberkastig“ werden zwar immer wieder vorgebracht, aber die sozialpsychologische Analyse mit dem von Wilfried Daim entwickelten Instrumentarium beabsichtigt nicht, Menschengruppen äußerlich zu punzieren, sondern verfolgt einzig und allein den Zweck, unbewusste gesellschaftliche Mechanismen und Konfliktpotentiale aufzuspüren. Werden solche festgestellt, müssen sie auf den Begriff – und ins Bewusstsein – gebracht werden. Manifeste Kastenmechanismen nicht als solche, sondern etwa als „Motivationen unter- oder überprivilegierter Gruppen“ zu bezeichnen, ist demnach reine Augenauswischerei. Dennoch soll hier nicht behauptet werden, dass die Bewusstmachung und Lösung von Kastenkonflikten das einzige Rezept zur Gestaltung einer menschenwürdigen Gesellschaft darstellt. Aber ohne entsprechende Berücksichtigung der beschriebenen psychologischen Konfliktfaktoren wird es wohl nicht gehen. So ist etwa im Hinblick auf den Umgang mit den für die Zukunft Österreichs demographisch wichtigen Zuwanderern ein Umdenken im oben angeführten Sinn dringend erforderlich.

Der gesamte, in seinem Wesen irrationale Vorurteilskomplex gegenüber bestimmten Gruppen von Zuwanderern und Neubürgern wird allerdings in vielen Ländern Europas so auch in Österreich durch manipulative und verantwortungslose Darstellungen in den Boulevardmedien (Verallgemeinerung von Asylantenkriminalität, Gleichsetzung von Islam und Islamismus, irrelevante Burkabilder etc.) seit Jahr und Tag geschürt. Das Ergebnis ist ein empirisch feststellbares negatives Meinungsbild, insbesondere die Muslime betreffend. Die auf Mehrheiten schieflende Politik zieht Populismus vertrauensbildenden Maßnahmen vor. Aus den zu-



Zuwanderer vor einem Plakat im
Präsidentenwahlkampf 2004

letzten genannten Gründen sind die christlich-demokratischen Politiker wohl noch mehr gefordert als die sozialdemokratischen. Beiden Parteien ist dringend zu raten, ihren „Sekundärpopulismus“ an den Nagel zu hängen und endlich eine positive Integrationspolitik zu entwerfen.

Warum ist das Buch „Die Kastenlose Gesellschaft“ nicht viel bekannter geworden? Daim meint im Nachhinein sarkastisch, das Buch sei „eben zu dick“. Es könnte aber auch sein, dass die im Buch enthaltenen Analysen und vorgebrachten Lösungsvorschläge beim Leser starke emotionale Widerstände erwecken, was sich aus den in unseren Breiten traditionellen Vorurteilsstrukturen erklären lässt, die nicht leicht zu überwinden sind. Da mag es ein kleiner Trost sein, wenn Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag am 1. Jänner 1986 mehrmals die Forderung nach Dialog und universeller Brüderlichkeit erhob und somit die Gedankengänge Wilfried Daims bestätigt.

„Zur Strategie des Friedens“ – ein Machwerk?

Selig, die Frieden stiften, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden (Matthäus 5:9)

Höhepunkte des seit 1945 in verschiedener Intensität andauernden „Kalten Krieges“ waren der versuchte Angriff von 1500 Exilkubanern Mitte April 1961 und der im August 1961 beginnende Mauerbau in Berlin. Am 17. April 1961 waren etwa 1500 in Guatemala militärisch ausgebildete kubanische Exilanten mit logistischer Unterstützung der US-Marine in der sogenannten Schweinebucht auf Kuba gelandet. Die Operation zum Sturz Fidel Castros misslang wegen schlechter Vorbereitung und in Folge des massiven Widerstandes der im Guerillakampf geübten Kubaner.

Am 13. August 1961 wurden die Straßen- und Schienenübergänge von Ost- nach Westberlin von DDR-Soldaten abgeriegelt. In der Folge entstand eine 167 km lange Sperrmauer rund um Westberlin. Zwei Monate später, am 27. Oktober 1961, kam es am Checkpoint Charlie auf der Friedrichstraße zu einer direkten Konfrontation zwischen Truppen von Ost und West, als – wegen diverser Unstimmigkeiten – je zehn Kampfpanzer der amerikanischen und sowjetischen Armee am Grenzstrich auffuhren, am nächsten Tag jedoch wieder abgezogen wurden. Weder die Amerikaner noch die Russen wollten einen Dritten Weltkrieg riskieren.

Mitte 1962 begann die UdSSR heimlich mit einer umfangreichen Stationierung von Militär auf Kuba. Auf 86 Schiffen wurden über 42 000 Soldaten und 230 000 Tonnen Ausrüstung nach Kuba verlegt. Dutzende Mittelstreckenraketen wurden in Stellung gebracht. Als die US-Aufklärung die Raketenstationierung festgestellt hatte, kam es genau ein Jahr nach der Konfrontation in Berlin zur sogenannten „Kuba-Krise“. Obwohl diese nur zwei Wochen dauerte und Ende Oktober 1962 durch das zurückhaltende Agieren von John F. Kennedy und das Einlenken von Nikita S. Chruschtschow bewältigt wurde, gab es ein monatelanges Nachspiel. Mit der Kubakrise erreichte der Kalte Krieg eine neue Qualität, da die Sowjetunion atomar bestückbare Waffensysteme auf einem Gebiet außerhalb des Warschauer Paktes stationieren wollte. Zu keinem anderen Zeitpunkt war ein Atomkrieg wahrscheinlicher als im Rahmen der Kubakrise.

Man muss sich diese weltpolitischen Geschehnisse vor Augen halten, um zu verstehen, was Wilfried Daim dazu motivierte, seinem Ende 1962 fertig gestellten Buch den Titel „Zur Strategie des Friedens – Ein neutralistisches Konzept“ zu geben. Wenn sich auch aus heutiger Sicht ein Großteil der weltpolitischen Thesen Daims letztlich nicht bewahrheiten sollte, so enthält der Band doch auch einige dauerhafte

Erkenntnisse. Daim weist im Vorwort selbst darauf hin, dass er seine Friedensstrategie auf das in der „kastenlosen Gesellschaft“ erarbeitete Konzept der „universellen Brüderlichkeit“ stützt, aus dem er die Notwendigkeit ableitet, von einer „erzwungenen Koexistenz zu konstruktiver Zusammenarbeit“ zwischen den Weltmächten zu kommen. Dies schien Daim deshalb so wichtig, weil man sich damals einen Zusammenbruch des Kommunismus nicht vorstellen konnte, da den USA nach Ansicht Daims das rechte Verständnis für die Probleme des Kommunismus und Europas fehlte.

Daim geht vom west-östlichen Grundantagonismus aus, dem Gegensatz zwischen dem oberkastigen Kapitalismus und dem unterkastigen Kommunismus, wie er u. a. im Raketenwettbewerb und im Wettstreit um die Eroberung des Mondes ab 1959 zum Ausdruck kam. So war der Sowjetunion mit dem Raumschiff Wostok 1 und dem Kosmonauten Juri Gagarin am 12. April 1961 der erste bemannte Weltraumflug geglückt. Erst acht Jahre später, am 21. Juli 1969, betrat mit dem US-Amerikaner Neil Armstrong der erste Mensch den Mond. Wilfried Daim, der seine auf die Gesellschaft angewandte Tiefenpsychologie als „Entlarvungswissenschaft“ versteht, nimmt sich kein Blatt vor den Mund, wenn er das seiner Ansicht nach vollkommen infantile „Space Race“ zwischen der UdSSR und den USA als einen Sohn-Vater-Konflikt analysiert:

Der „Osten“ fühlt sich als dreckiges, ausgebeutetes, illegitimes, tyrannisiertes Kind, das der körperlich saubere, moralisch jedoch zutiefst schmutzige „westliche“ Kapitalist ausgepresst und klein halten will. Aber das Kind wächst und zeigt seine Potenz durch die weggeschleuderten Raketen. Und der „Westen“ sieht im „Osten“ ein renitentes, schmutziges Kind, voller Kastrations- und Todeswünsche, mutterräuberisch frech und unverschämt werden. Er will es unten halten.

Voll von infantilen Affekten, bieten so die beiden mächtigsten Staaten der Erde folgendes Bild:

Ein Halbwüchsiger, der den Vater im Weitspucken unbedingt übertreffen möchte, der sich dann, wenn es ihm gelingt, für überlegen hält, und ein Vater, der dumm genug ist, dies dem Halbwüchsigen auch zu glauben und nun alles daransetzt, dem Kerl zu zeigen, dass er auch noch mitkann. Dabei wäre der pubertäre Knabe überglücklich, wenn ihn der Vater als Erwachsenen ernst nähme.

Unser Modell erklärt sehr viel:

Die konservativ verteidigende Position des „Westens“ und die revolutionär angreifende des „Ostens“. Wie müsste das Modell eines normal gelagerten Vater-Sohn-Verhältnisses aussehen?

Selbst wenn man eine Realisierung dieses Modells für unmöglich hielte, sollte man es sich doch ins Bewusstsein rufen, vielleicht wäre zumindest eine positive Annäherung hierzu möglich.

Das normale Vater-Sohn-Verhältnis sieht folgendermaßen aus: der Vater wünscht und bejaht den Aufstieg des Kindes, will es zu sich hinaufziehen. Dort, wo ursprünglich eine

solche Autorität gegeben ist, dort entsteht auch kein revolutionärer Impuls. Denn dieser ist reaktiv. Der Vaterkomplex des Sohnes folgt dem Sohnkomplex des Vaters. Dabei sind jedoch die oben dargestellten Übertragungsmechanismen zu beachten. Der revolutionäre sowjetische Affekt richtet sich zunächst gegen Feudalherren und Frühkapitalisten des eigenen Landes und des Auslandes. Dieser Affekt wird gegenwärtig auf die USA als Maximalrepräsentanten des Kapitalismus übertragen, dies mit einem sehr mäßigen Recht. Ein relatives Recht dazu ist in der weltweiten Rolle der US-Konzerne zu erblicken die unter anderem die Affektivität Fidel Castros verursacht haben.

Einmal herausgefordert, haben die USA nun die Verteidigung des Kapitalismus übernommen, obwohl den Amerikanern daraus nicht viel Dank erwachsen wird. (Zur Strategie des Friedens, S. 35)

Schon bei der Besprechung der „Kastenlosen Gesellschaft“ wurde auf den irrationalen Raketenwettbewerb zwischen den USA und der Sowjetunion hingewiesen, der erst 2010 durch Präsident Barack Obama eine entscheidende Einschränkung erfahren sollte. (Vgl. das Kapitel über die „kastenlose Gesellschaft“)

Nicht zuletzt durch seine Kriegserlebnisse, seine Russophilie und seine (damalige) große Skepsis den Deutschen gegenüber beeinflusst, vermutete Daim zu der Zeit, als er das Buch „Zur Strategie des Friedens“ schrieb, dass die westlichen Staaten von Europa strikt gegen eine Wiedervereinigung Deutschlands sein würden. Insgesamt schätzte er die künftige Entwicklung Europas somit falsch ein. Was er richtig sah, war die Möglichkeit der Liberalisierung des Sowjetkommunismus, die ja schon unter Chruschtschow begonnen hatte. Daim trat vor allem dafür ein, die Russen ernst zu nehmen und alle Bestrebungen zu stärken, die einen nicht-atheistischen, künstlerisch und philosophisch freien Kommunismus ermöglichen würden. Daim konnte damals nicht ahnen, dass einerseits die Entwicklung zu einer globalen Informationsgesellschaft dies mehr oder weniger von selbst zuwege bringen würde, während andererseits das von ihm als beständig angesehene sowjetische Wirtschaftssystem in sich selbst zusammen fallen würde.

Interessant aus heutiger Sicht ist Daims Vorschlag, die USA sollten auf den Sitz der UNO verzichten. Im Hinblick auf die damals als unverrückbar empfundene West-Ost-Grenze entlang des Eisernen Vorhangs schlug er vor, den UNO-Sitz nach Wien zu verlegen, um dadurch eine Entspannung in Ostmitteleuropa einzuleiten. Wenn er auch selbst skeptisch war, dass die UNO-Bürokratie auf einen derartigen Vorschlag eingehen würde, so argumentierte er dennoch dafür in diesem Sinn – nicht zuletzt in der Überzeugung, dass ein UNO-Sitz in Wien ein besserer Schutz für die Integrität des Landes wäre als ihn das beste Bundesheer bieten könnte. Zwanzig Jahre später wurde dieser Gedanke zumindest in kleinem Umfang Wirklichkeit: Nach sechsjähriger Bauzeit wurde am 23. August 1979 das Vienna International Center seiner Bestimmung übergeben. Die Wiener UNO-City ist mit dem United Nations Office at Vienna (UNOV) neben New York (UNHQ), Genf (UNOG) und Nairobi (UNON) seit 1. 1. 1980 einer der vier offiziellen Amtssitze der Vereinten Nationen.

Viel Raum widmet Daim in seinem Buch dem auch heute noch interessanten „Dialog“ zwischen Papst Johannes XXIII. und Nikita Chruschtschow – nach Daims Analyse zwei ähnliche, aus bäuerlicher Umgebung stammende Charaktere. Auf einen ausführlichen Friedensappell des Papstes vom November 1961 (Zur Strategie des Friedens, S. 168 f.) antwortete der Sowjetführer mit einem gleichartigen Statement in der „Prawda“, um einige Tage später dem Pontifex zu dessen 80. Geburtstag am 25. November 1961 zu gratulieren, wobei der Botschafter der UdSSR, Semen Kosirew, dem Msgr. Carlo Grano, Apostolischer Nuntius in Italien, die Geburtstagswünsche ausrichten ließ und gleichzeitig „für gute Zusammenarbeit und für Erfolge bei seinen edlen Bestrebungen, zur Stärkung und Durchsetzung des Friedens auf Erden beizutragen sowie zur Lösung internationaler Fragen auf dem Wege freimütiger Verhandlungen“ dankt. Der Apostolische Nuntius in Italien wurde am folgenden Tag beauftragt, nachstehende Antwort zu übermitteln: „Seine Heiligkeit, Papst Johannes XXIII., dankt für die Glückwünsche und bringt seinerseits dem ganzen russischen Volk seine herzlichen Wünsche zum Ausdruck für die Stärkung und Durchsetzung des Weltfriedens auf dem Wege einer glücklichen Verständigung im Sinne menschlicher Brüderlichkeit. Dafür betet der Papst inständig.“ (Zur Strategie des Friedens, S. 172) Die Glückwunschsbotschaft war in russischer Sprache geschrieben, eine nichtamtliche italienische Übersetzung war beigelegt worden. Die Antwort wurde in italienischer Sprache erteilt, der eine nichtamtliche russische Übersetzung beigelegt war.

Wie eingangs erwähnt, gründete sich die von Daim 1962 vertretene „Strategie des Friedens“, die den neutralen Staaten eine besondere Vermittlerrolle zuwies, auf das in seiner „Kastenlosen Gesellschaft“ 1960 im Detail ausgearbeitete Konzept der „universellen Brüderlichkeit“, einer Sozialutopie auf christlicher Grundlage. Aus heutiger Sicht ist erstaunlich, dass ohne die Verwirklichung einer solchen Utopie nicht nur das totalitäre Gesellschaftssystem des Kommunismus zusammengebrochen ist, sondern dass sich – entgegen der Annahmen Daims – auch das kommunistische Wirtschaftssystem mit wenigen Ausnahmen langsam aber sicher in Richtung Kapitalismus entwickelt. Von Russland und den Reformstaaten Osteuropas angefangen über Kuba bis hin zu China wird inzwischen an der Umsetzung neuer Wirtschaftssysteme gearbeitet, die häufig jedoch mit dem Makel des sogenannten „Kader-Kapitalismus“ behaftet sind: Wirtschaftlich erfolgreich sind meist Unternehmer mit guten Beziehungen zu den Mächtigen, aus deren Reihen sie auch oft hervorgehen.

Wenn wir bedenken, welche Lehren wir trotz der den Annahmen Daims im vergangenen halben Jahrhundert entgegenlaufenden Entwicklung aus seiner „Strategie des Friedens“ ziehen können, so liegen sie wohl darin, seine damalige These als eine Methode zu betrachten, die auch auf die heutigen Konfliktsituationen angewendet werden kann. Wie löst man den weiter bestehenden Nord-Süd-Konflikt?

Wie geht man mit den fundamentalistischen Strömungen in der islamischen Welt (religion) um, deren Aggressivität deutlich über der im Kalten Krieg tatsächlich

oder vermeintlich vorhandenen Bedrohung durch den Weltkommunismus liegt? Wie kommt man zu einem dauerhaften Frieden im Nahen Osten, wie geht man mit dem Iran um, wie mit dem immer noch geteilten Korea? Liegen den neu aufbrechenden Konflikten im arabischen Raum typische Revolutionsmuster zugrunde? Und wie verhält man sich richtig in sozialen Konfliktsituationen, die sich aus ethnischen, kulturellen oder nationalen Unterschieden (Beispiele Roma-Frage, Zuwanderer, Kosovo-Konflikt) ergeben?

Eine kontroversielle Debatte

Die „Strategie des Friedens“ wurde in den Medien äußerst zwiespältig aufgenommen. Daims damalige – aus heutiger Sicht in der Tat als beinahe pathologisch zu bezeichnende – Abneigung gegen praktisch alle Formen deutscher Politik wurde von der bundesdeutschen Presse in der Luft zerrissen. So fasste die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ eine ausführliche Rezension mit folgendem Satz zusammen: „Wer sich so haltlos von einem Strom trüber, dank mangelhafter Kenntnisse wohlgeborener Emotionen treiben lässt, kann kein ernstzunehmendes Konzept vorlegen.“ (FAZ, 4. 12. 1962).

Ähnlich formulierte es der führende Redakteur der „Salzburger Nachrichten“, Karl Heinz Ritschel: „Wahrlich eine verworrene Strategie, die den Westen einengt, dem Osten neue Sprungbretter verschafft, ohne jedoch dem Westen gleichwertige Güter zu bieten.“ Die Salzburger Nachrichten fühlten sich ja besonders auf den Schlips getreten, da sich einige Passagen des Buches auf ihre damalige Schreibweise bezogen: nach Daim hätten die Salzburger Nachrichten oft Exponenten einer aggressiven deutschen Ostpolitik zu Wort kommen lassen. So war am 28. 10. 1961 ein obskurer Artikel veröffentlicht worden, in dem von einem atomaren „Vernichtungskampf gegen die Aktivrassen“ die Rede war. Wilfried Daims Kritik an den Salzburger Nachrichten veranlassten diese, das Buch im November 1962 beschlagnahmen zu lassen. Die Neuauflage erschien unter Weglassung der inkriminierten Stellen.

Aber auch im Österreichischen Cartellverband rumorte es. Bei Daims Verbindung Rudolfina wurde Ende 1962 gegen ihn ein Ehrengerichtsverfahren eingeleitet, das aber auf Betreiben des langjährigen Verbindungsseelsorgers Alfred Kostelecky (1920–1994), der Daim aus dem Widerstand gegen das NS-Regime verbunden war, am 27. Jänner 1964 eingestellt wurde. Schwerer wog die Kritik, die einer der führenden Intellektuellen des ÖCV, Manfred Leeb (1938–2000), Mitglied der „Austria Wien“, in der „Academia“ vorbrachte. Unter Bezugnahme auf historische Fachliteratur suchte er Daims Thesen über das verbrecherische Handeln Friedrichs II. und Fürst Bismarcks zu entkräften. Auch bezweifelte er die Möglichkeit, Marxismus und Atheismus zu trennen. Schließlich stellte Leeb in Abrede, dass sich Erkenntnisse der

Tiefenpsychologie auf die Völkerpsychologie anwenden ließen. Das wieder rief Daim auf den Plan und so entwickelte sich ein hochinteressanter Diskurs, der über drei Hefte der Academia (Februar, März und April 1963) ging. Daran könnten heutige Debatten Einiges lernen.

Die Entfeudalisierung der katholischen Kirche: „Kirche und Zukunft“

Darauf wandte sich Jesus an das Volk und an seine Jünger und sagte: Die Schriftgelehrten und die Pharisäer haben sich auf den Stuhl des Mose gesetzt. Tut und befolgt also alles, was sie euch sagen, aber richtet euch nicht nach dem, was sie tun; denn sie reden nur, tun selbst aber nicht, was sie sagen. Sie schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, wollen selber aber keinen Finger rühren, um die Lasten zu tragen. Alles, was sie tun, tun sie nur, damit die Menschen es sehen: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten an ihren Gewändern lang, bei jedem Festmahl möchten sie den Ehrenplatz und in der Synagoge die vordersten Sitze haben, und auf den Straßen und Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Rabbi (Meister) nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus. Der Größte von euch soll euer Diener sein. (Matthäus 23:1–11)

Das Zweite Vatikanische Konzil wurde von Papst Johannes XXIII. am 25. Jänner 1959 angekündigt. Die römische Kurie war von diesem Plan alles andere als begeistert. So wird berichtet, dass dem Papst von einer Reihe von Würdenträgern vorgehalten wurde, man könne doch in wenigen Monaten nichts reformieren, ändern oder verbessern. Als er dies hörte, stand der Papst nach ein paar Minuten sehr gefasst auf, schritt seelenruhig zum Fenster, öffnete es ganz weit und sagte: „Ecco, deswegen.“ (Kurt Klinger, Ein Papst lacht, S. 103 f.)

Zwei Jahre später, am 20. Juli 1961 ließ der Papst wissen, dass ihm auch die Mitwirkung der Laien ein Anliegen sei. Diese Aufforderung nahm die im Herder-Verlag erscheinende Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ zum Anlass, zu einer Umfrage einzuladen. An die 100 prominente Katholiken aus dem deutschsprachigen Raum nahmen teil und formulierten ihre Anliegen an das Konzil. Auch Wilfried Daim war einer der Teilnehmer. In seinem Beitrag stellt er zum ersten Mal seine – aus der im Jahr davor erschienenen „Kastenlosen Gesellschaft“ abgeleiteten – Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche“ und seine Forderung nach einem „umfassenden Schuldbekennnis“ des Papstes vor. Die letztere lautete:

Umfassendes Schuldbekennnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert usw. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten um des schönen Gesanges willen, an den Bürgern, am Proletariat für

alle Handlungen und für alle Unterlassungen; Bitte um Vergebung. (Kirche und Zukunft, S. 585f)

Knapp vor Eröffnung der zweiten Konzilsperiode, Ende September 1963, entbrannte in Österreichs katholischer Kirche eine heftige Diskussion. Es ging um das kurz vorher im gewerkschaftsnahen Europa-Verlag erschienene Buch von Wilfried Daim „Kirche und Zukunft“. Neben einer Abhandlung über das Zusammenleben von Christen und Atheisten von Friedrich Heer und einer Betrachtung über die verschiedenen Funktionen von „Katholischer Aktion“ und „Aktion der Katholiken“, verfasst von August M. Knoll, enthielt das in den Kirchenfarben Gelb-Weiß gehaltene Paperback 29 Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche“. Daim geriet alsbald als „Linksreformer“ in das Schussfeld zahlreicher sachlicher wie unsachlicher Angriffe. Das ging freilich nicht nur ihm so – auch Knoll war in einer ähnlichen Lage.

Den Anfang in der Reihe der Kritiker von Daim machte der Münchner Jesuitenpater Hans Wulf in der Septemberrnummer 1963 der „Stimmen der Zeit“. Die Forderungen der „Reformer“ seien „maßlos“, ihr Buch enthalte „zentrale theologische Irrtümer“, argumentiere „aus einer aufklärerisch-ungeschichtlichen Position“ und könne deshalb dem katholischen Christen „keine konkret mögliche Therapie anbieten“. Wobei sich die theologischen Einwände nur auf die Position von Knoll bezogen, der eine strikte Aufgabentrennung zwischen dem von Wulf so bezeichneten „Weltstand“ und dem „Rätestand“ (den Personen, die ein Leben den evangelischen Räten gemäß führen) verlangt hatte. Der eigentliche Vorwurf an Daim, dessen zentrale These von der universellen Brüderlichkeit Wulf aber durchaus unterstützte, war die Behauptung, dass Daims Forderungen allesamt „nicht praktikable Maximalforderungen“ seien. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Daims Thesen hielt der gelehrte Pater nicht für nötig, obwohl der äußerst umfangreiche Artikel auch noch dafür genügend Platz geboten hätte.

Sogar sein Jugendfreund Karl Strobl, der von Daims Thesen im Radio gehört hatte, rief jedenfalls aus: „Ist er verrückt geworden?“, nur um später feststellen zu müssen, dass mit Johannes XIII. vieles von dem, was Daim in seinen 29 Thesen gefordert hatte, erfüllt wurde. Gleich nach Erscheinen von Daims Buch hielt sich nicht einmal der damalige Wiener Oberhirte, Kardinal Franz König – von der Nachwelt gerne zu den „progressiven“ Bischöfen gerechnet –, mit Kritik zurück. Beim Rosenkranz-Sühnekreuzzug in der Wiener Stadthalle am 13. 9. 1963 verstieg er sich sogar zu den Worten, „Das sind falsche Propheten, die die Herde in Verwirrung bringen. Sie schlagen die Kirche ans Kreuz“.

Wie es sich für die Hofberichterstattung am Stephansplatz geziemt, feuerte auch das kirchenamtliche Wiener Diözesanblatt am 1. Oktober 1963 eine Breitseite unter dem beziehungsvollen Titel „Stellungnahme zu einem Buch“ ab. Die Autoren von „Kirche und Zukunft“ hätten „den breiten Rahmen der Diskussionsfreiheit bereits überschritten und den Boden der Kirche wenigstens zum Teil verlassen“. Man verspüre „nach der Lektüre ein ausgesprochenes Unbehagen“, fordere doch das

progressivistische Machwerk nicht eine „Entfeudalisierung“, sondern eine „Entgesellschaftung der Kirche“. Weitere Vorwürfe an Daim betrafen die „Entgeschichtlichung“ der Kirche durch die „Idealisierung des Urchristentums“ und ihre „Entmythologisierung“ durch die vorgeschlagene ersatzlose Abschaffung diverser Symbole. Während der Rezensent die „Rückkehr zur Brüderlichkeit“ grundsätzlich positiv bewertete, verurteilte er die „Psychologisierungstendenz“ Daims, besonders im Hinblick auf den Zölibat. Ein „psychologischer Naturalismus“ verschließe Daim „den Zugang und das Verständnis für das innere Wesen der Kirche“. In einem Vortrag nahm Daim zu diesem 11-spaltigen Artikel Stellung:

Der Artikel war nicht gezeichnet. Anonym. Aber wie dies eben schon so ist, wusste man schon spätestens am dritten Tag danach, dass er von Pater Riener S. J., dem langjährigen Leiter der katholischen Sozialakademie, stammte. Eigentümlich an dem Artikel – die Anonymität sollte wohl das Autoritative des Artikels unterstreichen – war, dass er sich nur mit Knolls und meinem Beitrag beschäftigte, nicht jedoch mit dem von Heer, der mit keinem Wort auch nur erwähnt wurde. Als Heer gefragt wurde, ob er wisse, warum er gar nicht erwähnt wurde, meinte er, er hätte keine Ahnung, es sei ihm aber auch egal.

Ich vermute, dass Heer schon einen internationalen Ruf hatte und man deshalb vorsichtiger war. Man hatte dabei den Eindruck, dass dem Autor die ganze Sache außerordentlich peinlich war. Denn es gibt darin eine Reihe sehr wohlwollender Passagen, doch hatte er ja schließlich offenkundig den Befehl zu einem feststehenden Ergebnis. Ich fand darunter kein Argument gegen unsere Thesen, das in irgendeiner Weise Gewicht gehabt hätte. Das Wesentliche war schließlich die Feststellung – die eben von vornherein feststand und auf die hin die Argumentation hinzubiegen war – wir hätten uns mit unseren Forderungen „außerhalb der Kirche gestellt“, obwohl der Diskussionsrahmen, in welchem man sich bewegen dürfe, ohnehin sehr groß wäre. Wir hätten ihn also überschritten. Es wurden jedoch die Worte „Häretiker“, „Ketzer“ oder „Irrlehrer“ nicht verwendet, die waren schon obsolet. Denn nunmehr waren diese Leute ja „getrennte Brüder“, sollte man sagen, dass etliche unserer Aussagen, solche „getrennter Brüder“ wären?

Die große Bedeutung, die dem damals auch im Vatikan gelesenen Buch „Kirche und Zukunft“ für die innerkatholische Meinungsbildung über die „ecclesia semper reformanda“ auch heute noch zukommt, rechtfertigt eine genaue Auseinandersetzung mit den darin aufgestellten 29 Thesen – aus damaliger wie heutiger Sicht. Daim hatte ja bereits in einer Reihe von Aufsätzen angekündigt, mit welchen Vorschlägen er zu einer Reformierung der Kirche beitragen wolle, dazu zählt ein Beitrag zum Sonderheft von „Wort und Wahrheit“ vom Oktober 1961. Unter dem Titel „Kirche auf der Höhe der Zeit“ erschienen gemeinsam mit Beiträgen von Leo Gabriel, Friedrich Heer, August M. Knoll und Hans Kriegl ebenso einige seiner Gedanken in der „Academia“ 1961/62.

Daims Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche“:

Der Bruderbegriff

Christus ist ein Bruder-, keinesfalls ein Vaternotypus. Das Wort Vater reserviert er ausschließlich für Gott und sagt demnach zu den künftigen Erzbischöfen einschließlich des künftigen Papstes: „Auch Vater nennt keinen von euch auf Erden, denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ (Matthäus 23:9–10), selbst ein klares Beispiel gebend. Natürlich geht es hier nicht um die Funktionsbezeichnung in der Familie, sondern um den Vaternamen in der Gesellschaft. An der gleichen Stelle heißt es: „Ihr aber seid alle Brüder.“ (Matthäus 23:8). Was hat es nun mit dem Gebrauch des Wortes „Vater“ beziehungsweise „Bruder“ auf sich? Der Vater in der Familie ist dem Kleinkind in allen Wertkategorien überlegen, nur nicht im Hinblick auf die Entwicklungspotenz. Zwischen Vater und Kind besteht ein essentieller Unterschied. Dort eine Wert-Akkumulierung, hier eine Wertarmut. Der Vaterbegriff als Titel verwendet impliziert eine vielfältige Überlegenheit, die der absoluten Überlegenheit Gottes im kindlichen Erleben nahe kommt.

Der Bruderbegriff hingegen differenziert nicht dermaßen einschneidend zwischen den Menschen [...] Indem Konstantin die Bischöfe (die spätere Bezeichnung für Apostel) zu Eminenzen machte, feudalisierte er sie und erstickte damit den sozialrevolutionären Impuls des Christentums. Die Schuld liegt jedoch keineswegs allein bei Konstantin, denn die Hierarchen waren ja nicht gezwungen, die Feudalisierung anzunehmen. Wie bei den frühen Sozialisten Orden und Ehrenzeichen verpönt waren, so auch bei den frühen Christen. Aber wie später Sozialisten und Kommunisten der Versuchung nicht widerstanden, so auch die Christen.

Wenn wir also zur ursprünglichen Reinheit der Christenheit zurückkehren wollen – Johannes XXIII. († 3. Juni 1963) stellte diese Aufgabe dem Konzil – heißt es den ursprünglichen, brüderlichen Geist beschwören und zugleich den zutiefst unchristlichen Feudalismus, der das Antlitz der Kirche seit mehr als anderthalb Jahrtausenden bestimmt, wiederum auszuschneiden [...]

Ich möchte hierzu bemerken, dass diese Thesen vor Beginn des Konzils – bewusst pointiert – aufgestellt wurden. Es ist sicher, dass das Konzil im Großen und Ganzen die Richtung der meisten Thesen verfolgt, wenn auch der notwendigerweise schwerfällige Apparat nur schrittweise in der angegebenen Richtung vorwärts kommt. Dort, wo das Konzil oder wesentliche Träger desselben sich in die angezielte Richtung vorwärtsbewegen, fügte ich nun nach der ersten Session dem ursprünglichen Text noch entsprechende Hinweise bei.

Entfeudalisierung

Unter Entfeudalisierung verstehe ich die umfassende Ausscheidung einer dem Ursprung des Christentums völlig fremden Lebens- und Herrschaftsform, die unter Einfluss des Byzantinismus und des germanischen Feudalismus sich innerhalb der Kirche ausbreitete und dem Zeremoniell, das umfassende Brüderlichkeit [heute: Geschwisterlichkeit] aus-

drückt, zutiefst zuwiderläuft. Die nach Ausdruck ringende Verbrüderungstendenz müsste daher befreit und ihrem schöpferischen Wirken Raum gegeben werden. Nach einer Meldung des Wiener Kirchenblattes sagte Kardinal Montini [= Paul VI. 1963–1978], dass die Kirche den „purpurnen Königsmantel ablegen und der Welt in Gestalt einer Magd entgentreten müsse“. Dies bedeutet grundsätzlich dasselbe, was ich unter Entfeudalisierung verstehe, nur ist es im gehobenen Predigerstil formuliert.

Im Besonderen wären folgende Maßnahmen Ausdruck der Entfeudalisierung:

1. Reduktion des Vatertitels

Verringerte Verwendung des Vatertitels, wenn nicht überhaupt seine Ersetzung durch den Bruderbegriff, der für alle Christen in gleichem Maße signifikant sein müsste, wie für die französischen Revolutionäre das Wort „Bürger“ oder für die sozialistischen Parteien das Wort „Genosse“. Die universelle Brüderlichkeit ist der eigentliche, revolutionäre Sprengstoff des Christentums. Dass sie (mit schlechtem Gewissen) aufgegeben wurde, ist eine schwere Schuld. Die revolutionären Werte Freiheit – der Hauptwert liberaler „Bürger“ – sowie Gleichheit – der Hauptwert proletarischer „Genossen“ – sind rechte und linke Flankenwerte der Brüderlichkeit. Insofern sind sie auch über die Brüderlichkeit heimholbar. Das Wort „Bruder“ ist daher mit Recht den Worten „Bürger“ und „Genosse“ vergleichbar.

2. Schuldbekennnis

Ein umfassendes Schuldbekennnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert etc. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten um des schönen Gesanges willen, an den Kaisern, die man zu Funktionären des Papstes machen wollte, an den Bürgern, am Proletariat etc. für alle Handlungen und für alle Unterlassungen. Der Papst soll sie alle um Vergebung bitten.

Im Anschluss an die erste Session des Konzils hat Kardinal Augustin Bea in einer vielbeachteten Rede unter anderem erklärt:

„Eine andere Verirrung falsch verstandener Liebe zur Wahrheit waren die schmerzlichen Religionskriege, da man im Namen der Wahrheit versuchte, gewisse Überzeugungen anderen Menschen mit Gewalt aufzuzwingen, dabei aber eine Tatsache vergaß, die nicht weniger grundlegend ist als die Liebe zur Wahrheit: nämlich die menschliche Freiheit.“

Das sind goldene Worte, die eine Absage an die Ritterordensmethoden darstellen und ein partielles, jedoch außerordentlich wichtiges Schuldbekennnis implizieren. Es ist dies nicht nur ein gutes Beispiel für andere Konfessionen, sondern auch etwa für die Kommunisten. Natürlich geht die hier vertretene Forderung viel weiter als die Äußerung Kardinal Beas, doch handelt es sich hier sicherlich um einen äußerst wertvollen Anfang, der entsprechende Folgen haben wird.

Am 16. März 1998 beklagte der Vatikan im Dokument „Nachdenken über die Shoa“ die Mitschuld von Christen am Holocaust. Das päpstliche *mea culpa* am 12. März 2000 wurde als historischer Akt bezeichnet. Johannes Paul II. hatte in sieben „Verggebungsbitten“ kirchliche Verfehlungen im Zusammenhang von Glaubenskriegen,

Judenverfolgungen und Inquisition eingestanden, freilich in eher allgemein gehaltenen Worten. Auf seiner Pilgerreise nach Israel, Jordanien und in die Palästinensergebiete im Jahr 2000 betete der Papst an der Klagemauer, dem bedeutendsten jüdischen Heiligtum, und besuchte die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Paul VI. setzte in der ihm eigenen Art auf symbolische Gesten: So wurden geraubte Reliquien an die Ostkirchen zurückgegeben. Auch die Versteigerung der Papstkrone, der Tiara, zu Gunsten der Armen in der Welt beinhaltete eine derartige „Reinigung des Gewissens“ der Kirche. Schließlich kniete Paul VI. 1975 am zehnten Jahrestag der wechselseitigen Aufhebung der Exkommunikation mit den Orthodoxen im Petersdom vor dem Gesandten des Patriarchen von Konstantinopel, Metropolit Meliton, nieder, um ihm die Füße zu küssen. All dies hatte Wilfried Daim in seinem Buch „Kirche und Zukunft“ im Jahr 1963 schon gefordert.

3. Der Papst lege die Tiara ab

Bei dieser Gelegenheit könnte der Papst zum letzten Mal die Krone tragen. Danach wäre sie als interessantes Relikt der kirchlichen Feudalzeit den vatikanischen Museen als Ausstellungsobjekt zu übergeben. Die Krone, von weltlichen Despoten und Fürsten übernommen, ist das massivste Feudalsymbol im Rahmen des gesamten höfischen Zeremoniells. Sie hat in einer entfeudalisierten Kirche keinen Platz. Weder Petrus I. noch Christus trugen je Kronen, mit Ausnahme der Dornenkrone, die Christus mit Sadismus und Hohn aufgesetzt wurde.

Nach der ersten Sitzungsperiode des 1962 einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils starb Johannes XXIII. am 3. Juni 1963. Kardinal Montini wurde am 21. Juni 1963 im 5. Wahlgang zum neuen Bischof von Rom gewählt. Er nahm den Namen Paul VI., in direkter Bezugnahme auf den Völkerapostel an. Am 30. Juni 1963 setzte ihm Kardinal Alfredo Ottaviani auf der Piazza von St. Peter eine modern gestaltete Tiara auf. Im Jahr darauf legte Papst Paul VI. die Tiara, ein Geschenk der Mailänder Diözese, auf dem Altar der Peterskirche nieder. Sie wurde zu Gunsten der Armen vom Heiligtum der Immaculata, Washington D. C. (USA) erworben, wo sie noch heute ausgestellt ist. Paul VI. († 1978) war der letzte Pontifex, der sich krönen ließ, da sein Nachfolger dieses Ritual abschaffte.

Für erzkonservative Katholiken war diese Geste des Papstes ein Ärgernis. So schrieb der sudetendeutsche Publizist – im November 1964 kurzfristig Herausgeber der „Furche“ – Dr. Emil Franzel (1901–1976) erbost: „Dass der Papst sich tatsächlich zu der theatralischen Geste der Versteigerung der Tiara herbeiließ und damit das Vertrauen rechtfertigte, das Herr Daim und das übrige Heer der Linkskatholiken in ihn gesetzt hatte, spricht in den Augen des Konservativen doch nicht für die Linkskatholiken, sondern lediglich gegen den Papst.“ (Österreichische akademische Blätter, 1/1968)

4. Abschaffung der Wir-Formel der Päpste, der Titel „Seine Heiligkeit“ und „Heiliger Vater“

Dieser Feudalstil wirkt auf außerkirchliche Personen immer hemmend, das jeweils Gesagte ernst zu nehmen. Wenn Petrus I. „ich“ sagte, so ist dies auch dem Papst zumutbar.

„Seine Heiligkeit“ ist noch schlimmer. Der Vatertitel schließlich, der völlig zurückgedrängt werden müsste, ebenso wie „Hochwürden“ und ähnliches, kann in Bezug auf den Papst verschwinden.

Auch das Wort Papst von Papa, Vater, kommend, ist späteren Datums. Es besteht durchaus kein Anlass, den Bischof von Rom anders zu nennen als eben Bischof, wenn man diese Vokabel schon beibehalten will. Das Jurisdiktionsprimat des Bischofs von Rom würde viel leichter etwa von der Ostkirche anerkannt, wenn es mit brüderlichen Formen einherginge [...]

Funktionell ist der Papst Bischof (Apostel) von Rom mit dem Jurisdiktionsprimat innerhalb der übrigen Bischöfe (Apostel). Dass Papst Johannes XIII. immer wieder aus der Wir-Form in die Ich-Form fällt, zeigt wiederum, wie wenig er in das feudale Joch passt, das ihm aufgelastet ist.

Viele Vorschläge Daims, auch solche, deren Verwirklichung man nicht für möglich gehalten hätte, wurden in die Tat umgesetzt. Seine Würdentitel als Papst abzulegen, würde freilich eines sehr starken Charakters bedürfen, sozusagen eines „Super-Johannes XIII.“ Immerhin gab es im Pontifikat von Paul VI. bereits Augenblicke, wo er bei Ansprachen in die dritte Person Einzahl auswich (Rede vor der UNO) oder sogar die Ich-Form verwendet. Dies sollte jedoch eine Ausnahme bleiben, da der pluralis majestatis weiterhin ohne Skrupel bis heute verwendet wird.

5. Abschaffung von Kniefall und Ringkuss

Wie wir schon zitierten, hat Petrus I. – es kann dies nicht genügend betont werden – gegenüber dem Centurio Cornelius, der sich ihm „ehrfurchtsvoll zu Füßen warf“ folgendes erklärt: „Steh auf auch ich bin nur ein Mensch“ (Apostelgeschichte 10:26). Gerade damit tut er jedoch kund, dass er den Kniefall vor einem Menschen als Unrecht empfindet. Im Sinne Petrus I. haben wir daher das gegen die Brüderlichkeit verstoßende, aus dem Despoten-Zeremoniell stammende Unterwerfungzeremoniell zu liquidieren. Das Händereichen ist ein sehr gutes Symbol für die innere Verbindung zwischen Menschen. Daher wäre es zum Zeremoniell zu erheben.

Sowohl Kniefall wie Ringkuss scheinen sich mittlerweile (seit der Abfassung der Daim'schen Thesen ist immerhin fast ein halbes Jahrhundert vergangen) auf „Untergebene“ also auf Angehörige des Klerus zu beschränken. Schicken sich Weltchristen zu diesen Gesten an, werden sie vom Papst meist sanft an ihrer Ausführung gehindert.

6. Abschaffung der pharaonischen Straußenwedel

Die am vatikanischen Hof Verwendung findenden Straußenwedel kommen über Byzanz von jenen Pharaonen, gegen die Moses bereits vor dreieinhalb Jahrtausenden revoltierte. Der ursprüngliche Zweck war, dem Pharao frische Luft zuzufächeln, ihm Kühlung zu verschaffen, vielleicht die Sonnenstrahlen abzuhalten. Niemand wird nun dem Bischof von Rom die frische Luft missgönnen, doch sollte die Assoziation – byzantinischer Kaiser und Pharao – unbedingt vermieden werden. (Siehe Bild S. 138)



Pius XII. auf der sedia gestatoria umgeben von pharaonischen Straßenwedeln

7. Abschaffung aller Sonderrechte der römischen Aristokraten am vatikanischen Hof

Geburtsvorrechte spielten innerhalb der von Christus gegründeten Kirche keine wie immer geartete Rolle. Christus wählte die Apostel sicherlich nicht auf Grund ihrer mehr oder weniger vornehmen Geburt aus, sondern auf Grund ihrer mehr oder weniger großen Fähigkeit, die Funktion eines Apostels, eines Gesandten zu erfüllen, Geburtsvorrechte jeder Art sind deshalb in der Kirche zu liquidieren.

8. Ersetzung der vatikanischen Baulichkeiten durch ein modernes, zweckdienliches Bürohaus, das den kirchlichen Funktionären gestattet, in adäquater Weise ihren Geschäften nachzugehen.

Die gegenwärtigen Baulichkeiten könnten als Museen Verwendung finden.

9. Radikale Vereinfachung des Zeremoniells

Die Etikette des römischen Hofes wäre der einer Präsidentschaftskanzlei in einer westlichen Demokratie – etwa der der Schweiz – anzupassen. Viel unnötiger Kraftaufwand könnte so vermieden, die ersparten Energien produktiver eingesetzt werden.

Mit dem motu proprio „Pontificalia insignia“ und einer dazugehörigen Instruktion vom 21. Juni 1968 wurden die Bischofsinsignien schließlich in der Tat neu geregelt. Der Begriff „Thron“ wurde durch „Cathedra“ ersetzt, der Baldachin und die Kniebeuge vor dem Bischof

abgeschafft. Dazu wurde der Wunsch ausgesprochen: „die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen“. Dennoch: wie schwer es dem typischen Traditions-katholiken fällt, gegen den „byzantinischen Zauber“ am päpstlichen Hof aufzutreten, zeigt sich an den seltsamen Argumenten von Willy Lorenz. Während er auf den einfachen und keineswegs fehlerfreien Fischer Petrus hinweist und sogar dafür eintritt, dass man dem Papst nach dem Vorbild des Apostel Paulus wenn nötig auch zu widersprechen hat, legitimiert er den Prunk Roms mit dem Hinweis auf unsere eigene Eitelkeit. (Willy Lorenz, Petrus, der ewige Papst, S. 71, 82).

10. Abschaffung der vom vatikanischen Hof zu verleihenden Adelsprädikate, Orden, Ehrenzeichen und der funktionslosen „Würden“

Feudale Spielereien, wie die Verleihung von Adelsprädikaten, funktionslose Titel und Würden, gehören auf den Schutthaufen der Weltgeschichte. Vorkommnisse wie Vertei-

lung von Fürstentiteln an Papstneffen, wie sie Pius XII. praktizierte, sind beschämend, entwürdigend und entmutigend für die ganze Christenheit. Es wäre dafür zu sorgen, dass sich solche Dinge nicht wiederholen.

Paul VI. unternahm in unmissverständlicher Weise die notwendige Distanzierung von einer Bindung der Kirche an die Aristokratie schon zu Beginn des Jahres 1964 und erklärte bei der Überbringung des Neujahrsgrußes durch den Fürsten Colonna: „Vor Ihnen, Erben und Vertretern der alten und führenden Familien des päpstlichen Rom und des päpstlichen Staates stehen Wir mit leeren Händen. Wir können Ihnen nicht mehr Ämter, Benefizien, Privilegien und Vorrechte, über die ein weltlicher Staat verfügt, übertragen [...] Wir können nicht mehr, wie in der Vergangenheit, Uns Ihrer weltlichen Mitarbeit bedienen. Wir sagen dies zögernd und mit innerem Unbehagen und befürchten, Wir könnten den Traditionen zu wenig verbunden scheinen, Ihre Verdienste zu wenig anerkennen. Aber dem ist nicht so. Das Konzil stellt der Kirche das gewaltige Problem, sich zu modernisieren, ein Problem, mit dem sich auch der Vatikan auseinandersetzen muss.“ Damit war die Idee, dass Geburtsvorrechte in der katholischen Kirche fürderhin keine Bedeutung mehr haben sollten, zumindest offiziell ausgesprochen worden.

11. Verpflichtung aller kirchlichen Funktionsträger nicht nur zur Fußwaschung, sondern auch zum gemeinsamen Tisch mit Vertretern der verschiedensten Volksschichten

Die natürliche Tischgemeinschaft soll die übernatürliche vorwegnehmen. Die Fußwaschung ist das demonstrativste und ausdrucksvollste Demutsritual christlicher Autorität. Christus zwang Petrus I., der anfänglich hier widerstrebte, mit der Androhung der Exkommunikation, diese Demütigung Christi anzunehmen. Die Bereitschaft, den niedrigsten Dienst am anderen zu verrichten, berechtigt autoritative Funktionäre der Kirche erst, ihre Funktion auszuüben. Die Tischgemeinschaft aller wird von Christus als Symbol für den Himmel gebraucht: „Das Himmelreich ist gleich einem Gastmahl [...]“

Denn der gemeinsame Tisch ist ein profanes Verbrüderungszeremoniell und baut unnötige Distanzen ab. Wie viel würde ein Bischof erfahren können, wenn er sich die Mühe machte, mit verschiedensten Person, Vertretern aller Volksschichten, zu Mittag oder zu Abend zu essen.

Papst Benedikt XVI. wusch erstmals am Gründonnerstag 2006 die Füße von zwölf katholischen Laien. Anders als seine Vorgänger wusch der Papst in der Lateran-Basilika in Rom nicht zwölf Priestern die Füße, sondern wählte für das Zeremoniell der Kirche nahe stehende Weltchristen aus. So hat sich in der Kirche vieles geändert, obwohl nicht anzunehmen ist, dass etwa ein österreichischer Kardinal sehr oft mit einfachen Leuten speist.

12. Größere Mobilität des Bischofs von Rom

Er soll nichtkatholische Kirchenfunktionäre aufsuchen und nicht warten, bis diese kommen. In Fragen von extremer internationaler Bedeutung – wie Frieden oder Abrüstung – sollte er auch wichtige Politiker aufsuchen. In dem großangelegten Hirtengleichnis (Lukas 15:3–7) lässt Christus den guten Hirten das verlorene Schaf suchen. Er wartet nicht,

bis es von selbst zurückfindet, sondern sucht es und freut sich mehr über dieses eine als über 99 andere (und die guten Schafe mit ihm) [...]

Sowohl Christus als auch Petrus hielten das anders. Obwohl die Kirche das politische Gebiet den Weltchristen (den „Laien“) überlassen sollte, würde es keineswegs fehl am Platze sein, wenn in so extremen wesentlichen Fällen, wie in der Frage des Weltfriedens, nicht nur offiziell von Rom aus Botschaften erlassen würden, sondern der Papst sich selbst zu den entscheidenden Politikern begeben würde, um Einfluss auf sie zu nehmen.

Die Forderung Wilfried Daims nach „Beweglichkeit“ des Papstes wurde durch Johannes Paul II. (1920–2005, Papst ab 1978), zumindest in quantitativer Hinsicht gradezu übererfüllt. In qualitativer Hinsicht steht fest, dass der erste slawische Papst auch zum Zusammenbruch des Kommunismus beitrug. Johannes Paul II. absolvierte insgesamt 104 Auslandsreisen, in denen er 127 Länder besuchte. Seine Reisetätigkeit trug ihm den Spitznamen „Eiliger Vater“ ein. Er unternahm während seiner Amtszeit mehr Auslandsreisen als alle früheren Päpste zusammen. Auf seine erste Reise, die ihn in die Dominikanische Republik, nach Mexiko und auf die Bahamas führte, begab er sich bereits rund drei Monate nach seiner Wahl. Von politischer Bedeutung waren insbesondere die Reisen in sein Heimatland, durch die er den polnischen Widerstand gegen das kommunistische Regime stärkte. 1982 besuchte Johannes Paul II. als erster Papst seit der Trennung der Anglikanischen Kirche vor 450 Jahren Großbritannien. Im Jahr 2000 begab sich der Papst auf eine Reise ins Heilige Land (Israel, Jordanien, Palästinensergebiete). Am 21. Januar 1998 führte ihn eine Pilgerreise ins sozialistische Kuba. Deutschland, die Schweiz und Österreich wurden mehrfach besucht. Was die Mehrzahl der heutigen Papstreisen anbelangt, handelt es sich um meist sehr aufwändig organisierte „Pastoralbesuche“, die als Massenveranstaltungen leider auch Züge eines Starkults tragen, was die Frage nach der eigentlichen pastoralen Wirkung aufwirft. Dazu kommt das Problem erheblicher Kosten, die von der jeweiligen Lokalkirche zu tragen sind. Benedikt XVI. hat bis Oktober 2010 bereits 17 Reisen ins Ausland gemacht, von denen nur wenige (Israel, Jordanien, Großbritannien) über rein pastorale Anliegen hinausgingen.

13. Abschaffung der Titel Eminenz und Exzellenz

Verwendung des Begriffes Apostel anstelle von Bischof, Entlastung der Bischöfe von unnötigem Zeremoniell. Die Titel Eminenz und Exzellenz entstammen dem byzantinischen Hofvokabular und sollten völlig aus dem Wortschatz verschwinden, ebenso „Euer Gnaden“ etc. Man kann ruhig darauf verzichten. Psychologisch noch schwerwiegender und problematischer wäre jedoch eine Änderung der Funktionsbezeichnung „Bischof“ und „Erzbischof“ („Fürst“ Erzbischof ist ja abgeschafft). Bischof bedeutet „Aufseher“, womit die Grundfunktion sehr schlecht und sehr missverständlich ausgedrückt wird. Viel eindrucksvoller und adäquater jedoch ist das Wort „Apostel“, das Sendbote, Abgesandter bedeutet [...].

Die Österreichische Bischofskonferenz hat gleich in ihrer ersten Sitzung nach dem Konzil auf die Titel und Anreden „Eminenz“ und „Exzellenz“ offiziell verzichtet.

Ob sich dadurch die Praxis im Land der Professoren und Hofräte geändert hat, sei dahingestellt.

14. Begrenzung der Amtsdauer in kirchlichen Funktionen (Pensionierung)

Einer der Gründe für die schwerfälligen Bewegungen und die überlangen Reaktionszeiten des hierarchischen Machtapparates liegt in der Überalterung der zentralen Funktionsgarnitur [...]

Man könnte ohne weiteres, um die Sache weniger schmerzvoll zu machen, erst die neu zu ernennenden Bischöfe ihr Amt etwa mit 60, die künftigen Päpste mit 65 Jahren enden lassen.

Die pensionierten Würdenträger könnten verschiedene Ehrenpräsidien übernehmen. Es stünde ihnen frei, wissenschaftlich zu arbeiten und zu publizieren und sie könnten in verschiedenen Gremien beratende Funktion ausüben. Eine solche Verjüngung des Apparates würde eine ungleich initiativere Führung und damit einen ununterbrochenen Ablauf der notwendigen Erneuerung möglich machen.

Das Bischofsamt ist nach wie vor ein Amt auf Lebenszeit. Aber mit Vollendung des 75. Lebensjahres sind alle Bischöfe gemäß Kirchenrecht Can. 401 §1 CIC angehalten, dem Papst den Amtsverzicht anzubieten. Ein solcher Amtsverzicht wird allerdings nicht immer angenommen. Wahlberechtigt im Konklave sind alle Kardinäle der römisch-katholischen Kirche, die am Tag vor dem Eintritt der Sedisvakanz (z. B. dem Todestag des Papstes) ihr 80. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Bei der heutigen Lebenserwartung kann gesagt werden, dass dieser Vorschlag von Wilfried Daim damit verwirklicht wurde.

15. Abschaffung jeder Art von Beweihräucherung im wörtlichen wie im sublimierten Sinn

Ausschlaggebend für die „Feudalisierung“ der Kirche war die Förderung des Christentums durch Kaiser Konstantin und in der damit einhergehenden Änderung der Organisation der Kirchenführung. Die Geistlichen, vor allem die Bischöfe, erhielten einen völlig neuen Rechtsstatus. Sie waren nun Reichsbeamte geworden und zwar in einer sehr hohen Stellung. Dazu erhielten die Bischöfe von Konstantin den Auftrag, in bestimmten Zivilprozessen höchstinstanzlich Recht zu sprechen. Mit dieser Rang-erhöhung ging auch das Recht auf die dazugehörigen Statussymbole einher. Deshalb ist wohl auch der Brauch zu erklären, beim Einzug des Bischofs Leuchenträger und Weihrauchfass vorauszuschicken. Das ist die Form, in der uns der Weihrauch zum ersten Mal in einer schriftlichen Quelle in der römischen Liturgie begegnet. Das Beräuchern des Altars war hingegen in Rom Mitte des neunten Jahrhunderts noch unbekannt.

16. Auflösung der Ritterorden, da deren feudale Herkunftswertung nicht einmal die Apostel als Mitglieder dulden könnte beziehungsweise hätte dulden können.

Daim hatte es besonders auf den Deutschen Ritterorden abgesehen, dessen unrühmliche Geschichte bei der Unterwerfung der späteren deutschen Ostgebiete er immer als Belastung der deutsch-polnischen Beziehungen sah. Ob das heute noch in gleichem Ausmaß gilt, bleibe dahingestellt.

17. Wahl der Bischöfe durch das gläubige Volk aus einer größeren Anzahl der vorgeschlagenen Kandidaten

Um ein echtes Verantwortungsgefühl für die Kirche zu erwecken, ist es nötig, die Mitglieder der Kirche auch für die Auswahl der kirchlichen Führungskräfte heranzuziehen. Verantwortung erzieht und Erziehung schafft Verantwortung. Dazu sollte, um eine entsprechende Übergangszeit für Verantwortungserziehung zu schaffen, für etwa 20 Jahre das in Polen übliche Wahlsystem eingeführt werden: „Elite“-Verbände und Obrigkeitsinstanzen erhalten das Recht, Kandidaten vorzuschlagen, und das Volk wählt dann, nachdem sich die Kandidaten samt ihren Programmen gestellt haben, einen von ihnen aus. Nach dieser Übergangszeit müsste ein stärker „westlich“ orientiertes Wahlsystem an dessen Stelle treten und das Recht, einen Kandidaten vorzuschlagen, erheblich erweitert werden.

Während evangelische Amtsträger (Landesbischöfe) schon seit vielen Jahren in der Regel von der Synode (Kirchenparlament) für eine bestimmte Zeit oder auf Lebenszeit (meist bis zum 65. oder 68. Lebensjahr) gewählt werden, ist die Wahl der Bischöfe noch immer nicht eingeführt. Manch eklatante Fehlbesetzungen der Diözesen lösten in Österreich gegen Ende der 80er-Jahre bei den Gläubigen jedoch großen Unmut aus und führten zum Kirchenvolks-Begehren. Sicher ist jedenfalls, wäre die Wahl eingeführt worden, dann wäre die Krise der Kirche ausgeblieben oder zumindest wesentlich weniger dramatisch geworden.

18. Proportionale Festsetzung der Wahlmännerzahl für die Papstwahl (Kardinäle), entsprechend der Volkszahl der Katholiken

Das jetzige Wahlsystem fördert eine Art von Klerus-Inzucht. Das System ist nach unten nur durch das Zölibat offen. Die Ernennung von Kardinälen durch den Papst ist wenig gesund. Das amerikanische Präsidentschafts-Wahlsystem wäre hier wohl das am ehesten angebrachte. Nach der Volkszahl der Katholiken in einem Lande wird eine Zahl von Wahlmännern gewählt, die nach alter Tradition keineswegs Kleriker sein müssen, und diese wählen dann den Bischof von Rom aus den vorhandenen Bischöfen aus.

Dem Papst die Bestimmung der Kardinäle aus der Hand zu schlagen, diese Idee Daimis rührt an die zentrale Machtbasis der Amtskirche und ist deshalb unter die für längere Zeit utopisch bleibenden Vorschläge zu reihen.

19. Grundsätzliche Umgestaltung der hl. Messe

Vereinfachung, das heißt radikale Reduktion auf das Wesentliche; das Lesen in der Landessprache; Liquidation der Kommuniongitter, an welchen man „abgespeist“ wird; Sitzen von Priestern und Weltchristen („Laien“) am gleichen Tisch; Ersatz der dünnen Oblate durch richtiges Brot und Einführung des Kelches für die Weltchristen („Laienkelch“); das eucharistische Gemeinschaftsmahl muss wieder die zentrale Verbrüderungszeremonie aller werden; Leib- und Blutsbruderschaft mit Christus und mit allen seinen Gliedern soll die Messe nicht nur sein, sie soll auch so erlebt werden [...]

Dass die Messe im wahrsten Sinn das tief in Gott eingesenkte, durch Christus geschaffene Verbrüderungszeremoniell der Christen ist, soll nicht nur ontologisch oder metaphysisch

so sein, sondern vielmehr auch so erlebt werden. Und ein solches Erlebnis muss durch die äußere umfassende Gestaltung der Messe vermittelt oder wenigstens nahegelegt werden. Diesem Ziel sind nötigenfalls schwere Opfer zu bringen [...]

Kurzmessen in Hausgemeinschaften, von nötigenfalls nebenberuflichen Priestern gehalten (auch Paulus verdiente sich sein Geld durch Handwerksarbeit), das Lesen der Messen in Privathäusern, all das wäre möglich und der Zeit angemessen. Das gemeinsame Sitzen am Tisch ist so wichtig, dass man alle Konsequenzen auf sich nehmen müsste. Die Kirche könnte dann immer noch als Ort für größere Versammlungen benützt werden.

Natürlich muss man auch auf Goldkelche und ähnliche Dinge verzichten. Will man Rost vermeiden, dann gäbe es heute Becher aus rostfreiem Material, die ein sinniges Geschenk zur ersten Kommunion sein könnten. Eine übermäßige Reinigung ist unnötig, da man Weinreste in Molekulargröße ohnehin nicht entfernen kann. Der Becher dürfte nur zu nichts anderem verwendet werden.

Weitgehend verwirklicht wurde die Forderung Daims nach Umgestaltung und Vereinfachung der Messfeier. Die Diskussion um die Liturgiereform hat in der Folge so ziemlich alle ihre Aspekte, von der Landessprache bis zum Laienkelch, berührt. So forderte etwa der Grazer Univ.-Prof. Dr. Karl Amon auf der Weihnachts-Seelsorgetagung 1965 die „Verwendung von echtem Brot in der Eucharistie an Stelle der wie Papier aussehenden schneeweißen Hostien“ – ein Anliegen, dessentwegen Wilfried Daim zwei Jahre vorher erheblichen Angriffen ausgesetzt war. Der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die Messfeier am Volksaltar haben sich als wichtigste Elemente der Liturgiereform des 2. Vatikanums durchgesetzt. Gelegentliche „Rückschläge“ wie die durch Benedikt XVI. erteilte Erlaubnis, die Messe auch nach dem vorkonziliären tridentinischen Ritus auf lateinisch zu feiern (Motu Proprio „Summorum Pontificum“ vom 7. Juli 2007) ändern daran kaum etwas. Freilich ist auch eine in jeder Hinsicht „versus populum“ gestaltete Eucharistiefeier noch immer kein „Herrenmahl“ (besser: „Brudermahl“) im Sinne der obigen Forderungen Wilfried Daims.

20. Entfeudalisierung der Caritas

Nicht mildigliche Spenden gnädiger Herren und Damen zur Notlinderung, sondern tatkräftige kameradschaftliche und verpflichtende Hilfe ist nötig. Einrichtung von Forschungszentren, die notleidenden Menschen die Mittel verschaffen, sich selbst zu helfen. Diese Formulierung trifft auf die Caritas von heute nicht zu – dennoch ist der Grundgedanke richtig: vor allem Hilfe zur Selbsthilfe.

21. Abschaffung der chefideologischen Position der Scholastik in der Theologie

Im Besonderen ist zu beachten, dass Aristoteles ein Ideologe der Sklavenhaltergesellschaft gewesen ist. Christus wurde nicht zwischen Plato und Aristoteles, sondern zwischen Moses und Elias verklärt. Der revolutionäre Charakter der Befreiungstat des Moses, wie des Dekalogs – „Ich bin der Gott, der dich geführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei“ –, der das erste Revolutionsgesetz darstellt, wäre entsprechend herauszustellen; ebenso die ideologischen Folgen dieser ersten Revolution. Damit würde ebenso eine Integration

des Judentums eingeleitet wie die Aufgabe des Standpunktes, dass das Christentum „selbstverständlich“ konservativ sei.

Hier handelt es sich um eine der „realutopischen“ Thesen Daims, die er in mehreren Büchern (v. a. im „Progressiven Katholizismus“) vertreten hat: das Christentum sei als Religion mit revolutionärer Sprengkraft zu verstehen und nicht als konservatives hierarchisches System mit der Tendenz, die jeweils bestehende Gesellschaftsordnung „abzusegnen“.

22. Autonomisierung der päpstlichen Universitäten in ähnlicher Form wie in bürgerlich-demokratischen Staaten

Dies gehört zu jenen Freiheiten, die das Bürgertum gegenüber dem Feudalismus erkämpft hat. Die Diskussions- und Lehrfreiheit erfordert natürlich Vertrauen zu den Theologen. Es ergibt sich jedoch aus dem Willen, die Initiative und die Selbsttätigkeit zu vermehren, automatisch die Notwendigkeit, die Freiheit zu vergrößern.

23. Dezentralisierung wesentlicher Entscheidungsgewalten, das heißt: Abgabe von Autorität nach unten

Ebenso wie man zu den Theologieprofessoren, die doch zum weitaus größten Teil guten Willens sind, muss man zu den Bischöfen mehr Vertrauen haben, die ja schließlich Nachfolger der Apostel sind. Je weniger der Bischof von Rom von seinem Jurisdiktionsprimat Gebrauch macht, umso freiere Persönlichkeiten werden die Bischöfe werden und umso elastischer könnten sich diese den jeweils lokalen Gegebenheiten anpassen. Die erniedrigende Form, mit der römische Kurialbeamte mit Bischöfen umzugehen pflegen, müsste sich außerdem gründlich ändern.

Das Kernproblem der Gegenwart ist nicht der Umgang der Kurie mit den Bischöfen, sondern die päpstliche Einsetzungspraxis, die nur „linientreue“ Priester zu Bischöfen werden lässt.

24. Abschaffung des „Index librorum prohibitorum“

Die Wirkung des Index gegenüber echt substantiell antichristlichen Auslassungen nähert sich Null. So wurde z. B. Hitlers „Mein Kampf“ nicht indiziert, obwohl sich darin die Behauptung findet, dass die Erbsünde „Die Rassenmischung“ sei (14). So ein vollendeter theologischer Unsinn, der die verbrecherischen Absichten Hitlers noch mit dem Feigenblatt einer jüdisch-christlichen Vokabel zudeckte, wurde aus opportunistischen Gründen nicht indiziert.

Man lasse das Indizieren daher am besten ganz bleiben. Die meisten, auch durchaus ausübenden Christen kümmern sich im Übrigen um den „Index“ denkbar wenig. Entweder haben sie eine Erlaubnis, oder sie hüten sich sorgfältig zu erfahren, welche Bücher auf dem „Index“ stehen, um bona fide lesen zu können. Das ist die Realität.

Daim bezieht sich hier vor allem auf die Indizierung der Werke des Jesuitenpaters Teilhard de Chardin (1881–1955). Der Index überlebte das 2. Vatikanische Konzil nicht. Drei Jahre nachdem diese Zeilen geschrieben worden waren, setzte die Glaubenskongregation durch die Erlässe vom 14. Juni und 15. November 1966 mit Wirkung vom 29. März 1967 den Index außer Kraft.

25. *Änderung des Erziehungszieles in allen pädagogischen Einrichtungen der Kirche*

Erweckung von Kritikfähigkeit, von Initiative und Selbstentscheidung von moses- und eliasähnlichem, revolutionärem Widerstandsgeist und entschiedene Reduktion der Gehorsamsideologie. Eigenständiges, produktives Initiativgewissen müsste anstelle von infantilem Gehorsamsgewissen erzogen werden. (Gott mehr gehorchen als den Menschen.)

[...]

In Wahrheit steht diese Gehorsamspädagogik im Dienste infantiler Autoritäten, die Angst vor einem echten Erwachsenwerden ihrer Untergebenen haben. Sie haben gewissermaßen Angst, die Kinder allein über die Straße gehen zu lassen. Hieraus folgt dann die geringe Widerstandsfähigkeit breiter Kreise von Gläubigen gegenüber totalitären Regimen.

Kardinal König, drei Jahre nach der erwähnten Predigt in der Stadthalle und mittlerweile 61 Jahre alt geworden, schrieb in der Oktobernummer 1966 der Zeitschrift „Analyse“: „Ich glaube, dass es gut ist, wenn man alles, was angreifbar ist, auch wirklich angreift und kritisiert. Die Kirche soll nicht geschont werden. Wir wollen keine Ausnahmestellung. Die Chance der Kirche liegt in ihrer Freiheit. Diese Freiheit ist aber nicht nur eine Freiheit für sie selbst, sondern auch für alle anderen.“ Das war ein Jahr nach dem Ende des 2. Vatikanischen Konzils. Eine solche Formulierung wird man heute aus dem Mund eines kirchlichen Amtsträgers mittlerweile wohl nur mehr selten hören.

26. *Änderung der Heiligsprechungsideale*

Wenn man nun in den letzten Jahrzehnten nur solche Menschen heiligsprach, die ein Leben lang ganz brav und harmlos waren, die Antialkoholiker und Nichtraucher und nie exzessiv waren, so leistet man zwar dem falschen pädagogischen Ziel, dem kleinbürgerlichen Bravheitsideal, einen Dienst, nicht jedoch dem kraftvollen Durchbruchsdrängen, von dem das Christentum erfüllt zu sein hätte.

Leuten mit Vergangenheit erschwert man so ihre innere Wandlung und lässt damit wertvolle Kraft vor dem Tor stehen.

Die These Daims, dass auch ehemalige Sünder heiliggesprochen werden könnten, trifft allerdings nicht den Kern des Problems. Es geht hier eher um die gelegentlich wenig glaubwürdige Beweisführung für eingetretene „Wunder“.

27. *Änderung der Missionspraxis*

Vorbereitung der künftigen Missionare unter anderem auch zum gemeinsamen Tisch mit den zu missionierenden Völkern. Ein Leben unter den gleichen äußeren Bedingungen ist nötig, um den Angehörigen fremder Kulturen wirklich nahezukommen. Auf Grund kolonialistischer und feudaler Vorstellungen gab es, und gibt es zum Teil heute noch, eine arrogante Haltung europäischer Missionare den farbigen Völkern gegenüber. Es wird gleichzeitig der Versuch gemacht, diesen Völkern das Christentum in europäischer Form zu bringen.

Der Vorwurf der „Arroganz“ von Missionaren ist inzwischen sicher nicht mehr aufrecht zu erhalten und es ist fraglich, ob er in den 60er Jahren noch stimmte. Mission

erfolgt heute meist in ökumenischer Partnerschaft. Sie umfasst karitativ-medizinische Aktivitäten und ist Teil westlicher Entwicklungshilfe.

28. Einsatz der neuen technischen Hilfsmittel für die Selbstdarstellung des Christentums, also neue Propagandamethoden

Daim verfiel damals der Faszination des Satellitenfernsehens und warf der Amtskirche Technikfeindlichkeit vor. Heute bedient sich die Kirche durchaus aller Kommunikationsmittel bis hin zum Internet. Doch die Probleme der Kirche in der Welt von heute sind inhaltlicher Natur – sie können durch effizienteres „Marketing“ allein nicht gelöst werden.

29. Abschaffung des Zölibats für den Weltklerus

Es ist völlig unnötig, dass Ehelosigkeit und Priestertum miteinander verknüpft erscheinen, ein Faktum, das obendrein einen rosaroten oder himmelblauen Anstrich erhält. Die Erklärung, dass die Ehelosigkeit notwendig sei, weil sich der Priester „verströmen“ müsse und für eine Familie „keine Zeit“ hätte, sind allesamt nicht stichhaltig und graue Theorie. Viel handfester und ehrlicher ist der ökonomische Grund, dass verheiratete Priester zu teuer kämen. Hierüber wäre jedoch offen zu reden.

Der größte Nachteil des Zölibats ist die Tatsache, dass er zu einer Anreicherung von infantilen Typen im Klerus führt. Ich sage ausdrücklich Anreicherung, denn natürlich gibt es im Klerus auch männliche Typen, welchen es trotz der negativen Erziehungsweise gelang, Priester zu werden. Aber diese Anreicherung ist an sich schon eine üble Sache. Mutterfixierte, die große Hemmungen der erwachsenen Frau gegenüber haben, machen aus ihrer Unfähigkeit, die reife Frau seelisch zu bestehen, dann die Tugend der „Reinheit“. Diese hat nichts mit Ehelosigkeit, ja im Grund auch nicht speziell etwas mit Sexualität zu tun. Das „reine Herz“ der Bergpredigt bedeutet wohl jene klare Wahrhaftigkeit und Welt-offenheit, die in der kindlichen, ursprünglichen Vertrauensseligkeit ihre minderdifferenzierte Unterlage hat.

Aber die pansexualistische Betrachtungsweise (der hl. Alfons meinte, dass 99 Prozent aller Verdammten wegen Missachtung des sechsten Gebotes verdammt werden), liegt durch den Zölibat nahe. Eine weitere Folge der Anreicherung unmännlicher Typen im Klerus ist das vielfach anzutreffende unoffene Intrigantentum und ein Narzismus, der meint, dass man sich für die Eheentbehrung nun anderweitig schadlos halten dürfe. Die in der Ehe notwendig erlebte Verantwortung für andere – auch in einem höchst realistischen, materiellen Sinn (die hungrigen Mäuler der Kinder) – wird in eben jenem harten und nüchternen Sinn nicht realisiert. Wir erhalten dann jene salbungsvolle Scheinväterlichkeit, die nur allzu oft an die Stelle jenes belastenden Wir-Bewusstseins eines Familienvaters tritt (Ausspruch eines Pfarrherrn: „Ich hab’s halt gut; ich kann mein Bier allein trinken.“).

Nun ist sicher, dass eine allgemeine Liquidation des Zölibats nur möglich ist, wenn zugleich damit eine umfassende Entfeudalisierung durchgeführt würde. Denn eine Frau Bischof ohne einen Bischof, der sich des erzbischöflichen Palais und aller Feudalisten entledigte, wäre geradezu unerträglich. Schließlich würde die Abschaffung des Zölibats auch

noch die Re-Integration ganzer Gruppen abgespaltener Christen wesentlich erleichtern. Denn ein anglikanischer Priester mit Familie wird weit eher katholisch werden, wenn ihm bei seinem Übertritt die Möglichkeit gegeben wird, Priester zu bleiben – auch mit Familie. (Alle Thesen in: Kirche und Zukunft, S. 15ff.)

Am 3. Februar 2011 erschien in der Süddeutschen Zeitung ein von 143 deutschsprachigen Theologen unterzeichneter Reformkatalog „Kirche 2011 – ein notwendiger Aufbruch“. Darin heißt es unter anderem: „Die Kirche braucht auch verheiratete Priester und Frauen im kirchlichen Amt.“ Die letzte These Daims zeigt auf, was die psychologischen Folgen des Zölibats sein können und macht das generelle Bestreben Daims, gesellschaftliche Probleme auf ihre tieferen psychologischen Ursachen zu untersuchen, deutlich.

Die 29 Thesen aus seinem Buch „Kirche und Zukunft“ sorgten für die Punze „Linkskatholik“, die Wilfried Daim nie wieder los wurde. Dabei muss man bedenken, dass sich Daim bei seiner Forderung nach „Entfeudalisierung“ der Kirche in keiner Weise in dogmatische oder Glaubensfragen eingemischt hat. Seine sozialpsychologischen Thesen betrafen ausschließlich „Äußerlichkeiten“, vor allem kirchenorganisatorische Angelegenheiten. Daims Intention war es, die Kirche durch „symbolische Änderungen“ näher an ihre Wurzeln heranzuführen. Wenn die Sakramente als „äußere Zeichen innerer Gnade“ definiert werden, dann waren die aus der Feudalzeit übernommenen Verhaltensweisen der Amtskirche für Daim „äußere Zeichen innerer Distanz zum wahren Christentum“.

Wie dies oft bei Kirchenreformatoren vorkommt, war der Forderungskatalog Wilfried Daims eine Mischung aus idealistischen, (real)utopischen Ideen und konkreten, durchaus praktikablen Vorschlägen. Die Thesen wurden ursprünglich 1961, also noch vor dem Konzil und lange vor dem Umbruchsjahr 1968 aufgestellt. Seither ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Vieles wurde verwirklicht, aber wichtige Forderungen bleiben weiterhin unerfüllt. Aber fest steht jedenfalls auch: Die fortschreitende Entchristlichung der westlichen Gesellschaft, die allgemein fühlbare Irrelevanz amtskirchlicher Aussagen und das Fehlen zeitgemäßer Glaubensinhalte zusammen mit dem drückenden Priestermangel lassen einen Rückgriff auf „radikalere“ Ansätze als sie von gegenwärtigen Reformplattformen wie etwa „Wir sind Kirche“ oder „Laieninitiative“ vertreten werden, angezeigt erscheinen. Dabei sei nochmals betont, dass der bekennende Katholik Daim damals wie heute in keiner seiner Äußerungen Glaubensinhalte, ja nicht einmal ethische Normen, in Frage stellte. Alles, was er im Kern mit seinen Schriften und Vorträgen wollte, war die „Rückkehr zur Brüderlichkeit“.

Analysiert man die Ursachen der heutigen Kirchenkrise, kommt man nicht umhin, mehr als nur Äußerlichkeiten und Organisationsmängel zu problematisieren. Während die Aufrechterhaltung des Zölibats pragmatischen und nicht dogmatischen Überlegungen entspringt, rühren die Probleme voreheliche Sexualität, Empfängnisverhütung, Homosexualität, Doppelzüngigkeit bei der Ehetrennung und

gnadenlose Behandlung der Geschiedenen, Einstellung zu Krieg und Gewalt, Primat des Papstes und zaghafte Vorgehen in der Ökumene doch sehr stark an die Grundlagen des Glaubens und der Moral. Für die Akzeptanz der „Kirche in der Welt von heute“ vor allem durch junge Menschen ist eine rationale Lösung solcher „inhaltlichen“ Fragen von entscheidender Bedeutung.

„Linkskatholizismus“, „progressiver Katholizismus“ oder „revolutionäres Christentum“?

Der Linkskatholik ist nicht bereit, in allem und jedem der kirchlichen Autorität zu gehorchen. Er schränkt ihre Autorität funktionell auf den dogmatischen Bereich ein. Das Recht der hierarchischen Autoritäten, in Politik, Wissenschaft und Kunst Normen zu geben, sieht er als sehr beschränkt, als nur negativ an. So kann die Kirche zum Beispiel verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten. (Wilfried Daim, Linkskatholizismus, S. 71)

Dem oben genannten Themenkomplex widmete Wilfried Daim in den Jahren 1965 bis 1967 insgesamt vier Bücher: „Linkskatholizismus“ (1965), „Progressiver Katholizismus“ (2 Teile, 1967) und „Christentum und Revolution“ (1967). Alle vier bauen auf den Erkenntnissen auf, die Daim bei der Erarbeitung der Theorie von der „kastenlosen Gesellschaft“ gewonnen hatte und noch vor Beginn des Zweiten Vatikanums in seinen 29 Thesen zur Entfeudalisierung der Katholischen Kirche im Buch „Kirche und Zukunft“ 1963 konkret angewendet hatte.

Seine Thesen zur Kirchenreform waren nicht der einzige Grund, warum Wilfried Daim als „Querdenker“ und immer öfter als „Linkskatholik“ bezeichnet wurde. Er selbst hatte sogar den Titel für sein Buch gewählt. Sein am 10. September 1964 in Moskau gehaltener Vortrag und das Buch mit dem Bericht darüber tragen den Titel „Linkskatholizismus“. Die von Daim gesetzte „katholische Initiative in Moskau“ (so der Untertitel des Buches) hatte als eigentliches Ziel, an Hand einer Analyse der feudalen und hierarchischen Struktur der römisch-katholischen Kirche dem kommunistisch-stalinistischen System in der Sowjetunion einen Spiegel vorzuhalten. Die politische Absicht Daims war klar: knapp vor der dritten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums, in welcher die Religionsfreiheit zur Debatte stand, wollte er einen Beitrag zur Liberalisierung des atheistischen Sowjetkommunismus leisten.

Die Einladung an die Moskauer Lomonossov-Universität erhielt Daim erst nach dem plötzlichen Tod von August M. Knoll. Auf Anfrage der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft wählte Daim das Thema „Linkskatholizismus“, was ihm ermöglichte, auch über den rechten Katholizismus zu sprechen. Sicherheitshalber wollte der Wiener Kardinal den Text vorher lesen, er beschwerte sich zwar darüber, dass Daim sehr hart mit dem Klerus umgehe, ließ Daim aber nach Moskau ziehen. Das Auditorium sollte ausschließlich aus Professoren und Dozenten bestehen, an Studenten wollte man ihn offenbar nicht ranlassen, man fürchtete wohl, dass diese noch nicht so „ideologisch gefestigt waren“ oder wie es in der Kirche heißt „stand-

haft im Glauben“. Daim konzentrierte sich also darauf, an Hand diverser Beispiele – vor allem auch solchen aus der russischen Kirchengeschichte – die Unterschiede zwischen progressiven, konservativen und reaktionären Katholiken herauszuarbeiten:

Es ging zunächst darum, eine Typologie von progressiv und konservativ zu entwickeln. Vor allem einmal geht es dem Konservativen um ein Beharren auf dem Gegenwärtigen und wenn verändert werden muss, dann möglichst wenig. Dem Progressiven geht es primär um Veränderungen, natürlich zum Positiven. Aber es gibt auch gewollte Veränderungen, die bereits vollzogene Entwicklungen wieder umkehren wollen, weil diese eben nicht als sinnvoll eingeschätzt werden. Hier handelt es sich um Reaktion. Während sich Konservative also mit verschiedenen Entwicklungen abgefunden haben und nur das Gegenwärtige verteidigen, wollen die Reaktionäre zu früheren Zuständen zurückkehren. [...] Ich sagte in Moskau wörtlich: „Das Weltbild des Rechtskatholizismus hat für infantile Naturen den großen Vorteil, klar und einfach zu sein [...] Dem entlastenden Vorteil, den die Einfachheit mit sich bringt, steht nur ein großer Nachteil gegenüber, dass es nämlich sicher falsch ist.“ Denn die konservative Grundposition: „Es ist ohnehin im Wesentlichen alles in Ordnung“ ist substantiell falsch. Wahr ist die progressive Position. Sicherlich muss man den Konservativen auch ihr Terrain lassen, wenn sie sich dem Fortschritt nicht öffnen können. Hier liegt eine Fixierung vor, eine fundamentale Erstarrung, die eine Antwort auf eine tief sitzende Unsicherheit ist. Ein Festklammern an eine Große Mutter aus Angst vor der Freiheit und eigenständiger Verantwortung. (Aus einem Vortrag, den Daim in den späten 80er-Jahren vor einem CV-Publikum hielt. Unveröffentlichtes Manuskript)

In der stundenlangen Rede (im Buch sind es 25 Druckseiten) führte Daim verschiedene Beispiele für das Ringen zwischen konservativen und progressiven Kräften in der Kirche an. Als eifriger Schüler von August M. Knoll wagte er schließlich eine Prognose, die sich – wie manche andere Ansichten Daims zur langfristigen sozioökonomisch-politischen Entwicklung – im Endeffekt als Fehlprognose herausstellen sollte:

Die bürgerliche Demokratie wird schließlich in ein neues System münden. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dass die Zukunft insofern dem Sozialismus gehört, als eine neue und echt humane Relation zwischen Produktionsmitteln und Produzenten den Sieg über das kapitalistische Wirtschaftssystem davontragen wird. Ich glaube nicht, wie etwa Gustav A. Wetter, dass Atheismus und Religionsfeindlichkeit das Wesentliche am Kommunismus sind. Bezeichnend für den Kommunismus ist vielmehr sein moralisches Engagement, sein Kampf gegen die „Lohnsklaverei“, gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Essentiell ist am Kommunismus sein Eintreten für eine Gesellschaft, in der kein Mensch mehr gezwungen ist, seine Arbeitskraft an einen Mitmenschen zu verkaufen, nur weil dieser die Produktionsmittel besitzt. Das, und nichts anderes, halte ich für das moralische Rückgrat des Kommunismus und für seine moralische Lebensbasis, die er nie aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. (Linkskatholizismus, S. 81)

Daim schloss seine Rede mit der Bemerkung, dass er als Linkskatholik durchaus Verständnis für die antichristlichen Aggressionen des Kommunismus habe. Die Frage sei aber letztlich, was man für wichtiger halte – die Realisierung einer klassenlosen, ausbeutungslosen Gesellschaft oder den Atheismus. Wer die neue Gesellschaft für wichtiger hält, werde es begrüßen, dass Christen das gleiche Ziel haben, wengleich sie es mit der von Jesus verkündeten universellen Brüderlichkeit begründen.

Wilfried Daims Moskaubesuch fand zur selben Zeit statt, in der das sogenannte Togliatti-Testament in der „Prawda“ veröffentlicht wurde. Es handelte sich dabei um ein Memorandum, das der Führer der italienischen Kommunisten, Palmiro Togliatti, knapp vor seinem Tod auf der Krim (21. August 1964) an Nikita Chruschtschow gerichtete hatte, in dem er die Politik der Sowjetunion und die zu zaghafte Destalinisierung kritisierte sowie demokratische Freiheiten in Kultur und Religion einforderte. Daim konnte also aus Moskau mit dem Gefühl heimkehren, dass seine Botschaft verstanden worden sei und man sich bewusst darüber war, dass auch der Kommunismus eine Entfeudalisierung nötig habe. Sein Buch und der Moskauer Vortrag wurden jedenfalls in den deutschsprachigen Medien heftig kommentiert. Der damals sehr bekannte, aus Österreich stammende Journalist Gerd-Klaus Kaltenbrunner berichtete in der „Zeit“ Nr.48/1965: „Der vorliegende Band enthält außer dem umfangreichen Referat noch einen impressionistischen Erlebnisbericht, Anmerkungen sowie eine Dokumentation. Daims Vortrag hat programmatischen Charakter [...] Viel wichtiger ist Daims sokratisches Geschick, einem verblüfften und doch bemerkenswert aufgeschlossenen Publikum sein religiöses und politisch-soziales Engagement zu erläutern. Nicht ohne eine Spur von Sendungsbewusstsein, aber auch mit Witz, List, Ironie vertritt er seine und seiner Freunde Position. Zweifellos verursachte seine Initiative bei manchen Hierarchen – katholischen und marxistischen – Unbehagen. Daim gibt jedoch zu bedenken, dass der Linkskatholizismus ‚die Alibis für morgen abgibt‘. Kritik gegenüber den Institutionen der eigenen Konfession; restriktive Auslegung der klerikalen Autorität; nicht nur Tolerierung, sondern geradezu Apologie des Gegners; Wiederentdeckung von Recht, Würde und Amt des ‚Laien‘ oder ‚Weltchristen‘; Rehabilitierung der ‚linken‘, egalitär-fraternitären Ursubstanz des Christentums sind wesentliche Punkte von Daims Konzept.

So wie die Kirche eingesehen habe, dass sie an keine bestimmte Sozial- und Wirtschaftsordnung fixiert sei, so müsse der Kommunismus seinerseits davon ablassen, auf dem Atheismus als einzig möglicher Ideologie zu bestehen. Bei einem solchen Verzicht könnten sich die Kommunisten durchaus treu bleiben. Die ‚klassenlose Gesellschaft‘ sei wesentlich, nicht aber der Kampf gegen die Religion.

Geradezu amüsan wird Daim, wo er sowjetische Zustände mit kirchlichen vergleicht, etwa wenn er von leninistischen Betschwestern, atheistischen Exorzismen oder wenn er seiner Leningrader Begleiterin vom als ‚Judas‘ verfemten Trotzki er-

zählt: „Selbst wenn er ein Judas gewesen wäre, so hat er doch eine wesentliche Rolle gespielt. Wir können Judas auch nicht aus der Bibel entfernen [...] Ihr werdet zu euren Häretikern auch noch ‚getrennte Genossen‘ sagen, wie wir die unsrigen jetzt ‚getrennte Brüder‘ nennen.“

Daims Buch mit dem provokanten Titel zog noch eine lange Reihe von weiteren Kommentaren nach sich, die in einer Enquete der „Furche“ vom 14. März 1965 einen einstweiligen Höhepunkt fand: Da schrieb der Wirtschaftswissenschaftler Ferdinand A. Westphalen: „Die Ebene, auf der der ‚Linkskatholizismus‘ argumentiert, ist sicherlich nicht die der Glaubenswahrheiten. Darüber soll kein Zweifel herrschen. Sein Anliegen ist die Stellung der Kirche zu sozialen Doktrinen oder Konzepten der Gegenwart, insbesondere zu Sozialismus, Marxismus, Kommunismus, ist weiter die Anpassung der äußeren Formen des hierarchischen Aufbaues der Kirche an die neuen soziologischen Voraussetzungen der Zukunft, als welche der Sozialismus, vielleicht der Kommunismus, angesehen wird.“

Der Nationalökonom Josef Dobretsberger stellte den Begriff an sich in Frage: „In Fragen der Glaubenslehre kann es kein linksgläubig oder rechtsgläubig, sondern nur ein rechthgläubig geben. Die innerkirchlichen Reformen der Liturgie, des Kirchenrechtes, der Kirchenunion, des Verhältnisses zu anderen Religionen gehören in ein anderes Kapitel und haben mit Linkskatholizismus nichts zu tun. Dieser bedeutet ausschließlich eine bestimmte Stellung des Katholiken zu den Fragen der Gesellschaftsordnung.“

Und Karl Heinz Ritschel, Chefredakteur der Salzburger Nachrichten, sah im sogenannten Linkskatholizismus eine Gruppe von Intellektuellen, die „aus ihrer Überzeugung heraus, dass Österreich eine Mittlerrolle zum Osten spielt, zusammengefunden hat. ‚Linkskatholisch‘ wird gleichbedeutend mit antideutsch, anti-EWG und einer Vorliebe für den Donaauraum gesetzt, wobei vergessen wird, dass diese Vorliebe heute die Traditionen sprengt, weil der Donaauraum kommunistisch ist. Mit dem Atheismus aber gibt es, wie jüngst erst der österreichische Kardinal betonte, keine Gemeinsamkeit.“

Richard Barta, Chefredakteur der Kathpress, erläuterte die Schwierigkeiten der Definition aus seiner Sicht: „Der Ausdruck Linkskatholizismus oder Linkskatholik wird in Österreich meistens in diffamierender Form verwendet. Den Linkskatholiken gibt es nicht, wie es in Österreich ja kaum Menschen gibt, bis auf ganz wenige Ausnahmen – weniger als Finger auf einer Hand –, die sich selbst als Linkskatholiken bezeichnen. Linkskatholik ist man in Österreich immer nur für jemanden, der sich dadurch von dem, den er so bezeichnet, distanzieren will. Man wird keine fünf Menschen in Österreich treffen, die eine einheitliche Definition des Linkskatholizismus geben können.“

Wilfried Daim war zweifellos nicht der Erfinder des Wortes „Linkskatholik“, dennoch sollte sein Buch für Aufsehen gerade dieses Begriffes wegen sorgen. Ob Linkskatholiken oder progressive Katholiken, alle wollen etwas bewegen. In seinen bei-

den Büchern „Progressiver Katholizismus I (1966) und II (1967) setzt sich Daim ausführlich mit dieser Thematik auseinander.

Der progressive Christ

Im ersten, allgemeinen Teil bestimmt Daim unmissverständlich seine Wertposition:

Wir halten den Aufstieg der jeweils unteren ‚Klasse‘ für einen echten Wert; was einem solchen Aufstieg dient, ist fortschrittlich, progressiv. Die Zementierung der bestehenden Verhältnisse dient natürlich den jeweils Herrschenden, ist konservativ und als solche fortschrittshemmend. Dabei soll der Einwand der konservativen „Fortschrittlichen“, dass nur eine allmähliche Änderung der Systeme zu rechtfertigen sei, da radikale Änderungen gerade jenen schaden, denen zu nützen sie vorgeben, durchaus Beachtung finden.

Aber all das soll uns nicht hindern, die Grundposition klar darzustellen. Ohne die Verachtung, die irgendwelche „Eliten“ der „Masse“ entgegenbringen, wird hier der Aufstieg unterer Gruppen nach oben bewusst bejaht und als fortschrittlich bewertet. (Progressiver Katholizismus, S. 12 f.)

Wollte man diese Grundhaltung Daims mit gängigen politologischen Begriffen beschreiben, käme man ein wenig in Bedrängnis. Die Begriffe „kommunistisch“ und „sozialistisch“ scheiden aus. Die mit ihnen zwar nicht notwendigerweise, aber aus der historischen Entwicklung verständlicherweise verbundenen Elemente Atheismus, Agnostizismus und Antiklerikalismus sind Daims Sache nicht. Trotz seiner oft herben Kritik an der Amtskirche hat Daim Zeit seines Lebens engen Kontakt mit dem Klerus gehalten. Könnte man vielleicht die beiden genannten Begriffe „taufen“? Nein, auch „christlicher Kommunismus“ und „christlicher Sozialismus“ würden am Kern der Gesellschaftstheorie Daims vorbeigehen, obwohl es Anklänge gibt, wie sich noch herausstellen wird.

Da der Begriff „sozial“ zu allgemein ist, bliebe noch „christlich-sozial“. In der Tat stammt Wilfried Daim ja aus der christlich-sozialen Kernschicht, aus dem Milieu der katholischen Kleinbürger der Wiener Arbeiterbezirke. Aber er hat diesen „Urgrund“ spätestens bei seiner Begegnung mit dem fortschrittlichen Kaplan Weinand in der Pfarrjugend von Hernals verlassen. Den seit den Zeiten eines Karl Lueger bei Fußvolk und Führung der christlich-sozialen Bewegung verankerten Antisemitismus hat Daim nie akzeptiert, die anti-liberale, typisch christkatholische Kultur- und Weltfeindlichkeit der Christlich-Sozialen hat er ebenfalls schon früh hinter sich gelassen. Zwar war der autoritäre Ständestaat, in dem Wilfried Daim seine prägenden Teenagerjahre verlebte, bereits weit entfernt vom Geist eines Hermann Bielowlawek (1861–1918), der als christlich-sozialer Abgeordneter mit Sprüchen auffiel wie „Kultur ist, was ein Jud‘ vom andern abschreibt“ oder „Wenn i a Biachl siach, hab is scho‘ g‘fressen“. Doch auch in der Dollfuß-Schuschnigg-Zeit war der kulturelle Blickwinkel noch sehr eng. Und natürlich ist der Begriff „christlich-sozial“ mit

den anti-demokratischen, verfassungs- und menschenrechtswidrigen Praktiken des autoritären Ständestaats belastet.

Heute wird der Begriff „christlich-sozial“ von einer neuen Generation von Journalisten und Politikern oft schon so verwendet, als gäbe es diese Belastungen nicht. Ihn für die Gesellschaftstheorien Wilfried Daims zu verwenden, verbietet sich aus den genannten Gründen dennoch. So bleibt eben neben „linkskatholisch“ nur die Wortform „progressiver Katholizismus“. Und warum er die letztere bevorzugte, als er zwei Bücher darüber verfasste, teilt uns der „Querdenker“ im Vorwort selbst mit:

Der ursprüngliche Titel hätte „Linkskatholizismus“ sein sollen. Da das Wort „links“ stark affektbetont ist, wurde es, um konservativ ausgerichteten Kreisen den Zugang zu der Arbeit nicht zu versperren, durch „progressiv“ ersetzt. Damit wurde im Rahmen der Arbeit auch eine Auseinandersetzung um eben diese Affektbesetzung und ihre psychologische Basis unnötig. So reizvoll es auch sein mag, die politische Psychologie des Wortes „links“ zu erkunden, so wäre dadurch doch auch die Darstellung belastet worden, und die Klarheit des systematischen Aufbaues dieser Arbeit hätte darunter gelitten.

Nach den von Wilfried Daim vorangestellten Begriffsdefinitionen – die in allen seinen Werken viel zur gedanklichen Klarheit beitragen – setzt sich der Autor im ersten Band „Progressiver Katholizismus“ mit einer Reihe von historischen Entwicklungen auseinander und bringt zunächst eine Analyse der Französischen Revolution („Die Französische Revolution besitzt einen satanischen Charakter“ – Joseph de Maistre), sowie eine Darstellung der neueren Kirchengeschichte („...jene törichte und irrige Meinung – oder noch besser jener Wahnsinn, es solle für jeden die Freiheit des Gewissens verkündet und erkämpft werden.“ – Gregor XVI. in Mirari Vos, 1832) und schließlich eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Karl Marx zur Religion („Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“). Dies führt Daim weiter zur Frage, welche Hinweise das Neue Testament dem Christen für die Gesellschaftsgestaltung und für die Haltung gegenüber den Nichtchristen gibt. Daim zitiert hier allerdings nicht die Bergpredigt und entspricht damit Friedrich Heer, der meinte, dass viele diesen Text als „linkskatholische Interpolation“ empfänden. Daim konzentriert sich vielmehr auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lukas 10:29–37).

Das Besondere an diesem Gleichnis liegt ja darin, dass die Barmherzigkeit, die der Priester und der Priesterkandidat verweigern, nicht von einem einfachen Juden, sondern von dem Angehörigen eines verachteten, „unreinen“ und häretischen Mischvolkes, eben von einem Reisenden aus Samaria, geleistet wird. Auf ähnliche Weise ergreift Jesus im Gleichnis vom Gastmahl (Lukas 14:16–24) für Außenstehende Partei. Daim leitet daraus die Verpflichtung des Christen zum Dialog mit Andersgläubigen oder Gegnern ab. Er begründet sein Modell einer „brüderlichen Gesellschaft“ (innerkirchlich und in der Welt) mit der deutlichen Problematisierung des Vaterbegriffes durch Jesus (Matthäus 23:2–12).

Interessant ist, dass ein Kritiker Daims, der katholische Publizist Felix Gamillscheg, zwar den Gedanken der „brüderlichen Kirche“ gutheißt, ihn aber mit folgender Begründung korrigieren will: „Mit dieser horizontal-brüderlichen Komponente muss in der Kirche aber die vertikal-hierarchisch-autoritative Komponente zusammenwirken, um die für alle Christen gebotene Kreuzesform zu wahren. (In der Diskussion, wenn auch nicht im Referat, gab selbst Daim die Notwendigkeit funktioneller Autorität widerspruchslos zu.) Für diese Komponente haben die Konservativen, die ‚Rechtskatholiken‘ zu sorgen, ohne die der Katholizismus ebenso unvollständig wäre wie ohne ‚Linke‘.“ („Die Presse“, 18. Jänner 1965)

Der wohlmeinende Kritiker argumentiert hier seltsam formal („die Kreuzesform zu wahren“) – weil ihm eben kein wirkliches Argument für seine These der „Unvollständigkeit“ einfällt. Man kann sich fragen: wird die Kirche (oder auch die Gesellschaft) wirklich dadurch „vollständig“, wenn sich hierarchische Autorität als Gegengewicht zu egalitären Bestrebungen etabliert? Müssen die Initiativen eines Johannes XIII. und die Erkenntnisse des Zweiten Vatikanums tatsächlich durch die autoritären Eingriffe eines Benedikt XVI. kompensiert werden, um Vollkommenheit herzustellen? Wird die katholische Kirche durch Maßnahmen wie die Wiederzulassung der Priesterbruderschaft Pius X., das Wegräumen der Volksaltäre (wie etwa in der Wiener Rochuskirche) und die Wiedereinführung der Mundkommunion „vollständig“?

Vielmehr ist anzunehmen, dass es die rein menschliche Trägheit und Fehlerhaftigkeit ist, die es verhindert, dass brüderlich-egalitäre Bestrebungen nach Art der Vorschläge Wilfried Daims entstehen.

Teil I von „Progressiver Katholizismus“ endet mit Reflexionen über die Sinnhaftigkeit von Utopien. Als Beispiele dienen Textstellen aus der 1516 von Thomas Morus (1478–1535) verfassten Romanutopie „Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia“. Der Heilige und Märtyrer beschreibt darin ein egalitäres Gesellschaftsmodell, indem er gleichzeitig heftige Kritik an Adel und Amtskirche übt.

Für Daim ist die von Thomas Morus skizzierte Gesellschaft auf der Insel Utopia nach dem Bruder-Modell und nicht nach dem Vater-Kind-Modell aufgebaut. Sie kann als völlig demokratisch gelten, da alle ihre Funktionäre, einschließlich der Priester, gewählt werden und Geburtsvorrechte nicht existieren. Skepsis gegenüber dem Privateigentum paart sich bei den Utopiern mit absoluter Ablehnung des Krieges („Den Krieg verabscheuen sie aufs äußerste als etwas einfach Bestialisches“ – Morus, Utopia, S. 88). So ist der Verfasser der Utopia für Daim der Prototyp eines modernen Propheten, der zu seinen sozialkritischen Thesen stand und seinem Gewissen selbst unter Einsatz seines Lebens folgte. Mit Thomas Morus wurde 1935 nicht nur ein Märtyrer, sondern auch ein echter „Progressiver“ heilig gesprochen.

Nach dem Konzil

Der zweite Band des Werkes, abgeschlossen im Herbst 1967, konnte bereits wesentliche Aussagen des Zweiten Vatikanums berücksichtigen. Er wendet sich „primär an innerkirchliche Gesprächspartner“. Im Hinblick auf den spürbaren „Rollback“ in der katholischen Amtskirche – also auf die Tendenz, die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils entweder beiseite zu schieben oder gar als „Irrtümer“ zu bezeichnen, sind die auf der Basis des Buches „Kirche und Zukunft“ erstellten Thesen von „Progressiver Katholizismus II“ auch heute noch bzw. wieder aktuell. Zunächst geht es wieder um die Entfeudalisierung der Amtskirche:

Johannes XXIII. vollzog eine „Revolution von oben“, das heißt, er begann sie und besiegelte sie mit seinem Tod. Schon heute kann man sehen, wie seine gigantische Figur einen Schatten wirft, von dem alle Päpste der letzten Jahrhunderte verdunkelt werden, fand er doch in einer Weise zum Geist des Christentums zurück, die man bei einem Papst nicht für möglich gehalten hätte. Wir wollen nun den sicherlich schwierigen Versuch unternehmen, sein Pontifikat zu würdigen. Johannes XXIII. ist – bei der wohl meist unterschätzten Wohlüberlegtheit seiner Schritte – in seinem Grundanliegen nur aus einer urchristlichen Intention heraus zu verstehen. Seine „Revolution von oben“, als die man seine entscheidenden Aktionen verstehen kann, war ebenso tief im Christlichen verwurzelt, wie die kirchliche Basis vor ihm unchristlich war.

Bei Johannes XXIII. finden wir eine Zusammenfassung der progressiven Symptome, das progressive Syndrom: Selbstkritik, Kritik auch gegenüber der Kirche, eine viel positivere Vorstellung von den Gegnern der Kirche, eine Betonung des Bruderbegriffes gegenüber dem Vaterbegriff, Freiheitlichkeit und Kritikoffenheit, eine optimistische, wenn nicht gar utopische“ Einstellung gegenüber der Zukunft.

Sein Konzil – es ist und bleibt sein Konzil – war ein Versuch, der, wie wir ausführlich zu zeigen beabsichtigen, einen unerhörten Erfolg zeitigte in der Weckung und Befreiung der schöpferischen, in der Kirche schlummernden Energien, wobei die liberalen Freiheiten auch für die Kirche ernst genommen wurden. Er glaubte nicht daran, dass er alles und die anderen nur wenig wüssten. (Progressiver Katholizismus II, S. 18, 21)

Das Buch behandelt weiters den mit dem Konzil wieder eingeführten Bruderbegriff sowie eine Liturgiereform. Daim zitiert dabei ausführlich den Schweizer Konzils-theologen Hans Küng, dem 1979 die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen werden sollte, weil er Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes geäußert hatte und gemeint hatte, „allein schon die Liturgiereform hat das Konzil gelohnt“. Daim nimmt ebenso die Frage des Verhältnisses von Papst und Bischöfen auf, das Problem der Kollegialität, das bis heute nicht wirklich gelöst ist. Damit verbunden sind Bischofswahl und Demokratisierung der Kirche – Forderungen, die Daim selbst als „geradezu utopische Zukunftsbilder“ bezeichnet und nun optimistisch sinniert: „Viele große Pflanzen beginnen mit einem zarten Trieb. Vor allem wird abzuwarten sein, was in den nächsten Jahren aus dem Bischofsrat wird“.

Dieser Bischofsrat wurde als „Bischofssynode“ von Papst Paul VI. durch das Motuproprio *Apostolica sollicitudo* am 15. September 1965 eingerichtet. Die Synode hielt seitdem insgesamt zwölf Generalversammlungen zu Themen wie Familie, Evangelisierung, Priesterausbildung etc. ab. Zuletzt (2008) diskutierten 256 Bischöfe aus 118 Ländern über das Thema „Eucharistie“. 177 Teilnehmer waren in den regionalen Bischofskonferenzen gewählt worden, 39 nahmen aufgrund ihres Amtes teil und 40 weitere wurden von Papst Benedikt XVI. persönlich ernannt. Zwölf nichtkatholische Kirchen und kirchliche Gemeinschaften waren eingeladen, Vertreter zur Synode zu entsenden. Offenkundig ist in dieser Konstellation eine der Forderungen Daims zumindest in formeller Weise erfüllt (vgl. These 23 in „Kirche und Zukunft“). Wie weit die Beratungen tatsächlichen Einfluss auf die Geschicke der römischen Kirche nehmen, kann hier nicht beurteilt werden.

Ähnlich schwierig zu beurteilen ist der Effekt zahlreicher Schuldbekennnisse, die Vertreter der Amtskirche in den Jahrzehnten seit dem Konzil ausgesprochen haben. Für Daim sind sie die Basis für einen echten Dialog mit den anderen christlichen Konfessionen. Aber auch hier muss man fragen: Wenn die formale Bereitschaft zum Dialog heute ungleich größer ist als je zuvor in der Kirchengeschichte, wo bleiben die inhaltlichen Fortschritte? Zwar pflegen sich der Papst und die Spitzen der „getrennten Brüder“ mittlerweile zur Begrüßung ungezwungen zu umarmen, doch harrt die Christenheit dennoch weiter auf konkrete Schritte zur Einheit.

Ein besonderes Anliegen Daims war und ist das Verhältnis der Christen zu den Juden. Er führt die Verabschiedung einer Konzilserklärung über die Juden auf die Wirkung des Theaterstücks „Der Stellvertreter“ von Ralph Hochhuth (Uraufführung am 20. Februar 1963 in Berlin) und die darauffolgende Diskussion über das Verhalten von Pius XII. im Angesicht des Holocaust zurück:

Mit Ächzen und Stöhnen, mit Ach und Weh gebar das Konzil eine Aussage über die Juden. Viele Kräfte waren am Werk, den Geist dieser Aussage auszulöschen. Es gelang ihnen nicht. Sehr wohl gelang es jedoch, ihn zu dämpfen. Es wäre sicherlich gelungen, ihn auszulöschen, wäre der Heilige Geist nicht wieder einmal über „außerkirchliche Stützpunkte“ in Aktion getreten. Hochhuth hat das moralische Problem der Unterlassung eines heroischen Einsatzes der Christen für die Juden – aber schließlich auch für Zigeuner, Russen – zum Problem gemacht. (Progressiver Katholizismus II, S. 146)

Statt in einer eigenen Erklärung zum Judentum wurde die Haltung der Kirche zu den Juden in die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965 („*Nostra Aetate*“) aufgenommen. Obwohl sowohl Wilfried Daim als auch viele andere diesen Text immer noch als unzureichend ansehen, soll doch darauf hingewiesen werden, dass die Aufforderung zur „Umkehr vom Götzendienst zum Dienst am lebendigen und wahren Gott“ (1 Thessalonicherbrief 1,9) nach den Erkenntnissen des Konzils nicht (mehr) auf die Juden angewendet werden darf, weshalb es heute auch keine „judenmissionarischen“ Aktivitäten mehr gibt. Zwischen der katholischen Kirche und dem jüdischen Volk geht

es mittlerweile um die Begegnung „auf der Ebene ihrer je eigenen religiösen Identität“ (Papst Johannes Paul II., 12. März 1979). Das ist ein gewaltiger Fortschritt.

Sozialer Katholizismus

Daims Buch endet mit einem Kapitel über „Sozialisierung“, in dem mehr oder weniger deutlich davon ausgegangen wird, dass es nach Überwindung des Kapitalismus zu einer liberal-sozialistischen Gesellschaftsordnung kommen werde. Zwar bezeichnet er dies selbst als „Arbeitshypothese“, doch ist eine Parallele zur Geschichtsauffassung des historischen Materialismus nicht zu verkennen. Dieser Standpunkt blieb natürlich nicht unwidersprochen. So wurde Daim vom „Österreichischen Akademikerbund“, dessen Mitglied er war, Anfang 1965 ein Ehrengerechtsverfahren angedroht, dem er jedoch durch seinen Austritt zuvorkam.

Vermutlich hat sich Wilfried Daim in dieser einen seiner Grundthesen zu sehr von den Ideen August M. Knolls leiten lassen, der ja in seinem Buch „Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht“ (abgeschlossen im März 1962) die Voraussage wagte, am 15. Mai 1971 würde der Papst in eine Enzyklika „Octagesimo Anno“ „wesentliche Elemente des Ost-Sozialismus“ aufnehmen und „vielleicht schon die Kolchosen verstehen und positiv würdigen“. Nichts davon ist eingetreten. Allein am 14. Mai 1971 gab es eine päpstliche Sozialenzyklika. Sie hieß zwar nicht „Octagesimo Anno“ sondern „Octogesimo Adveniens“. Sie bezog sich damit ausdrücklich auf „Rerum Novarum“ und – wie üblich – auf alle darauffolgenden wichtigen Sozialenzykliken. Allerdings war sie viel breiter angelegt als Knoll vermutet hatte, indem sie nämlich eine Reihe von Problemen der Zeit konkret ansprach – Probleme, die uns auch heute, nach vierzig Jahren, noch bewegen – wie etwa das Bevölkerungswachstum, die Verstädterung, die Umweltzerstörung und die Massenmedien. Insofern unterscheidet sich diese Enzyklika wohltuend von vielen anderen, im Allgemeinen stecken bleibenden päpstlichen Enuntiationen.

Zwar geht der 1971 angeblich von Dominikanern verfasste Text auch auf ideologische Systeme wie Marxismus, Sozialismus und Liberalismus ein. Nirgendwo findet sich aber die Anerkennung der Kollektivwirtschaft oder des Ostsozialismus. Im Gegenteil: der Text analysiert die verschiedenen innerideologischen Strömungen und ruft zur Vorsicht bei der Beurteilung von Sozialismus und Marxismus auf. So heißt es etwa in Abschnitt 13: „Es ist also ein sehr scharfes und genaues Urteil erforderlich, da die vom Sozialismus angezogenen Christen recht oft dazu neigen, ihn sich allgemein und umfassend als etwas allseitig Vollkommenes vorzustellen; dann wird der Sozialismus zum Streben nach Wahrung gegenseitiger Gerechtigkeit, gegenseitiger Zusammengehörigkeit und Gleichheit.“

Fast gewinnt man den Eindruck, die Verfasser der Enzyklika hätten Knoll, Daim oder andere linkskatholische Autoren gelesen. Doch die Katze lässt das Mäusen

nicht. Auch eine innerkirchliche Utopie muss her. Daim tritt unbekümmert für eine „Rückkehr der Kirche zur Armut“ ein, da sie „nach wie vor mit tausend goldenen Ketten an den Kapitalismus gebunden sei“ und zitiert den brasilianischen Bischof Dom Hélder Câmara (1909–1999). Der Begründer der Befreiungstheologie hatte am Vorabend der zweiten Sitzungsperiode des Konzils im Jahre 1963 einen offenen Brief an seine Mit Bischöfe gerichtet, in dem er sie beschwor, den äußeren Reichtum abzulegen, um die Distanz zwischen ihnen und den arbeitenden Menschen zu verringern. Ein anderer Konzilsvater, Erzbischof Frane Franić (1912–2007) aus Split, hatte vorgeschlagen, im Schema über die Kirche deutlich auszusagen, dass „die Armut eine nötige Voraussetzung für die Heiligkeit der Bischöfe sei und dass diese gerade heute der Kirche sehr fehle.“ (Progressiver Katholizismus II, S. 191)

In diesem Zusammenhang verweist Daim auf einen Vorfall mit Symbolcharakter. Er betraf den Hang des Klerus, sich entgegen den ausdrücklichen Worten Jesu (Matthäus 23:5) mit Äußerlichkeiten abzugeben: Er berichtet vom persönlich wirklich anspruchslosen Kardinal Innitzer, der während des Sturmes junger NS-Gangster auf das erzbischöfliche Palais zu Anfang der deutschen Besetzung Österreichs seine goldene Bischofskette verlor. „Arbeiter fertigten ihm daraufhin eine neue aus Stahl. Aber er begriff nicht: Kaum war die NS-Zeit vorbei, war auch die goldene Kette wieder da.“ (Progressiver Katholizismus II, S. 190)

Wenngleich man auf der Grundlage des Beschlusses des Vatikanischen Konzils Regelungen getroffen hatte, Insignien der Macht abzulegen, den Lebensaufwand zu verringern, sich aller pompöser Titel zu entledigen, ist zu befürchten, dass die heutigen Würdenträger diesen wohl auf der Begeisterung der Konzilsaula beruhenden Worten nicht unbedingt Taten folgen ließen. Wie man überhaupt einmal grundsätzlich überlegen sollte, welcher tiefere Sinn in der Kleidung eines Geistlichen und in bestimmten kirchlichen Symbolen liegt. Daneben wäre zu prüfen, ob es auf Äußerlichkeiten ankommt oder nicht vielmehr auf das persönliche Wirken, den persönlichen Einsatz und das persönliche Beispiel.

Daim wäre nicht Daim, hätte er nicht noch einen Schritt weiter gewagt, um mehr oder weniger gleichzeitig mit den beiden Büchern über „Progressiven Katholizismus“ ein nächstes Werk über den gesellschaftsverändernden Charakter des rechten (linken?) katholischen Glaubens vorzulegen: „Christentum und Revolution“ nannte er sein folgendes Buch.

Der gute Christ – ein Revolutionär?

Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. (Exodus 20:2)

In der Einleitung zu seinem 1967 erschienenen Buch „Christentum und Revolution“ beantwortet Daim die Frage, warum er seine sozialpsychologischen Thesen auf eine wörtliche und anscheinend völlig unkritische Auslegung der biblischen Texte gründet mit einem Hinweis zur Bedeutung von Mythen im Allgemeinen:

[...] unsere Fragestellung ist primär eine sozialpsychologische und keine historische. Die politisch-psychologischen Wirkungen einer Erzählung vermögen gleich intensiv zu sein, ob sie nun historisch ist, mythisch oder ein Konglomerat aus historischen und mythischen Elementen. So übte die Figur Hagen von Tronjes im Nibelungenlied eine unheilvolle Faszination im deutschen Raume aus. Dieser Archetyp des heroischen Nihilismus des germanischen Heidentums verdarb viele junge Gemüter mit seinem vorbildhaft wirkenden sinnlosen Trotz. Und er ist sicherlich ein praktisch rein mythisches Produkt. (Christentum und Revolution, S. 14 f)

Daim verteidigte diese Vorgangsweise, das biblische Geschehen „at face value“ zu nehmen, indem er schlüssig macht, dass sich kein Mythos auf Dauer halten könne, in dem nicht zumindest ein Stück Wahrheit stecke.

Ausgangspunkte seiner Theorie, das Christentum sei bei genauerer Betrachtung eine im Kern revolutionäre Religion (Bewegung?), sind detaillierte Analysen der Persönlichkeiten und des Wirkens von Moses und Jesus. In einer ungemein spannend geschriebenen psychologischen Interpretation der Herkunft von Moses, seiner Stellung am Hof des Pharaos, seiner Emigration und des aus dem brennenden Dornbusch an ihn ergangenen göttlichen Auftrags, sein Volk aus der ägyptischen Sklaverei zu befreien, legt Daim dar, wie aus dem Findelkind Moses der ober-schichtige Revolutionär wird, der sich seines geknechteten Volkes annimmt.

Die Zehn Gebote interpretiert Daim als das erste Revolutionsgesetz der Geschichte, dessen Präambel „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich geführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei“ die Grundlage des jüdischen Freiheitsstrebens ist. Daim führt weiter zum Text des Buches Exodus und analysiert die im „Tanz um das goldene Kalb“ symbolisierte Konterrevolution, angeführt von Aaron, dem Bruder des Moses. Im goldenen Kalb sieht er eine Darstellung des Apis-Stiers, der Bote des ägyptischen Schöpfergottes Ptah. Dieser Rückgriff auf ein früheres Symbol trägt nach Daim faschistische Züge (vgl. die zahlreichen Rückgriffe auf germanische Symbole durch Hitler oder römische Symbole durch Mussolini).

Daim betrachtet den Auszug aus Ägypten aus der Sicht des Psychologen und rechtfertigt die Landnahme der Israeliten als eine historische Notwendigkeit. Diese ergibt sich nach Daim aus der Bedeutung, die die jüdische Revolution für die ganze Menschheit haben sollte. Weiters erörtert er die Rolle der Propheten als jene von Kämpfern gegen den Rückfall der Juden in den vorrevolutionären Pharaonismus. Schließlich stellt er die Vollendung der weltgeschichtlichen Mission des Judentums durch Jesus von Nazareth („Widerspruch bis zum Tod“) im Neuen Testament fest. Allerdings wendet er sich gegen die im modernen Katholizismus verbreitete Interpretation Marias als der „süßen Gottesmutter“, der „Rose ohne Dornen“, wie sie im Kirchenlied „Meerstern, ich dich grüße“ (1830) besungen wird. Daim weiß, dass der Name „Maria“ die „Widerspenstige“ bedeutet. Das Magnifikat (Lukas 1:47–55) ist für ihn ein weiterer Beweis für die egalitäre Sprengkraft, die in der jüdischen und christlichen Religion verborgen ist. Denn in dieser „Marseillaise des Christentums“ heißt es an zentraler Stelle:

Er vernichtet die Herzen voll Hochmut,
Gewalthaber stürzt er vom Thron,
Er erhöht die Niedrigen.
Hungrige erfüllt er mit Gütern,
Reiche lässt er leer ausgehen ...

Im Vergleich zum langen Kapitel über den Revolutionär Moses, das 1972 auch als eigenständiger Aufsatz im Center-Magazine, Santa Barbara, USA, erschien, geraten Daims Gedanken zu Jesus relativ kurz. Doch umso prägnanter fallen die 13 Thesen aus, die er im heilsgeschichtlichen und sozial-revolutionären Programm des Nazareners erkennt, womit er gleichzeitig in eindringlicher Weise die Grundlagen seiner gesamten gesellschafts- und kirchenpolitischen Ideenwelt zum Ausdruck bringt:

1. Jesus weiß sich in der Kontinuität von Abraham, Moses, Samuel, Elias und Johannes. Er erkennt das Wirken dieser Männer voll an.
2. Er will in ihrem Geiste wirken, klammert sich jedoch nicht an den Buchstaben des Gesetzes.
3. Er will vertiefen und die jüdische Grundidee universalisieren.
4. Bei diesem Prozess betrachtet er die Juden als „Elite“, als Vortrupp“ der universalen Revolution: Sie sind durch ihre Geschichte hierzu prädestiniert und sollten die primären Träger der christlichen Dynamik sein.
5. Sein primäres Anliegen ist die Versöhnung der Menschheit mit Gott, dem Vater.
6. Sein politisches Ziel ist eine universelle Gesellschaft, deren grundlegendes Prinzip die allgemeine Brüderlichkeit ist, die zwar verschiedene Funktionen, jedoch weder Kasten noch Klassen kennt.
7. Der Ausweis der Wahrhaftigkeit des christlichen Strebens liegt, wie bei Johannes dem Täufer, in der Fruchtbarkeit, modern gesprochen, in der Produktivität des Wirkens.
8. Christus scheitert am Widerstand des jüdischen Establishments und beschließt, durch seinen Tod letztes Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit abzulegen.

9. Er schafft eine kleine jüdische Organisation mit dem Ziel, dem Geist Gottes – der treibenden Dynamik der Geschichte – zum Durchbruch zu verhelfen, um letztlich die Gesellschaft von Brüdern unter einem Vater zu realisieren.
10. Da das Judentum in seiner Hauptmasse nicht bereit ist, ihm zu folgen, nimmt er einen Umweg in Kauf.
11. Wird die universelle Brüderlichkeit verwirklicht, wird implizite auch die nationale Befreiung des Judentums realisiert.
12. Die primäre Zielsetzung ist wenig konkret in ihrer Organisationsform, da diese je nach der ökonomischen und technischen Konstellation wechseln muss. Das Universalprinzip der Brüderlichkeit muss je nach der technischen Stufe immer in neuer Form angewendet werden.
13. Wird eine Welt der universellen Brüderlichkeit geschaffen, so ist dies auch eine Welt des Friedens. (Christentum und Revolution, S. 110 f)

Auch für diese Darstellung hatte Daim schon im Werk „Die kastenlose Gesellschaft“ (1960), die ja im Aufruf zur „universellen Brüderlichkeit“ mündet, die Grundlagen gelegt. Heute würde Daim vermutlich von einer „globalen Geschwisterlichkeit“ sprechen. Das zentrale Symbol für das Wirken des Christen zur Errichtung einer brüderlichen und friedlichen Welt sieht Daim in der Eucharistie:

Das gemeinsame Essen und Trinken ist an und für sich – wird doch unbewusst die gemeinsame Mutter vorausgesetzt – ein Verbrüderungszeremoniell, wie die Riten verschiedener Völker zeigen. Im Passachmahl, anscheinend ohne Lamm gefeiert, spielt nun das ägyptische Sklavenbrot eine Rolle, ebenso wie der Wein. Christus identifiziert sich mit Brot und Wein und schafft so einen gleichsam absoluten Kern der Weltverbrüderung.

Wenn es einen zentralen, absoluten Punkt der universellen Brüderlichkeit gibt, so jenes Passachmahl in Jerusalem, das größte jüdische Vergangene in einer großartigen Gegenwart mit einer unerhörten Zukunft verband.

Die Verschmelzung der Menschen mit Christus ist als das Zentrum christlichen Lebens gedacht und hat seine Wirkung trotz aller antibrüderlichen Tendenzen, die weitgehend die Liturgie beherrschen. Man kann kein größeres Verbrüderungssymbol finden als die Eucharistie, obwohl diese Feststellung nur selten in christlichen Lehrbüchern zu finden ist. (Christentum und Revolution, S.124)

Zur Eucharistie ist zu anzumerken, dass der brüderliche Charakter der katholischen Abendmahlsfeier durch die Liturgiereform der nachkonziliären Zeit zwar bedeutende Impulse erhalten hat, wie man an der Art und Weise erkennen kann, in der mancherorts die Messe gefeiert wird, der Feier aber immer noch die eigentliche Form eines „brüderlichen Gemeinschaftsmahls“ fehlt. Ansätze dazu gab es bislang nur im holländischen Reformkatholizismus der späten 60er-Jahre.

Was die Durchsetzung der Anliegen Christi mit Hilfe der von ihm gegründeten Gemeinschaft, der ecclesia, betrifft, so stellt Daim eine interessante „Umwegstrategie“ des Heiligen Geistes fest. Es sind die Schismatiker (Orthodoxe) und die Häretiker (z. B. die Hussiten) die wichtige Wahrheiten gegen die römische Kirche be-

wahren, bis sie mit dieser durch gegenseitige Zugeständnisse zur Einheit gelangen. Ähnliches habe auch für das Judentum zu gelten, zu dem der Geist ebenfalls über Umwege hinführe. Daim, dessen Hang zum Querdenken nirgendwo deutlicher wird als bei seiner Interpretation der Geschichte und der Aufgaben des Judentums, steht nicht an zu behaupten, dass die Juden „trachten sollten, den Tod Jesu zu verarbeiten“, während die Christen „dem Judentum die Führung im Christentum anbieten müssten, die ihm von Ewigkeit her zusteht. Der Platz steht leer.“

In diesem Sinn ist auch zu verstehen, wie Daim – und nicht nur er – die großen revolutionären Bewegungen der Neuzeit, etwa die nordamerikanische Revolution, die Französische Revolution und der Kommunismus, als Säkularisierungen christlicher Ideen sieht, die als „Umwege des Geistes“ aber auch geeignet sind, die Kirche „zu sich selbst zu bringen“. Denn sowohl in der amerikanischen als auch der Französischen Revolution wird von den Menschen in ihrer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gesprochen. Bedingungen, die auch heute die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte zugrunde liegen: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ (UNO-Vollversammlung, 10. Dezember 1948)

Was Daims Vorhersagen den Kommunismus betreffend anbelangen, sollte man aber differenzieren. Wie schon erwähnt, konnten sich weder August M. Knoll noch Wilfried Daim in der Mitte der 60er-Jahre einen Zusammenbruch des Kommunismus vorstellen. Zwar hielten sie eine weitere Liberalisierung des seit 1956 offen entstalinisierten Sowjetkommunismus für wünschenswert und möglich, glaubten aber, dass sich die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf lange Sicht durchsetzen würde, da mit ihr die Ausbeutung des Proletariats beendet sein würde (vgl. hierzu das Kapitel „Linkskatholizismus“). Wie die jüngste Geschichte zeigt, ist das Gegenteil der Fall. Marktwirtschaft und verschiedene Ausprägungen des Kapitalismus verweisen den Kommunismus und die klassenlose Gesellschaft langsam aber sicher in das Reich nostalgischer Träume. Insofern kann man heute höchstens die utopische Grundidee des Kommunismus, nicht aber den realen Sozialismus als eine geistige Herausforderung für die Kirche verstehen. „Im Hinblick auf die Existenz der Bettelorden wäre das Gemeineigentum ja nichts grundlegend Neues“, beharrt Daim auch heute noch. Möglicherweise liegt der Umweg des Geistes darin, dass der Kommunismus eine Art „Märtyrertod“ von der Hand des gottlosen Kapitalismus erleiden muss, um nicht nur Freiheit und Demokratie in der Kirche, sondern auch andere „jesuanische“ Elemente – wie etwa gelebte Solidarität mit den Armen und Entrechteten oder den Pazifismus – ins Bewusstsein (zurück) zu rufen.

Christen und Marxisten

Mit dem Schlagwort „Christentum und Revolution“ stellte Daim die Forderung, dass sich Christen im Dialog mit Marxisten die Frage stellen sollten, ob es im Gedankengut von Marxismus und Kommunismus nicht Werte gäbe, die man übernehmen könnte. Solch einem Dialog zwischen Christentum und Marxismus hatte sich schon in den frühen 60er-Jahren die 1955 gegründete „Internationale Paulusgesellschaft“ gewidmet. Ihr wurde eine maßgebliche Rolle im „Prager Frühling“ von 1968 und dem Liberalisierungs- und Demokratisierungsprogramm der tschechoslowakischen KP unter Alexander Dubček zugebilligt.

Der christlich-marxistische Dialog war daher auch eines der Themen in einem Redetext, den Wilfried Daim für das 70. Stiftungsfest der CV-Verbindung Rudolfina am 16. Mai 1968 vorbereitet hatte. Allerdings nahm die Verbindung die Einladung an Daim zurück, hauptsächlich deshalb, weil auch Bundeskanzler Dr. Josef Klaus als Festredner vorgesehen war. (Es wäre sicher reizvoll gewesen, beide Urmitglieder der Rudolfina bei einem solchen Anlass zu hören.) Inzwischen war der Text Daims aber schon in Druck gegangen und als nicht gehaltene Rede unter dem reißerischen Titel „Marx im CV“ im Juni 1968 im „Neuen Forum“ XV/174–175 (S. 495 ff.) und darauf auch in der Verbindungszeitschrift „Kontakt“ erschienen. Daim hatte im Redeentwurf unter anderem formuliert:

Stand am Ende des 19. Jahrhunderts der nach außen abgedrängte, im letzten christliche Geist der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit vor den Toren unserer Kirche, seit 100 Jahren Einlass heischend, und machte der CV für diesen Geist die Türe auf, so ist es heute ein anderer, wiederum abgedrängter, nunmehr radikal sozialer Geist, der Einlass heischt. Wenn wir das Abenteuer des Anfangs wiederholen wollen, ein Abenteuer der Irrwege und Opfer, das aber doch im letzten erfolgreich war, so steht heute vor uns der Geist der Gemeinschaft – wir kennen ja das merkwürdige Wort Kommunion –, der Eigentumsgemeinschaft, der Sozialität in einem so substantiellen Sinn, wie ihn nur die frühen Christen kannten.

Können wir konkret mit dem Marxismus das gleiche tun, das wir mit dem Liberalismus taten? Den humanen, ja christlichen Kern von all dem unannehmbaren Beiwerk säubern? Sind wir imstande, haben wir die Kraft, uns nochmals einer so großen Herausforderung zu stellen? Ich weiß es nicht.

Doch es ist der Mühe wert, es zu versuchen. (Neues Forum XV/174–175 S. 498)

Es wird nicht verwundern, dass solche und ähnliche Ausführungen einigen Staub aufwirbelten. Der damalige Unterrichtsminister Heinrich Drimmel kritisierte Daim öffentlich; in der Rudolfina war von einem „Trojanischen Pferd“ die Rede. Der Dialog mit dem Marxismus wurde von konservativer Seite als Versuch „kommunistischer Infiltration“ bezeichnet. Daim erhielt dennoch die Möglichkeit, auf seine Kritiker zu antworten. Er blieb bei seiner Auffassung, dass es gelte, einen weltanschaulichen Gegner dadurch zu bekämpfen, dass man dessen positive Elemente

übernimmt. So wie der CV die demokratischen Werte aus dem Liberalismus bezogen hätte, so könne man den Marxismus dadurch überwinden, dass man seine anti-kirchlichen, antichristlichen und atheistischen Elemente durch Übernahme von positiven sozialkritischen Elementen bekämpft.

Aus heutiger Sicht lässt sich Daim vorhalten, obgleich immer gegen die totalitären Auswüchse des Kommunismus und insofern vieles zu dessen Liberalisierung beigetragen zu haben, dabei aber die Geschichtsmächtigkeit dieser Ideologie gewissermaßen als ein Naturgesetz angesehen zu haben. Nachträglich ist man freilich immer gescheiter: tatsächlich war es im Kalten Krieg, unter dem „Gleichgewicht des Schreckens“, nicht wirklich vorstellbar, dass das kommunistische Wirtschaftssystem innerhalb von wenigen Jahrzehnten zusammenbrechen, das Sowjetimperium sich auflösen und Rotchina die freie Marktwirtschaft einführen würde. In den Jahren 1968/69 war es durchaus gängig, Versuche, den realen Sozialismus zu humanisieren, einfach abzutun.

Damals jedenfalls war Daim mit seinen Vorstellungen zur Übernahme marxistischer Ideen für den christlichen Westen in der Folge etlichen Angriffen ausgesetzt. An der Auseinandersetzung, die in mehreren Artikeln festgehalten ist, erkennt man, wie schwer es dem damaligen „Establishment“ fiel, mit den in der Regel christlich begründeten Thesen Wilfried Daims umzugehen. Was verwundern musste, war der Zorn und die Emotion, mit welcher brave Juristen aus dem Staatsdienst auf die teilweise sicher utopischen, aber stets humanistischen Forderungen des „Querdenkers“ reagierten. Mitte 1970 hatte sich die Diskussion totgelaufen.

Die vatikanische Ostpolitik

Alles, was in den letzten Jahren in Osteuropa geschehen ist, wäre ohne diesen Papst nicht möglich gewesen (Michael Gorbatschow in einem Nachruf auf Johannes Paul II., „Der Spiegel“, 3. 4. 2005)

1967 brachte Wilfried Daim das Buch „Der Vatikan und der Osten“ heraus, eine mit ausführlichem Kommentar versehene, fast 300 Seiten umfassende Dokumentation. Daim zitiert und analysiert Aussagen der Kurie, Statements der lokalen Episkopate und Erklärungen der lokalen kommunistischen Parteien aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Konzil. Damit erhält der Leser einen Eindruck über die damaligen Beziehungen der katholischen Kirche vor allem mit folgenden Ländern: die Sowjetunion, Polen, ČSSR, Ungarn, Jugoslawien und die DDR. Wilfried Daim hatte die genannten Staaten öfter besucht, wobei er Gespräche mit Vertretern der Kirche und Vertretern katholischer Organisationen führen konnte. Auf Grund seiner persönlichen Eindrücke und seiner umfangreichen Korrespondenz konnte er ein relativ genaues Bild von der Lage der Kirche im Osten geben. Daim geht jedoch immer auch in der Landesgeschichte zurück, was gerade im Fall der deutsch-polnischen Beziehungen zum Verstehen des schwierigen Verhältnisses der beiden Länder sehr wichtig ist. Ebenso stellt Wilfried Daim im Detail dar, wie sich der Vatikan in den verschiedenen Phasen des 20. Jahrhunderts zu Mittel- und Osteuropa verhielt, und man erfährt etwa, dass der Führer der kroatischen Ustascha, Ante Pavelić, unter dessen Terrorregime mindestens 300 000 Menschen ermordet wurden, von Papst Pius XII. mit allen Ehren empfangen wurde. Nach dem Krieg war Jugoslawien auch der erste kommunistische Staat, mit dem der Vatikan diplomatische Beziehungen aufnahm. Ein für den Vatikan ebenfalls eher unrühmliches Beispiel ist die ČSSR, wo es die katholische Kirche nicht vermochte, wirklich konstruktive Schritte zu setzen.

Mag Daims Darstellung der Kirchenpolitik in Osteuropa im Kern nur von historischem Interesse sein, so lassen seine Ausführungen doch auch Rückschlüsse auf die gegenwärtige Situation der Katholiken in den sogenannten „Reformländern“ zu. Und einmal mehr lässt Daim nicht die Gelegenheit verstreichen, sich für die damals gar nicht so selbstverständliche friedliche Koexistenz und für einen aktiven Dialog mit dem Ziel der Liberalisierung des Kommunismus auszusprechen.

Das Bundesheer – eine Illusion?

Wir sind gekommen, den Ermahnungen Jesu gehorsam, zu zerbrechen die Schwerter, mit denen wir unsere Meinungen verfochten und unsere Gegner angriffen, und wir verwandeln in Pflugscharen die Speere, deren wir uns früher im Kampfe bedient haben. Denn wir ziehen nicht mehr das Schwert gegen ein Volk, und wir lernen nicht mehr zu kriegen, nachdem wir Kinder des Friedens geworden sind durch Jesus, der unser Führer an Stelle der heidnischen geworden ist. (Kirchenlehrer Origenes Adamantius zit. nach Walter Dignath, Kirche, Krieg, Kriegsdienst, S. 20)

Wilfried Daim wurde in Österreich nicht nur durch seine Bücher und Aufsätze über Lanz von Liebenfels und die Entfeudalisierung der katholischen Kirche bekannt, sondern auch durch sein Eintreten für die Abschaffung des österreichischen Bundesheeres. Sein Engagement für ein diesbezügliches Volksbegehren in den Jahren 1969/70 erbrachte zwar damals noch keine konkreten Ergebnisse, bereitete aber nach der Nationalratswahl vom 1. März 1970 den Boden für die Verkürzung der Wehrdienstzeit von neun auf sechs Monate.

Das geplante Volksbegehren

„Ausgelöst wurde die Forum-Debatte ums Bundesheer durch einen satirischen Beitrag in der April-Nummer 1969, in dem Wilfried Daim, Mitglied des katholischen Cartellverbandes (CV), aber überzeugter Pazifist, den damaligen Außenminister Kurt Waldheim eine fiktive Rede vor der UNO halten ließ – Titel: ‚Warum das Bundesheer aufgelöst wurde‘. In der folgenden Nummer bezweifelte Waldheim in einem Brief, ob das ‚ausgewählte Thema das geeignetste für solche Scherze ist‘ – und in einem weiteren Leserbrief fragte der damalige Kunststudent Hellmut Lorenz, späterer Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Wien, ob es nicht möglich wäre, ‚gegen das Bundesheer und die Wehrpflicht und alle weiteren damit verbundenen Dummheiten in unserem Land ein Volksbegehren zu inszenieren‘. Nennung fügte als Fußnote dazu: ‚Ich bin dafür. Wer noch?‘

Damit ruhte die Debatte auf den Leserbriefseiten zunächst – um im Dezember mit neuem Schwung wieder aufzuleben. In der fortan in das Forum integrierten Kleinen Soldaten Zeitung erschienen neben einschlägigen Leserbriefen einige Beiträge, die sich mit dem Bundesheer befassten, unter anderem von der Katholischen Jugend Salzburg, die ‚Friedensdienst statt Bundesheer‘ forderte.

Und Daim selbst meldete sich mit einem ‚persönlichen Beitrag zur Diskussion‘ wieder: ‚Für ein Volksbegehren zur Abschaffung des BH‘. Darin schlug er unter anderem vor, Freiwillige zu suchen, die im Fall einer Besetzung gewaltlosen Widerstand leisten würden und das Bundesheer in die Reihen der Gendarmerie zu überführen, um mit einer speziellen Einheit die sekundären Zwecke der Armee wie Grenzschutz und Katastrophenhilfe zu erfüllen.

Die Resonanz war überraschend groß. Nicht nur der Verband Sozialistischer Mittelschüler (VSM) und Teile der Verbandes Sozialistischer Studenten (VSStÖ) forderten die Abschaffung des Bundesheeres, in den im Forum veröffentlichten Unterstützungserklärungen fanden sich auch Theologiestudenten, Kapläne und Pfarrer. Und in Aktivisten-Runden wurde während der folgenden Wochen umfangreich über den möglichen Gesetzestext diskutiert, in den die Daim-Vorschläge einfließen.

Als Nennung den Text Anfang März 1970 im Forum veröffentlichte, waren die linken Aktivisten allerdings verstört. Der Herausgeber hatte in Eigenregie einen Passus umformuliert: ‚Im Rahmen der Bundesgendarmerie wird eine Neutralitätsschutztruppe gebildet. Ihr obliegt die Wahrnehmung jener militärischen Pflichten eines dauernd neutralen Staates, die nicht in Kriegsführung und Vorbereitung auf diese besteht.‘

Eine solche Formulierung war zuvor mit überwältigender Mehrheit abgelehnt worden. Die radikalen Armeegegner sahen in einer derartigen Formation eine Wiedereinführung der B-Gendarmerie, die 1952, drei Jahre vor dem Staatsvertrag, als Vorgängertruppe des Bundesheeres gegründet worden war. Trotzdem: Der Text forderte die Auflösung des Bundesheeres. In den Übergangsbestimmungen wurde eine Demokratisierung und Rationalisierung des Heeres sowie das Recht auf Wehrdienstverweigerung und Friedensdienst festgeschrieben. Die Stimmrechtsscheine mit dem Nennung-Text wurden also weiter verteilt.

Zur Einleitung des Volksbegehrens kam es nie. 30 000 Unterschriften wären dafür notwendig gewesen, die angeblich erzielten 28 000 Unterschriften sind auf mysteriöse Weise in den Räumen des ‚Neuen Forum‘ in der Museums-Straße beim Volkstheater verschwunden, wo Nennung zur damaligen Zeit auch wohnte.

Dennoch entwickelte die um das Volksbegehren entstandene Bewegung eine beträchtliche Dynamik, der sich sogar die ÖVP nicht zu entziehen vermochte: Kurz vor den Parlamentswahlen am 1. März 1970 räumte sie ein, dass das Bundesheer einer Reform, eventuell sogar einer Änderung der Wehrdienstzeit bedürfe. Dies war aber unglaublich, hatte die ÖVP-Alleinregierung doch kurz zuvor eine Milliarde für das Heer lockergemacht – was die SPÖ wiederum für ihren Wahlkampf zu nutzen verstand.

Kreiskys Wahlsieg 1970 war damit in erheblichem Maß seinem Versprechen ‚Sechs Monate sind genug‘ zu verdanken, das mit der am 15. Juli 1971 verabschiedeten Wehrgesetznovelle eingelöst wurde: Die Dauer des Präsenzdienstes wurde von neun auf sechs Monate plus Wehrdienstübungen verkürzt – deren Dauer sollte

allerdings nicht, wie den Jugendorganisationen versprochen, nur zweimal 14 Tage, sondern insgesamt 60 Tage betragen.“ (Georg Friesenbichler: Unsere Wilden Jahre – die Siebziger in Österreich, S. 35ff)

Unbestätigten Meldungen zufolge hatte Günther Nenning (1921–2006) seine Hand im Spiel, als das Bundesheer-Volksbegehren im Sand verlief – Nenning wollte offenbar Bruno Kreisky dieses Problem ersparen. Einige Zeit vor seinem Tod, so berichtet Wilfried Daim heute, hat Nenning zu ihm gesagt „Es ist gut, dass es dich gibt.“

Daim hatte jedenfalls mit seiner fiktiven „UNO-Rede von Außenminister Waldheim“ im „Neuen Forum“ vom 1. April 1969 einen Stein ins Rollen gebracht, der im Grunde bis heute weiterrollt, betrachtet man die Verteidigungsausgaben Österreichs, den damit verbundenen Zustand des Heeres und die aktuelle Diskussion um ein Berufsheer. Der Kernsatz von Daims „Waldheim-Rede“ lautet:

Konfrontiert mit der Tatsache, dass ein Land von der geringen Größe, geringen ökonomischen Potenz, ungünstigen geographischen Lage und den ihm auferlegten Rüstungsbeschränkungen militärisch nicht mehr erfolgreich verteidigt werden kann, gab es in unserem Denken einen großen Sprung nach vorwärts. Wir wollen auch künftighin keineswegs Unrecht hinnehmen, wir wollen uns künftig gewaltlos verteidigen. (Die Rede Außenminister Waldheims vor der UNO, Neues Forum, 184/1, S. 252)

Daims Gründe für die Abschaffung des Bundesheeres

Daim merkte nach seiner fiktiven Rede, was er damit auslösen konnte und ging die Sache ernsthaft an: Die Publikation „analyse einer illusion – das österreichische bundesheer“ legt seine Gedanken zum Thema Militär und Landesverteidigung in dem schmalen Bändchen dar:

Österreich besitzt eine Institution, die als Ganzes in Frage steht. Diese Existenzfrage unterminiert das Bewusstsein eines erheblichen Teiles der Träger dieser Institution in hohem Maße, so dass viele zu einer moralischen Korruption neigen, wie sie in anderen, zweifellos sinnvollen Institutionen in solchem Maß nicht besteht. Diese Institution ist das österreichische Bundesheer.

Für ein konservatives Denken ist die Infragestellung einer Institution, die in irgendeiner Form Jahrhunderte existierte, kaum vollziehbar. Insofern ist die Idee der Verteidigung von Werten ohne die bisherigen Mittel scheinbar etwas total Verrücktes.

Es ist aber eine Frage des Realitätssinnes, der konsequenten Ehrlichkeit, dann, wenn eine Methode des Widerstandes nicht mehr den Umständen, den neu entstehenden Situationskomponenten entspricht, sie zu ändern, die althergebrachte durch neuere, wirksamere zu ersetzen. (analyse einer illusion, S. 7)

Wilfried Daim steckt in seiner Schrift zunächst den völkerrechtlichen Rahmen und die geopolitische Situation ab, in der sich Österreich Ende der 60er-Jahre befand, wobei er insbesondere auf die Unterschiede zwischen der Schweizer und der öster-

reichischen Neutralität hinweist. Aus der Entwicklung der Waffentechnik und den Österreich auferlegten Rüstungsbeschränkungen leitet er die These ab, dass das österreichische Bundesheer seine primäre Funktion, nämlich die der militärischen Landesverteidigung, nicht erfüllen könne. Der Umstand, dass ein Wehrpflichtigen-Heer nur zu sekundären Aufgaben (Grenz- und Katastrophenschutz) befähigt ist, stellt für Daim eine starke psychologische Belastung der Militärs dar. Insgesamt handle es sich also beim Bundesheer um eine typisch österreichische Lebenslüge. Wichtig ist vor allem, welche Argumente Daim damals gegen das Militär generell vorbrachte. Sie basierten, wie nicht anders zu erwarten, auf dem christlich begründeten Pazifismus des katholischen Widerstandskämpfers und dreimal verwundeten „Landsers wider Willen“, Wilfried Daim.

Vorerst behandelt Daim historische Fälle von christlichen Kriegsdienstverweigerern. Dabei weist er auf die Umdeutung des Hl. Martin vom Wehrdienstverweigerer zum Soldatenheiligen durch den Frankenkönig Chlodwig hin, der bekanntlich die „Capella“, den Mantel Bischof Martins, zum Heilszeichen seines Heeres machte, wovon sich der Ausdruck „Kapelle“ als Aufbewahrungsort des Mantels ableitet. Auch in Österreich erfolgte eine Art Umdeutung, indem die östlichste Kaserne Österreichs in Eisenstadt nach St. Martin, dem Wehrdienstverweigerer, benannt wurde. Daim erinnert daran, dass auch der in den Kirchen Österreichs häufig dargestellte Hl. Sebastian seine zahlreichen Pfeilwunden nicht etwa dem Schlachtentümmel, sondern seinem Bekenntnis zum Christentum und seiner Ablehnung des Kriegsdienstes verdankt. Über die Diskussion des gerechten Krieges bei Thomas von Aquin, bei den Scholastikern und den Utopiern wie Thomas Morus („Den Krieg verabscheuen sie aufs äußerste als etwas einfach Bestialisches, das dennoch bei keiner Gattung von Raubtieren so Gang und Gäbe ist wie bei den Menschen“) gelangt Daim zur Problematik der christlichen Kreuzzüge und schließlich zur Gehorsamsideologie der neuzeitlichen Kirche. Am Beispiel des Oberösterreichers Franz Jägerstätter, der als einfacher Bauer im Gegensatz zu seinem Bischof den Angriffskrieg Hitlers als ungerechten Krieg erkannte, deshalb den Wehrdienst verweigerte und von den Nazis hingerichtet wurde, diskutiert Daim schließlich die Frage des irrenden Gewissens und das Dilemma des Fahneneids.

Daim beendet sein Buch mit sicherheitspolitischen Vorschlägen. Dazu zählt er zusätzliche Sicherheitsverträge, eine aktive Neutralitätspolitik und die vermehrte Ansiedlung internationaler Organisationen in Österreich. Er weist überdies darauf hin, dass Nikita Chruschtschow anlässlich seines Treffens mit John F. Kennedy in Wien Anfang Juni 1961 vorgeschlagen hatte, den Hauptsitz der UNO nach Wien zu verlegen. Darauf habe die österreichische Öffentlichkeit vorerst jedoch mit Unverständnis reagiert.

Der letzte und dem Psychologen wohl wichtigste Vorschlag im Buch geht dahin, aus der gerade erst überstandenen ČSSR-Krise von 1968 zu lernen und ein Konzept für gewaltlosen Widerstand zu entwickeln. Obwohl die Tschechen über ein 200 000

Mann starkes Heer und 900 Flugzeuge verfügten, hatten sie sich entschlossen, den Truppen des Warschauer Pakts mit passivem Widerstand gegenüberzutreten. Daim würdigt ihr Verhalten:

In Diskussionen der Bevölkerung mit den Besatzungssoldaten wurden diese in Verwirrung gestürzt. Es wurde den landfremden Soldaten ihr Unrecht drastisch vor Augen geführt, die Verlogenheit ihrer Führung bewusst gemacht. Sie mussten einsehen, dass sie keinerlei Unterstützung, weder im Volk, noch bei der tschechoslowakischen KP fanden. Dabei erwiesen Tschechen und Slowaken ihre hohe Intelligenz und entwickelten schöpferischen Erfindungsreichtum in der konkreten Auseinandersetzung und Abwehr. Wenn etwa Mädchen in Prag auf Panzerrohre Maschen banden, ein Einfall von bestrickender Ironie, wurde jenes feuerspeiende, todbringende Instrument lächerlich gemacht. Man dokumentierte, dass man Geist nicht erschießen, moralische Prinzipien nicht ermorden kann.

Der gewaltlose Widerstand hebt jene tiefe Ungerechtigkeit auf, die den Kriegen anhaftet. Hätten die tschechischen Truppen auf die Okkupanten geschossen, so hätten sie ihrerseits Bauern, Arbeiter und Studenten getötet, Menschen, die in der Befehlsmaschinerie des Warschauer Paktes standen, denen wichtige Informationen fehlten, die sie zum rechten Handeln benötigt hätten, während man die Letztverantwortlichen ungeschoren gelassen hätte. Nunmehr wurde jedoch den Soldaten und Offizieren der Interventionsarmee bewusst gemacht, welch grausames Spiel man mit ihnen trieb. Weiter hätten die Okkupationstruppen in dem Moment, da man auf sie geschossen hätte, eine Art Erleichterung gespürt: Sie hätten gleichsam mit „gutem Gewissen“ zurückschießen können, hätten sie doch „in Notwehr“ gehandelt. Und wenn dies auch nicht zutraf, denn sie waren die Angreifer, so hätten sie doch dadurch eine moralische Ausrede vor sich selbst gefunden. (analyse einer illusion, S. 110)

Daim hält es als „gelernter Österreicher“ allerdings nicht für wahrscheinlich, dass sich ein Konzept gewaltloser Verteidigung tatsächlich durchsetzen lässt. Er nimmt in diesem Zusammenhang aber die Amtskirche in die Pflicht, wenn er schreibt:

Es ist unwahrscheinlich, dass Österreichs führende Politiker einen solchen qualitativen Sprung tun. Aber falls Österreich sich jetzt entschließen würde, auf sein Heer zu verzichten und ein moralisch und militärisch wirksames, d. h. gewaltloses Verteidigungskonzept anzunehmen, brauchte man Vorbilder. Hier sind die Kirchen gefordert. Dass Kardinal König in einer Rede den gewaltlosen Widerstand unserer tschechoslowakischen Verwandten so sehr lobte, erscheint wie eine erste Schwalbe im Frühjahr und wie eine frühe Rose auf dem Grabe des Franz Jägerstätter.

Die wahren Helden in Deutschland und Österreich unter Hitler waren die Wehrdienstverweigerer aus Gewissensgründen, von deren stillem Heldenmut Papst Paul offenbar noch keine Ahnung hat. Besonders die Katholiken unter ihnen waren besonders mutige Persönlichkeiten, waren sie doch von ihren Hirten verlassen.

Es wäre demnach Österreichs Jugend zum heroischen Widerstand gegen ungerechten Befehl zu erziehen, dass bei einer eventuellen Besetzung Österreichs der gewaltlose Widerstand nicht auf einige wenige heroische Einzelne beschränkt bliebe.

Österreichs Episkopat nehme sich Hollands Episkopat zum Vorbild, der die innere Kraft aufbrachte, gegen Hitlers Mordmaschinerie aufzutreten, statt Militärpfarrer im Offiziersrang zur Verfügung zu stellen.

Leicht könnten die Kirchen die Haltung Jesu als vorbildlich hinstellen, sodann den heiligen Martin von Tours, aber auch die wahren Helden des Zweiten Weltkrieges, also Franz Jägerstätter etwa, der Zeugnis für die Humanität ablegte und Österreichs Bischöfe, selbst den Papst in den Schatten stellte. Demgegenüber wären die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges als Opfer des Sadismus und des Größenwahns zu bemitleiden, soweit sie in gutem Glauben kämpften, als Opfer irrenden Gewissens darzustellen. (analyse einer illusion S. 113)

Textentwurf zum geplanten Volksbegehren

Seinen Vorschlag, ein Volksbegehren zur Abschaffung des Bundesheeres einzuleiten, formulierte Daim im „Neuen Forum“ 192, Dezember 1969 (S. 739):

- Die strategische Lage Österreichs, seine ökonomische Potenz und die staatsvertraglichen Beschränkungen seiner Rüstung machen eine ernsthafte Verteidigung des Landes unmöglich.
- Der Rüstungswettlauf der Supermächte ist eine so ernste Gefährdung des Lebens auf unserem Planeten, dass kleine Staaten wenigstens durch dramatische Gesten einen Druck auf die großen Staaten zu ernstlichen Abrüstungsbemühungen ausüben sollten.
- Die Not von Millionen Menschen steht in himmelschreiendem Widerspruch zu den sogenannten Verteidigungsbudgets.
- Die qualitativ neue Vernichtungskapazität der modernen Waffen fordert eine entscheidende Überprüfung der traditionellen Moralbegriffe hinsichtlich der „Gerechtigkeit“ auch von Verteidigungskriegen.

Auch in Österreich gibt es sehr viele soziale und kulturelle Aufgaben zu lösen, die sinnlose Budgetposten ebenso unverantwortlich erscheinen lassen wie die unnötige Herausnahme von Tausenden jungen Leuten aus dem Produktionsprozess.

Inhalt des Gesetzesantrages:

1. Auflösung des Bundesheeres, bei gleichzeitiger Erklärung, dass Österreich nicht bereit ist, in einem möglichen Krieg militärisch zu kämpfen.
2. Schaffung einer Organisation von Freiwilligen, die bereit sind, im Falle einer Besetzung Österreichs durch ausländische Verbände gewaltlosen Widerstand zu leisten.
3. Überführung des Stammpersonals des österreichischen Bundesheeres zur Gendarmerie, Bildung einer speziellen Einheit mit spezieller Ausrüstung, die die sekundären Zwecke des Bundesheeres (verstärkter Grenzschutz bei politischen Krisen in Nachbarländern, Katastrophenhilfe) zu erfüllen imstande ist.
4. Vor Durchführung der Punkte 1 bis 3 ist bei den Signatarmächten des österreichischen Staatsvertrages auf diplomatischem Wege anzufragen, ob sie in der Abschaffung des

österreichischen Bundesheeres einen Bruch des Staatsvertrages oder der österreichischen Neutralitätsverpflichtung sehen würden.

Die breite Diskussion, die das Bundesheer-Volksbegehren im In- und Ausland ausgelöst hatte (es folgten rund 500 Artikel), wurde im Heft 196 des „Neuen Forum“ vom April 1970 ausführlich dokumentiert, wo natürlich gleich der „der ÖVP nahestehende Pazifist Dr. Wilfried Daim“ zu Wort kommt. Er analysiert die Auswirkungen dieser Debatte um das geplante Volksbegehren auf das Ergebnis der Nationalratswahl vom 1. 3. 1970. Demnach hatte die ÖVP die Chance verpasst, sich einer offenen Diskussion über Wehr- und Alternativdienst zu stellen. Der Beitrag des ehemaligen hohen Weltkriegsoffiziers, Obstl. d. Res. Georg (Baron) Gaupp-Berghausen (1918–1985), ließ durchblicken, dass das Wehrgesetz dem Bundesheer ab ovo nicht erfüllbare Funktionen aufgetragen hatte: „Diesem Ei entschlüpfte ein wenig lebensfähiger Körper, eine Art ‚Contergan-Kind‘: Wasserkopf (Ministerium), zu großer Bauch (Stäbe, Dienstposten), gute ausgebildete Füße (Truppe), aber zu kurze Arme (Bewaffnung). Amputationen an Gliedern wurden dauernd unternommen, aber den Wasserkopf konnte man leider nicht amputieren. Die allein Leidtragenden waren die Füße, die dieses Gebilde tragen mussten.“ Gaupp, der mit Daim befreundet war, wies in einem Folgebeitrag darauf hin, dass er selbst bereits einen alternatives Wehrkonzept ausgearbeitet hatte: „Dieses mein Konzept beruhte in großen Zügen, kurz gesagt, auf einer allgemeinen Landesverteidigungspflicht von sechs Monaten, die sich in Landsturm- und Grenzschutzeinheiten mit der Waffe, in Zivilschutzeinheiten und Rotes Kreuz ohne Waffe, bundesländermäßig gegliedert, wie in einer freiwilligen Verpflichtung auf fünf Jahre für bewaffnete technische Einheiten (Flieger, Radar, Funker, Flugabwehr, Pioniere usw.) gliedert.“ Aus heutiger Sicht ist daraus der Vorschlag für eine interessante Mischform von Wehrpflicht und Berufsheer zu entnehmen.

Im „Bierverschiss“

Sein publizistisches Auftreten gegen das Bundesheer und insbesondere der obige Text zu einem Volksbegehren, das trotz aller Bemühungen und Diskussionen jedoch nie eingeleitet worden ist, trug Daim im Frühjahr 1970 die zeitweilige Suspendierung seiner Mitgliedschaft bei der K.Ö.St.V. Rudolfsina ein. Begründet wurde diese ohne Anklage und ordentliches Verfahren verhängte disziplinarische Maßnahme mit dem Vorwurf, dass Wilfried Daim gegen das CV-Prinzip der Vaterlandsliebe verstoßen habe, weil „patriotische Gesinnung innerhalb einer farbentragenden Verbindung mit betont österreichischer Tradition von der Forderung wehrhafter Gesinnung nicht zu trennen ist“. Überdies sei Wilfried Daim gerade damals für eine Nachwuchsschulung vorgesehen gewesen. Daim verteidigte sich mit dem Argument, dass es die in dieser Causa gegen ihn tätigen Bundesbrüder verabsäumt hätten, gegen das Verbindungsmitglied Kurt Schuschnigg 1945 dieselbe Maßnahme zu setzen, da dieser bekannt-

lich den deutschen Einmarsch 1938 „ohne wesentlichen Widerstand, ohne Widerstand“ hinnahm und damit Österreich seinem gefährlichsten Feind, nämlich Adolf Hitler, auslieferte. So hatte Schuschnigg noch am 24. Februar vor dem Bundestag erklärt „Wir bekennen uns feierlich vor aller Welt zu unserem Vaterland“ und seine Rede mit den Worten „Bis in den Tod rot-weiß-rot! Österreich!“ geschlossen, was eine Welle patriotischer Begeisterung auslöste.

Daims Argumente für seine anti-militärische Haltungen wollte also die Verbindung nicht gelten lassen und schloss ihn kurzerhand aus. In der Folge entwickelte sich aber wieder ein reger Dialog rund um diesen Ausschluss des prominenten Mitglieds. In einem Interview der „Academia“ von März 1970 weist Daim unter anderem darauf hin, dass das Militär nicht nur eine „Schule der Antidemokratie“ sei, sondern dass die Sicherheit Österreichs am besten durch eine entsprechende Außenpolitik zu gewährleisten sei: „Es gibt verschiedene Methoden, die Integrität eines Landes zu sichern; ich glaube, unsere Außenpolitik ist da viel wichtiger als unser Bundesheer [...] Wenn ein Interesse an der Existenz Österreichs besteht, wie zum Beispiel an der Existenz der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges bestanden hat, dann ist eine Außenpolitik, die Österreich als konstruktives Element in der Verständigung den beiden Weltmächten aufzeigen würde, ein besserer Beitrag zur Integrität Österreichs als das Bundesheer. Das Bundesheer ist eine Illusion. Wenn wir eine internationale Konvention über unbewaffnete Neutralität erreichen könnten, wäre dies ein wesentlich besserer Schutz.“

Gleichzeitig mit der Suspendierung Daims wurde dem Redakteur der Verbindungszeitschrift „Kontakt“, Gerd Rittenauer, untersagt, einen gegen Daim gerichteten Artikel und seine Erwiderung darauf zu veröffentlichen. Woraufhin die beiden Artikel Mitte März 1970 im „Neuen Forum“ erschienen. Daim argumentiert darin zunächst mit den Rüstungsverböten des Staatsvertrags und mit dem Erfolg des von den Tschechen praktizierten gewaltlosen Widerstands im August 1968, der seiner Meinung nach hunderttausenden tschechischen und russischen Soldaten das Leben gerettet hat. Der für das Volksbegehren vorgesehene Gesetzesentwurf enthalte die Forderung nach einer Konvention über „unbewaffnete Neutralität“ – Österreich solle sich auf innovative Weise zum Vorreiter einer internationalen Friedensinitiative machen.

Daim konzedierte dem damaligen Generalmajor Spannocchi große Zivilcourage für dessen Aussage, dass das österreichische Bundesheer zu sehr an den Vorstellungen des Zweiten Weltkriegs klebe, hielt aber gleichzeitig dessen Landwehrmilizkonzept für verfehlt.

Im Anschluss an diese Überlegungen zitiert Daim den damaligen Verteidigungsminister Georg Prader, der im Interview mit der „Kleinen Zeitung“ am 31. Jänner 1970 eine vernichtende Kritik am österreichischen Wehrdienst- und Beamtenssystem publik gemacht hatte. Der Anfang des betreffenden Artikels klingt als wäre er 2010 anlässlich aktueller Fragen der Heeresreform geschrieben worden:

Schuld an der Misere ist die Dienstpragmatik der Bundesbeamten, die in völliger Ver-
kennung der militärischen Erfordernisse auch für das Heer angewendet wird. Da man ei-
nem Akademiker mit guter Dienstbeschreibung die Karriere bis zum Ministerialratstitel
nicht gut verweigern kann, werden auch die Offiziere reihenweise bis zum ersten Gene-
ralstern hinaufbefördert. Was aber macht man mit einem Obersten oder Brigadier, für
den es kein Truppenkommando gibt oder der (was vorkommen soll) dafür ungeeignet
ist? Man setzt ihn in ein gut geheiztes Büro – und in sein Vorzimmer ein paar jüngere Of-
fiziere, etliche Unteroffiziere und dazu noch Schreiber und womöglich einen Chauffeur.
Auf diese Weise wuchsen das Ministerium sowie drei Gruppen- und neun Militärkom-
manden zu stattlicher Größe.

Zu diesem Thema Prader: „Wenn ich einen Stab auflöse, sind die Leute ja weiter da – nur
sind sie dann in Beschäftigungen tätig, wo man sie halt dazusetzt, weil man irgendetwas
tun muss, aber nicht mehr in echter Funktion. – Hier stellt man uns Forderungen, die wir
nicht bewältigen können, weil die derzeitigen pensionsrechtlichen Vorschriften das nicht
gestatten. Solange das ganze Offiziers- und Unteroffizierskorps zylindrisch an die Spitze
hinaufwächst, ist die Spitze gar nicht in der Lage, das zu verdauen. Das gibt’s gar nicht.
Dazu kommt die katastrophale Altersschichtung [...] Unten wird ständig aufgestockt,
oben geht nichts in Pension. Hier ist also die Crux, und da muss der Hebel angesetzt wer-
den. Da kann nur ein völlig von den orthodoxen Beamtschemen abweichendes
Pensionsrecht die Lösung bringen.“ Selbsterkenntnis Praders: „Weil das aber so revolu-
tionierend ist für österreichische Verhältnisse, sind wir damit nicht rechtzeitig zu Rande
gekommen. Aber das ist das Thema Nummer eins, das wir behandeln müssen – sonst ist
alles andere eine Rederei.“ (Neues Forum 195 II, Mitte März 1970, S. 317)

Obwohl ihm der Publizist und Exilösterreicher G. K. Kaltenbrunner im „Neuen Fo-
rum“ 194/I (Februar 1970) durchaus wohlmeinend riet, „den Unsinn sein zu lassen“,
legte Daim in derselben Zeitschrift (198/I) im Juni 1970 noch einmal nach, indem er
gemeinsam mit Günther Nenning monierte, dass die Raketen des Bundesheeres eine
Gesetzesverletzung darstellten, weil sie gegen das in Art. 13 des Staatsvertrages ent-
haltene Verbot von Lenkwaffen verstoßen.

All das hatte wiederum ein Nachspiel in seiner Studentenverbindung. In einem
seiner Suspendierung vom CV folgenden ordentlichen Ehrengerichtsverfahren
wurde Daim letztlich mit Urteil vom 14. 4. 1970 auf ein Jahr aus der K.Ö.St.V. Ru-
dolfina ausgeschlossen, weil er durch seine Aktivitäten im „Neuen Forum“ die
Bundesbrüderlichkeit verletzt und dem Ansehen der Verbindung geschadet habe.
Von der Anklage, das Prinzip der Vaterlandsliebe verletzt zu haben, wurde er in die-
sem Urteil jedoch freigesprochen. Heute meint Daim belustigt: „Die Freunde haben
1970 offenbar wirklich geglaubt, wir wollen Österreich dem Osten ausliefern“.

Neben seinen diversen Artikeln zum Thema „Bundesheer“ nahm Daim im Ver-
lauf der Jahre auch die Gelegenheit wahr, an der Diskussionsendung „Club 2“ im
ORF teilzunehmen: am 25. 1. 1977 („Das ungeliebte Kind der Republik“) und am
18. 1. 1990 („Vier Monate sind genug“) war er Gast bei der Sendung. In beiden Fällen

verteidigte er seine These, dass das Bundesheer seine Aufgaben gar nicht erfüllen könne, da es nicht über moderne Waffen verfüge.

Und wie steht Wilfried Daim heute zum Thema Bundesheer? Offenbar nicht viel anders als damals, als er von durchaus diskutablen „sekundären Existenzgründen“ für ein Bundesheer sprach. Daim heute: „Unser Land braucht eine kleine, gut ausgebildete und gut bezahlte, leicht bewaffnete, durch Schützenpanzer und eine Hubschrauberflotte hochmobile Berufstruppe. Diese wäre nicht nur ein effizientes Instrument im Katastrophen- und Krisenfall, sondern führte auch dazu, dass die Heeresangehörigen, allen voran die Offiziere, ihre Aufgaben für sinnvoll halten und sie ohne Leerlauf und hoch motiviert ausführen können.“

Beim Verfassen dieser Zeilen, wird in Europa wieder einmal an einer Heeresreform gebastelt. In Österreich geht es diesmal um die Frage „Wehrpflicht oder Berufsheer“. Dass mittlerweile 13 000 Zivildienstler zu einer tragenden Säule der Rettungs- und Versorgungsdienste geworden sind, macht die Sache nicht einfacher.

China und Europa

Nüchternheit, Geschick, Fleiß, zähe Lebensfähigkeit und Seelenzahl scheinen den Chinesen eine große Rolle nicht nur im Entwicklungsgänge der indischen Völker, sondern auch in der Geschichte der Menschheit anzuweisen; sie sind, wie sie ein deutscher Gelehrter so richtig bezeichnet, die Griechen und Römer des östlichen Asiens und werden, einmal von der großen Weltströmung mit fortgerissen, Taten vollbringen, welche selbst die Kulturvölker der alten Welt in Staunen und Bewunderung versetzen werden (Dr. Karl von Scherzer, Ethnologe auf der Fregatte Novara aus Hongkong, 4. 7. 1858)

In den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat Friedrich Heer seinem Freund Wilfried Daim vorgeschlagen, ein Buch über das Verhältnis China-Europa zu schreiben. Als Grund dafür gab er an, dass die Chinesen „endgültig in die Geschichte Europas eingetreten seien“. China verhalte sich nicht mehr nur passiv, sondern nehme als handelndes Subjekt in immer stärkerem Maße Einfluss auf Europa. Wenn wir diese Begründung heute – vier Jahrzehnte danach – lesen, können wir nur bewundernd sagen, wie weitsichtig Friedrich Heer damals war. Wilfried Daim griff den Vorschlag Heers auf und meint im Vorwort „jeder Gebildete sollte heute ein zumindest grobes Bild des chinesischen Einflusses auf Europa haben“. Er erklärt nicht zu Unrecht, dass der Einfluss Chinas auf Europa schon damals ungleich größer war, als in breiten Kreisen noch angenommen wurde.

Zu dem Zeitpunkt, als Daim mit Hilfe des Verlages Jugend und Volk das Projekt „Chinesen in Europa“ verwirklichte (1973) gab es noch kaum Literatur über die Beziehungen von China und Österreich. Erst 1980 brachte der Europaverlag das umfangreiche Werk von Gerd Kaminski und Else Unterrieder „Von Österreichern und Chinesen“ heraus. Es sollte beinahe weitere drei Jahrzehnte dauern, bis 2007 das Buch „China – eine Annäherung“ von Margareta Griessler erschien. Der Großteil der Österreicher hatte über China wohl nur aus Lehárs Operette „Das Land des Lächelns“ gewusst und konnte über das Riesenreich erst aus den Reportagen der 2008 nach China entsandten ORF-Korrespondentin Cornelia Vospernik weiterführende Informationen beziehen. Es ist nicht auszuschließen, dass das mangelnde Interesse der Europäer – und speziell der Österreicher – an China mit jenem Vorstellungsbild vom „Reich der Mitte“ zusammenhängt, das die Kulturrevolution und zuletzt das Massaker auf dem Tian’anmen-Platz 1989 hinterlassen hat. Mit dem chinesischen Revolutionsführer Mao Zedong hatte sich Daim schon lange vor seinem China-Buch auseinandergesetzt, so etwa in der „Kastenlosen Gesellschaft“, 1960.

Als er sich mehr als ein Jahrzehnt später abermals mit China befasste, stellt Daim dem Leser zunächst die „Gaben der Vergangenheit“ vor: Seide, Papier, Schießpulver und Raketen, Kompass und Porzellan, sowie eine ganze Reihe technischer Entwicklungen, die Jahrhunderte vor ihrer Kenntnis in Europa in China bereits erfunden und verbreitet waren. Können wir uns heute vorstellen, dass es vierhundert Jahre dauerte, bis der Bericht Marco Polos (1254–1324) von der Verbrennung „schwarzer Steine“ zum Gebrauch von Steinkohle in Europa führen sollte? Daim betont den wichtigen Beitrag zu den Beziehungen mit China, den die missionierenden Jesuiten leisteten. Ihnen verdankt Europa viele Informationen über das Reich der Mitte. Sie prägten das Bild von China, das man sich in Europa machte. Nach Würdigung der kulturellen Einflüsse Chinas, insbesondere in der Zeit des Rokoko, gibt Daim einen Abriss der historischen Entwicklung des Riesenreiches bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Heute mag weder der Fortgang der chinesischen Revolution noch die jahrzehntelange chinesisch-sowjetische Konfrontation auf Interesse stoßen, zum Zeitpunkt der Publikation des Buches waren sie jedoch von weltpolitischer Bedeutung.

Das damalige 700-Millionenvolk hatte sich eben erst seinen Platz in den Vereinten Nationen erkämpft. Für Daim war es selbstverständlich, dass China neben Japan, dessen technologischer Aufstieg sich damals bereits abzeichnete, in Zukunft eine große Wirtschafts- und Wissenschaftsmacht entfalten würde. In seiner Prognose, dass China auf die lateinische Schrift umstellen würde, hat er jedoch nicht Recht behalten. Auch wenn die Volksrepublik damals das Ziel anstrebte, von ihrem Schriftsystem der Ideogramme und Piktogramme abzuweichen und eine alphabetische Schrift einzuführen, scheiterte dieses Vorhaben an der Phonetik der chinesischen Hochsprache. Und nachdem China unter Verwendung einer Umschrift mühelos den Eintritt ins Zeitalter des Computers geschafft hat, scheint das Vorhaben auch wieder in weite Ferne gerückt. Zumal ja gerade die chinesische Schrift in ihrer genialen Funktionalität, bei der es nicht um Klang oder Aussprache der Worte, sondern nur um ihren Sinn geht, was sie auch – wie das Beispiel Japan zeigt – in unterschiedlichen Sprachen Verwendung finden lässt, ein grundlegender Ausdruck chinesischer Identität ist, der damit vernichtet würde. Seit der Veröffentlichung von Daims Buch hat sich die Bevölkerung der Volksrepublik China inzwischen fast verdoppelt. Für 1,3 Milliarden Chinesen sieht die Welt heute anders aus als vor 40 Jahren, denken wir nur an die Olympischen Spiele 2008 in Peking und an die Weltausstellung 2010 in Shanghai. Damit ist uns China zwar näher gerückt, doch kennen wir es immer noch zu wenig. Trotz allem ist es verblüffend, wie viel wir auch heute noch lernen können, wenn wir bei Wilfried Daim über die „Chinesen in Europa“ nachlesen.

Der Psychologe als Kunstsammler

Der „goldenen Nase“ Daim, dem genialen Schnüffler in unbekanntem Tiefen in Bewunderung und Freude über ewig junge Freundschaft herzlichst gewidmet von Nase zu Nase – Ernst Fuchs, 16. Mai 1993 (Widmung im Ausstellungskatalog St. Petersburg, 1993)

Sein Leben mit Kunst und seine Interpretation von Kunst stellte Wilfried Daim ausführlich im Buch „Meine Kunstabenteuer“ dar. Er weist im Gespräch gerne darauf hin, dass er seit seinem 16. Lebensjahr Kunst sammelt. Dies hing eng mit seiner Entwicklung in weltanschaulich-politischer, religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht im Bereich der Psychologie zusammen. Dabei schien der familiäre Ausgangspunkt keineswegs die Voraussetzungen für eine Beschäftigung mit Kunst vorgegeben zu haben. Dennoch gilt der aus kleinbürgerlichem Milieu eines Wiener Arbeiterbezirkes stammende Wilfried Daim heute als einer der bedeutendsten Kunstsammler Österreichs.

Noch heute besitzt Wilfried Daim einige Artefakte, die ihm Josef Weinand, sein kunstsinniger Jungscharkaplan und Mentor geschenkt hatte. Es handelt sich dabei um römische Devotionalien, die während eines Tatarensturms in einem Pfeiler der Mödlinger Pfarrkirche versteckt worden waren. Sie kamen bei Restaurierungsarbeiten während der NS-Zeit ans Tageslicht, wurden aber nicht an das Regime weitergegeben, sondern gelangten in den Besitz von Josef Weinand. Darunter war ein schönes Renaissancekreuz aus Bergkristall. Über die Entdeckung der Kunstwerke hoch erfreut, überließ Weinand seinem Schützling einen römischen Bronzeguss mit ägyptischem Motiv, eine Kopie eines Zeus-Kopfes nach Praxiteles, vermutlich aus Feldspat, und eine kleine Statue aus gebranntem Ton. Welchen Eindruck müssen solche Geschenke auf den damals 16-Jährigen gemacht haben!

Das entscheidende Kunsterlebnis aber hatte Daim, als er bei Josef Weinand eine Kopie der „Madonna im Rosenhag“ von Stefan Lochner zu sehen bekam. Weinand wies ihn damals an, das Kunstwerk öfter zu betrachten. Damit erschloss sich Daim wie von selbst das Wesen dieser Kunst:

Sie war milde, liebevoll-freundlich und gleichzeitig hoheitsvoll. Im Vollsinn lässt sich das, was sie ausstrahlte, verbal nur sehr unvollständig ausdrücken, hier war eine sanft hoheitsvolle und doch auch eine bedingungslose Mütterlichkeit zu spüren. Der Künstler hatte es geschafft, wollte und sollte er doch die Mutter aller malen.

Und so kam es, dass sich Daim während seiner Mittelschulzeit nicht nur mit russischer Literatur beschäftigt, sondern auch Reproduktionen von Ikonen erworben hatte, darunter die berühmte Troiza (Dreifaltigkeitsikone) Andrei Rublevs. Deshalb

kam er auch als Soldat nicht unvorbereitet nach Russland. Schließlich bot sich ihm auch die Gelegenheit, am Markt von Novosybkov – jener Stadt an der weißrussischen Grenze, die Jahre später bei der Katastrophe von Tschernobyl am meisten verstrahlt wurde –, Ikonen zu erstehen und nach Hause zu schicken. Einmal rettet Daim eine Ikone aus einem bereits brennenden Haus, obwohl ihm dies ein Vorgesetzter untersagte, ein anderes Mal gab ihm eine Russin als spontanen Dank für sein mitfühlendes Verhalten einen Flügel eines kleinen metallenen Triptychons mit auf den Weg. In einer Kirche, die gesprengt werden sollte, fand er wie bereits erwähnt ein Buch und einige lose Blätter mit sakralem Inhalt. Drei davon schmücken heute noch sein Schlafzimmer.

Erst nach dem Krieg kam Daim dann mit moderner Kunst in Berührung. Er war mit dem damaligen Wiener „Kunstpapst“ Monsignore Otto Mauer befreundet, den er schon aus der Mittelschulzeit kannte. Mauers Intellektualität übte großen Einfluss auf Daim aus. Auch wenn er mit dem aus der ursprünglich den Nationalsozialisten zuneigenden Neulandbewegung kommenden Priester in vielen Dingen nicht übereinstimmte, so empfing er doch entscheidende Impulse durch ihn bei der Auseinandersetzung mit Kunst. Für Daim waren es „ideologische Wahnsinnsdiskussionen“, die er mit Otto Mauer und dessen Freundeskreis, darunter Arnulf Rainer, Markus Prachensky, Wolfgang Hollegha und Josef Mikl, führte.

Unter Monsignore Mauers Einfluss kaufte Daim damals 13 Lithographien von Alfred Kubin – dem großen Vorbild der jungen Malergarde – um insgesamt 250 Schilling. Auch Blätter von Georg Ehrlich (1897–1966) konnte er günstig erwerben.

Während seiner Teilnahme am Salzburg-Seminar auf Schloss Leopoldskron war Daim nicht nur Ernst Fuchs (Jahrgang 1930), sondern auch Otto Beckmann (1908–1997) begegnet, dessen Zement- und Holzschnitte Daim sehr zusagten. Wenig später – im Rahmen seiner Beschäftigung mit Lanz von Liebenfels – stieß Daim erstmals auf den deutschen Maler und Lebensreformer Karl Wilhelm Diefenbach (1851–1913), von dem er Jahrzehnte später auch einige Werke erwerben konnte.

Ende der 60er-Jahre besuchte der jüngere Sohn des Filmregisseurs Georg Wilhelm Pabst, Michael Pabst, damals noch Angestellter in der Galerie Christian Nebehay, Wilfried Daim und zeigte ihm 14 Holzschnitte von einem ihm noch kaum bekannten Künstler namens Otto Rudolf Schatz. Pabst fragte Daim, ob er sich für „sozialkritische“ Kunst interessiere. Die Bilder waren in groben Druckbuchstaben mit „O. R. Schatz“ signiert und waren zum Teil Illustrationen zu Upton Sinclairs sozialkritischem Roman „Co-op“. Daim kaufte das Konvolut für insgesamt 150 Schilling. Später schreibt Daim:

Ein Blatt fiel mir sofort auf. Darauf ist ein Fiaker am Graben in Wien. Er sitzt vorne auf dem Bock, hat sich jedoch weitgehend umgedreht. Seinen Berufszylinder hat er gezogen, er hält ihn maximal weit am ausgestreckten Arm, demonstrativ grüßend. Der Holzschnitt ist nicht groß: 13,5 x 9 cm und entsprechend klein ist daher das Gesicht dieses Fiakers – etwa 15 x 15 mm. Aber mich faszinierte sofort dessen Ausdruck, der unverständlich ohne die andere

„Fiaker“,
Holzschnitt von
O. R. Schatz (1929)



Person ist. Diese sieht man nur von hinten. Es handelt sich um einen Herrn mit Frack und Zylinder, der dabei ist, den Wagen zu besteigen. Sein Gesicht sieht man nicht, doch genügen offensichtlich die beiden Kleidungsstücke als Signatur seiner Kaste.

Bedeutsam ist jedoch der Fiaker und sein Ausdruck: er fragt nach dem gewünschten Ziel und sein Gesicht drückt eine verhaltene, ordinäre Grobheit aus, mit seinen fast ganz zuge-drückten Augen, was seinen Blick schärfer, abschätziger und aggressiver macht. Den rechten Arm gar zu ausgestreckt, könnte er gerade sagen: „G’schamster Diener, gnä’ Herr!“ Die Frau von Friedrich Heer sagte dazu treffend: „Wie der Qualtinger in seiner bes-

ten Zeit“. Hinter zäher Freundlichkeit steckt hier verdeckte, ordinäre, verächtlich machende Aufmüpfigkeit. Tatsächlich handelt es sich bei dem Bild um eine Illustration zu Stefan Zweigs Novelle „Phantastische Nacht“.

Das Bild machte mir sehr großen Eindruck und ich entschloss mich sofort, diesen Künstler zu sammeln. Hier faszinierte mich nicht nur die geballte künstlerische Ausdruckskraft, sondern auch die Thematik, in diesem Fall die soziale Spannung, die hier zu spüren ist und die genau zu der Zeit passt, in der es entstand, der Zwischenkriegszeit. Und von hier aus gelang es mir, mich in der Kunst dieser Epoche zu orientieren. Sie ist bislang immer noch weit unterschätzt und kam aus rein politischen Gründen unter die Räder. Denn die Künstlergeneration, die um 1918 zu arbeiten begann, also um die Jahrhundertwende zur Welt kam, hatte keine Chance, sich in größerem Sinn durchzusetzen. Denn 1938 wurde dieses Land besetzt und schon seit 1933 war Deutschland für österreichische Kunst verschlossen. Und nach 1938 gingen bedeutende Künstler, Kritiker, Kunstschriftsteller und Händler ins Ausland.

Für mich war diese Situation jedoch kein Nachteil. Denn diese Kunst war praktisch unentdeckt und hier, erst recht aber in den USA, sehr billig, sodass ich sie mir leisten konnte. Daher ging ich auch über Schatz bald hinaus. Ich stieß in New York, als ich dabei war, Schatz einzukaufen, zufällig auf ein sehr intensives Aquarell von Franz Probst, der alsbald der Favorit in meiner Sammlung wurde. Es handelt sich dabei um das Aquarell „Die Löwin und der Fuchs“ von 1926, das die Spannung zwischen einer Großkatze und einem provozierenden Fuchs wiedergibt, Symbole der Spannung zwischen gesellschaftlichem Oben und Unten. (Academia Nr. 2/2001, S. 43)

Die Gemälde und Graphiken von Otto Rudolf Schatz (18. 1. 1900 bis 26. 4. 1961), die Daim zu sammeln begann, als der Künstler noch relativ unbekannt war, nehmen inzwischen einen wichtigen Stellenwert in der Kunstgeschichte und im Kunsthandel ein. Werke von Schatz werden in Auktionen zu hohen Summen gehandelt. Viele davon sind im Besitz von Wilfried Daim.

Schatz entstammte einer k. u. k. Beamtenfamilie und studierte von 1918 bis 1920 an der Kunstgewerbeschule in Wien. Von Egon Schiele ausgehend, entwickelte sich Schatz vom Expressionisten zum Vertreter der Neuen Sachlichkeit. Schatz wird 1924 erstmals von Otto Kallir ausgestellt. 1925 erhält er den Großen Staatspreis. Von 1928 bis 1938 war er Mitglied des Hagenbundes, ab 1946 Mitglied der Wiener Sezession. Er arbeitete als Illustrator von literarischen Werken und sozialdemokratischen Publikationen und fertigte zahlreiche Holzschnittzyklen an. Schatz ist einer der wenigen gesellschaftskritisch tätigen Künstler in Österreich. In hunderten Holzschnitten reflektierte er die soziale Situation Österreichs in der Zwischenkriegszeit. Wegen seiner kritischen Haltung und der Ehe mit einer Jüdin wurde er in ein Außenlager des KZ Groß-Rosen in Gräditz verschleppt und in den letzten beiden Kriegsjahren zu Zwangsarbeit verurteilt. Nach seiner Rückkehr nach Wien konnte er jedoch trotz der Unterstützung des Wiener Kulturstadtrates Viktor Matejka (1901–1993), der sogar eine Ausstellung seines Gesamtwerkes organisierte, nicht

mehr Fuß fassen und musste von Gelegenheitsarbeiten – vorwiegend pornografische Werke – leben, bis er an Lungenkrebs verstarb.

Daim, der Schatz persönlich kannte, erinnert sich an ihn als Bohemien und Frauenfreund, der immer am Rande des Existenzminimums lebte. Trotz seinem ausschweifenden Lebenswandel schuf O. R. Schatz an die 10 000 Werke. Daim suchte nach dem Tod des Künstlers die beiden Witwen sowie diverse Freundinnen und Freunde auf, um weitere Werke des Künstlers zu erwerben.

2001 konnte Daim 100 Miniaturen von Schatz in einer Ausstellung im Papyrusmuseum der Nationalbibliothek zeigen. 2007 erzielten die „Mondfrauen“ von Schatz bei einer Auktion im Palais Kinsky den stolzen Preis von 350 000 Euro. In den 90er-Jahren ging das Ölgemälde „Die Schaulstellung“ um 280 000 Euro an den Wiener Unternehmer Hans Schmid.

Entscheidend für die „dritte Karriere“ Daims als Kunstsammler und Interpret der kritischen Malerei der Zwischenkriegszeit war seine Begegnung mit Otto Kallir. In der Grünangergasse lagerten 1975, zwei Jahre nach dem Tod von Otto Mauer, immer noch Werke der Maler der Zwischenkriegszeit – Vertreter der Neuen Sachlichkeit, die Expressionisten, die Humanisten, mit denen die „fortschrittliche“ Katholische Kirche nichts anfangen konnte. Das waren die „Schätze“ von Otto Kallir in Wien, die er einst in ganz Europa bekannt machen wollte. Viktor Matejka, der legendäre Stadtrat für Kunst und Volksbildung im Wien der Nachkriegsjahre, hatte Daim auf den Galeristen Dr. Otto Kallir-Nirenstein aufmerksam gemacht. 1894 in Wien geboren, hatte Kallir zunächst an der Technischen Hochschule studiert, bevor er sich der Kunstgeschichte zuwandte, 1919 den „Verlag Neuer Graphik“ gründete und von 1923 bis 1938 die „Neue Galerie“ in Wien betrieb. Ab 1926 organisierte er gemeinsame Ausstellungen mit dem Hagenbund, dem er ab 1931 als geschäftsführender Vizepräsident vorstand. Bald avancierte Kallir zum wichtigsten Kunsthändler Österreichs. 1923 hatte er bereits den von ihm sehr bewunderten Egon Schiele ausgestellt. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner Unterstützung der Regierung Schuschnigg musste Kallir 1938 emigrieren. Er ging nach Paris und gründete dort die Galerie St. Etienne, wo er u. a. Werke von Oskar Kokoschka ausstellte. 1939 flüchtete er erneut und emigrierte in die USA. Währenddessen gelang es seiner Mitarbeiterin, Dr. Vita Künstler, die Wiener Galerie samt ihren Beständen durch die NS-Zeit hinweg zu retten. Von 1939 bis 1978 war Kallir Inhaber der Galerie St. Etienne in New York und spezialisierte sich auf österreichische und deutsche Expressionisten.

Bei einem Treffen in Wien 1970 zeigt sich Kallir von Daims Engagement für O. R. Schatz beeindruckt und meint überzeugt: „Das gehört alles in eine Hand, dann kann man was für den Schatz machen. Wie viel Geld haben Sie?“ „26 000 Schilling“, antwortete Daim. Kallir akzeptierte die Summe. Der greise Kunsthändler und der junge Sammler verstanden einander so gut, dass die Starthilfe für die Sammlung Daim mit folgenden Worten Otto Kallirs beschlossen wurde: „Ich habe Bilder von

Schatz hier und in den USA, aber ich bin schon alt und will mich damit nicht länger beschäftigen. Machen Sie den Schatz! Es gibt eine Frau, die hat mehr Bilder von Schatz als ich. Geben Sie ihr mehr, als sie in Amerika dafür bekommen würde, aber weniger als Sie hier in Wien dafür bezahlen müssten.“

Die genannte Dame war Sascha Kronb(o)urg-Roden (1893–1985), die Gattin des legendären Kunstkritikers Max Roden (1881–1968) und selbst Malerin. Max Roden war mit einem Koffer voller kleinformatiger Schatz-Bilder in die USA geflüchtet. Daim konnte bei einem Besuch in New York 1973 tatsächlich eine ganze Reihe davon erwerben. Daim besuchte auch Otto Kallir in New York.

Das Interesse an der Kunst von Schatz stieg nun stetig an. Am 4. Juli 1978 wurden Bilder von Schatz zusammen mit Kleinformaten des Belgiers Frans Masereel (1889–1972) im Künstlerhaus ausgestellt. Daim hatte bis dahin bereits 1500 Werke von Schatz in seinem Besitz.

Anlässlich seiner Gespräche mit Frau Kronb(o)urg-Roden über den Ankauf von Schatz-Bildern in Otto Kallirs Galerie war Daim zufällig auf ein Aquarell eines weiteren Künstlers gestoßen. Es war mit F. Probst signiert und zeigte einen Baum im Mondlicht. Das Bild war „Praterbaum“ benannt und stammte aus den Jahren 1923/24. Die fiebrige Atmosphäre faszinierte Daim sofort. Kurz danach hatte Daim den Wohnsitz von Franz Probst über das Meldeamt ausgeforscht und in der Folge begann er, die Werke auch dieses Künstlers zu sammeln:

Damit begann mein bislang größtes Kunstabenteuer, das mit dem intensivsten affektiven Tiefgang, den hintergründigsten psychologischen Fragwürdigkeiten, der größten, aufregendsten Faszination und Irritation. Vielleicht ahnte ich dies damals, aber ich war mir nicht bewusst, was damit auf mich zukam. (Meine Kunstabenteuer, S. 179)

Franz Probst (2. 8. 1903 bis 19. 9. 1980) war in Litzlberg am Attersee geboren worden und kam bereits 1910 in die Kinderkunstklasse von Franz Cizek an der Wiener Kunstgewerbeschule, wo er zum Starschüler avancierte. Probst begann 1918 als Lehrling in einer Steindruckerei und besuchte wenig später die Kunstschule des Schweizer Malers Johannes Itten in Wien, bevor er mit diesem ans Bauhaus nach Weimar ging. 1920 verlässt er Weimar und unternimmt eine Italienreise. In den Jahren 1922/23 entsteht der Plakentwurf für die Zigarettenhülsenfirma Samum. 1925 sind Werke des jungen Künstlers in der „Neuen Galerie“ von Dr. Otto Kallir zu sehen. Seine Bilder behandeln u. a. gesellschaftliche Konflikte und den Urkonflikt zwischen Mann und Frau. Bei der Darstellung sozialer Spannungen – wie etwa in der nach dem Justizpalastbrand gemalten „Straßenschlacht“ – gelingt es Probst, abgründigen Hass sichtbar zu machen. Später nimmt Probst stärker auf mythologische Themen Bezug; ab 1967 schafft er vermehrt großformatige Arbeiten in Öl, besonders nach seiner Bekanntschaft mit seinem Förderer Wilfried Daim. Als Maler bis 1930 produktiv, hatte Probst die Kriegszeit u. a. als Spritzlackierer für Flugzeuge verbracht. Im Herbst 1945 aus russischer Gefangenschaft entlassen, wurde er Bauarbeiter. Erst nach seiner Pensionierung 1966 begann er wieder zu malen. Aus dem

Zufallsfund des „Praterbaums“ entwickelte sich zwischen Daim und Probst eine langjährige Freundschaft, die bis zu Probsts Tod 1980 währte. Daim inspirierte den Künstler zu einer Anzahl wichtiger Werke, darunter zu einem Zeus-Venus-Chronos Triptychon. Laut Daim konnte keiner den Ausdruck menschlichen Hasses so rückhaltlos malen wie er.

Im Jahr 1976, als man die Ausstellung „Zwischenkriegszeit, Österreich 1918–1938“ im niederösterreichischen Schloss Pottenbrunn vorbereitete, erfuhr Siegfried Nasko, der für die Gesamtgestaltung und die wissenschaftliche Leitung dieser über zwei Sommer (1976 und 1977) laufenden Ausstellung zuständig war, von Daims Sammlung und bat ihn, Exponate zur Verfügung zu stellen. Daim verlieh zwölf Arbeiten von Schatz und neun Arbeiten von Franz Probst, dem wohl ausdrucksstärksten Künstler dieser Generation.

Inzwischen wurde Daim also auch in der Welt der Kunst wahrgenommen und als Sammler und Förderer geschätzt. So konnte er auch gemeinsam mit führenden Museumsdirektoren wie Otto Breicha vom Grazer Kulturhaus, Hans Aurenhammer von der Österreichischen Galerie, Walter Koschatzky von der Albertina und Wilhelm Mrazek vom Museum für angewandte Kunst sowie Ruppert Feuchtmüller vom Diözesan-Museum in Wien Ausstellungen planen und durchführen.

Im Katalog zur erwähnten Ausstellung in Pottenbrunn findet sich ein Beitrag Daims zu „Österreichs bildender Kunst zwischen 1918 und 1938“. Daim begründet darin die düsteren und Verzweiflung ausstrahlenden Motive dieser Zwischenkriegsmaler mit der Niedergeschlagenheit der Österreicher nach dem Verlust des habsburgischen Großreiches während der miserablen wirtschaftlichen Lage der 20er-Jahre.

Unter dem Titel „Der bodenlose Hass“ erläutert Daim im Magazin „Pannonia“ Stil und Aussage im Werk von Franz Probst an Hand seiner Bilder „Straßenschlacht“ (1927), „Kampf um die Tochter“ (1927) „Der Fuchs und die Löwin“ (1928) und „Chronos“ (1977). Daim wird mit seiner eigenwilligen Art der Werkinterpretation zu einer bekannten Persönlichkeit im Wiener Kunstbetrieb.

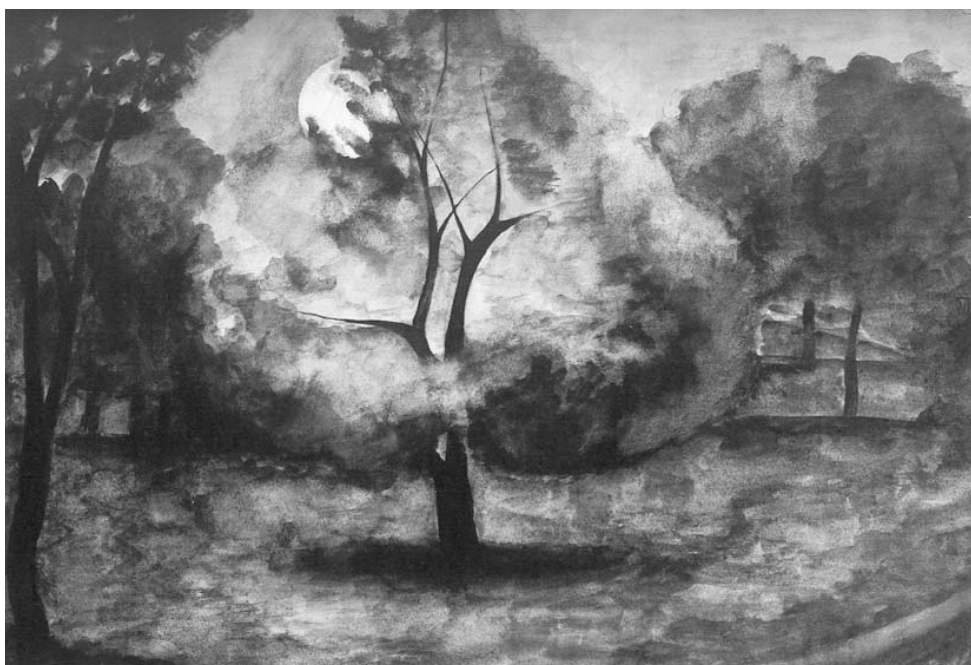
Im Interview des Wirtschaftsmagazins Trend (7/1978), meinte Daim, dass er sich vorstellen könne, irgendwann einmal seine gesamte Schatz-Sammlung der öffentlichen Hand zu übergeben: „Allerdings nur unter einer Voraussetzung: Die Werke müssten dem Publikum zugänglich gemacht werden und nicht, wie eine Reihe von Originalentwürfen, die Schatz für die Gemeinde Wien anfertigte, verschwinden.“

Die Motive für das Sammeln von Kunst sind für Daim sehr vielfältig – nicht zuletzt sind sie natürlich materiell bestimmt. Aber auch unbewusste Motive, wie beispielsweise latente Sexualität, können das Sammeln und den Geschmack beeinflussen. Immer wieder stellt sich die Frage, was echte Kunst und was Kitsch ist, worauf Daim meint: „Es gab einen Test, bei dem Marc Chagalls ‚Fiddler on the Roof‘ einem Kitschbild ‚Bergsteiger trägt auf den Armen eine verletzte Bergsteigerin zu Tal‘ gegenübergestellt wurde. Das Wald- und Wiesenmotiv ist schließlich von den

Befragten als das wertvollere der beiden eingestuft worden.“ Daim leitet daraus ein Dogma des Sammelns ab: „Man soll von der öffentlichen Meinung unabhängig sein.“

Die wichtigsten Publikationen Daims in dieser Periode sind die beiden Monographien zu Otto Rudolf Schatz (1978) und Franz Probst (1979). Die erstgenannte Publikation, ein Katalogbuch mit 61 Abbildungen, angeregt durch Otto Breicha, der ja O. R. Schatz 1961 und 1978 in Graz ausgestellt hatte, beschränkt sich auf das graphische Werk des Künstlers. Daim erwähnt in der Einleitung die Vermutung, dass Schatz den Holzschnitt aus zwei Gründen gewählt haben mag: erstens, weil die Jugendbewegung diese urwüchsige Technik als zum „einfachen Leben“ gehörig bevorzugte, und zweitens, weil sich die dramatischen Schwarz-Weiß-Motive sehr gut zur Darstellung gegensätzlicher Positionen und damit des politischen Kampfes eignen. Die ausgewählten Werke des Kataloges – vorwiegend zivilisationskritische Holzschnitte – beeindruckten in der Tat zutiefst.

Im März 1979 erschien der zweite Katalog, diesmal zur Ausstellung von Franz Probst im Wiener Künstlerhaus vom August 1979. Daim erzählt darin von der irrlichternden Stimmung, die das Aquarell „Praterbaum“ (1923) ausstrahlt, und ihn vom ersten Blick an gefangen genommen hatte – ähnlich wie das „Fiakerbild“ von Schatz.



„Praterbaum“, Aquarell von Franz Probst (1923/24)

Seit damals sei er von Probst nicht mehr losgekommen. Zunächst konnte er acht Ölbilder und sechs Temperabilder erwerben, schließlich wurde Wilfried Daim zum wichtigsten Sammler der Kunstwerke von Franz Probst. Der Katalog enthält 16 Werke in Farbe und 50 in Schwarzweiß, wieder eindrücklich kommentiert und interpretiert von Wilfried Daim.

1980/81 veranstaltete Siegfried Nasko neuerlich eine Ausstellung im Schloss Pottenbrunn, diesmal zum Thema „Österreich – die Zweite Republik“. Wieder liefert Wilfried Daim unter dem Titel „Gesellschaftliche Veränderungsimpulse nach dem Zweiten Weltkrieg“ einen Beitrag zum Katalog. Er geht darin auf die Langzeitfolgen der Atombombenabwürfe ein, mit denen Japan in die Knie gezwungen worden war, auf den Rüstungswettlauf und die beginnende Globalisierung. In Österreichs Kunst dieser Zeit sieht er Skepsis gepaart mit Optimismus.

In einem Beitrag zum Buch „Aufbruch und Untergang – Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938“, herausgegeben von Franz Kadrnoska, beschreibt Wilfried Daim den Einfluss der USA auf die österreichische Kunst:

Es waren zunächst technische Elemente, die Einfluss auf die Maler Schatz und Probst ausübten. Da gab es die Hochhäuser, „Wolkenkratzer“ genannt, die imponierten. In der Zwischenkriegszeit entstand auch das erste Hochhaus Österreichs in Wiens Herrngasse, nahe dem berühmten Café Central.

In den USA erwartete man sich vom technischen Fortschritt, der dort bereits in vielen Belangen den Massen zugutekam, während er in Österreich nur einer ökonomisch potenten Oberschicht nützte, auch den sozialen Fortschritt. In Österreich galten dagegen Aufzüge in Häusern als Luxus, so dass etwa der Wiener Gemeinderat den Vorschlag, in Gemeindebauten Raum für später einzubauende Aufzüge auszusparen, empört zurückwies [...]

Das Auto, das Lieblingskind des „freien Westens“, war bereits in der Zwischenkriegszeit ein höchst bemerkenswertes und heiß ersehntes Ding. Und hier waren die USA führend. Denn Henry Fords Herstellung billiger Serienwagen führte zur Massenmotorisierung der USA. Und so konnte es auch Arbeitslose mit – wenn auch veralteten – Autos geben [...] Was jedoch wohl neben der zunehmenden Fetischisierung des Autos das wichtigste Element war, das letztlich wie eine neue Weltreligion sich über die ganze Erde ausbreitete und dabei auch – nach dem Zweiten Weltkrieg – mit Vehemenz die Grenzen des Ostblocks durchbrach, war die Jazz-Musik.

Dieses mit einer bislang völlig ungewohnten Betonung des Rhythmischen einhergehende Phänomen hat im Übrigen keineswegs nur musikalische Aspekte. Denn da ein Großteil der Musiker und Sängerinnen des Jazz Neger waren, erschienen diese erstmals als wesentliche Kulturträger auf der internationalen Bühne, was heftige Reaktionen der Rassisten hervorrief. Aber wie später die Kommunisten waren auch die Nationalsozialisten nicht imstande, diese Musik völlig abzuwürgen.

[...] Probsts köstlich rabiate Federzeichnung „Frau Sally führt ihrem Mann Negertänze vor“ ist hier ein Beispiel solch eines Familienkonfliktes, im Übrigen auch eine sehr

typische Familienszene der Zwischenkriegszeit. (Franz Kadrnoska, Aufbruch und Untergang – Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, S. 345, 347, 349 f.)

Der Maler O. R. Schatz hat der Nachwelt auch ein bescheidenes literarisches Vermächtnis hinterlassen: Jene Briefe, die er im Zeitraum von Anfang 1942 bis 15. November 1944, einen Tag vor seiner Deportation, schrieb. Wilfried Daim hat diese Briefe 1982 als Buch herausgegeben und in der Einleitung geschrieben:

Schatz' Briefe sind [...] eine raffinierte und gleichzeitig faszinierende Mischung aus Andeutungen und Symbolen, aus Pseudonaivität mit latenten Frotzeleien des Regimes, Bosheiten, Sticheleien, aber auch von Selbstausrüchen tiefer Depression, ja Neigung zum Selbstmord. Manchmal erinnern die Briefe an Nestroy, aber auch an Lenau. Galgenhumor, hinüber gestreut in ein Meer von Trostlosigkeit.

Weiter im Bestreben, das Werk von Schatz zu würdigen, gelingt Daim 1999 – und somit siebzig Jahre nach seiner Entstehung – die Rekonstruktion des von Schatz mit Holzdrucken illustrierten Buches „Stimme der Arbeit“ des deutschen Arbeiterdichters Ernst Preczangs (1870–1949).

100 Miniaturen von Schatz – aus dem Krieg (Kaseinfarbe auf Holz) und aus der Nachkriegszeit (Tusche, um 1952) – kann Daim im Frühjahr 2001 im Papyrusmu-



Die Trostlosigkeit des Industriezeitalters: „Fabrik“, Holzschnitt von O. R. Schatz, 1927

seum der Österreichischen Nationalbibliothek und im Stadtmuseum von St. Pölten zeigen.

Im Verlauf der Jahrzehnte hat die Kunstsammlung Wilfried Daims einen riesigen Umfang angenommen. Sie umfasst mittlerweile neben hunderten Werken von Otto Rudolf Schatz und Franz Probst auch Bilder von Karl Wilhelm Diefenbach. Dazu kommen Werke des niederösterreichischen Expressionisten Hans Pilhs (1903–1986) und des Kärntner Probst-Freundes Franz Moser (geb.1935). Dieser hat das wohl originellste Portrait von Wilfried Daim geschaffen – einen mystischen Mond über mehreren Augenpaaren.

Schließlich befinden sich noch die sensible Malerin Sascha Kronb(o)urg-Roden und der an mystisch-religiösen Motiven orientierte Georg Ehrlich (1887–1966) in Daims Sammlung, deren Werke er ebenfalls interpretiert hat.

Daim hat über die Jahre eine beachtliche Reihe von Artikeln mit Kunstanalysen der Werke von Schatz, Probst und Moser veröffentlicht, darunter stellt er in der „Academia“ vom März/April 1978 drei Holzschnitte von O. R. Schatz vor, die die menschenleere, unheimliche Maschinenwelt des Industriezeitalters auf beklemmende Weise zum Ausdruck bringen.

Überdies hat er schließlich die Entstehungsgeschichte seiner Sammlung – wie eingangs erwähnt – in dem großformatigen Buch „Meine Kunstabenteuer“ zu Papier gebracht. Leben und Werk seines Freundes Franz Probst arbeitete Daim in seinem bisher letzten Buch, dem 2005 erschienenen Großformat „Eine Kunst, die ans Ende will“, auf. Daim interpretiert darin weit über 200 Werke Probsts – von der gespenstischen „Nacht in der Kirche“ des 13-Jährigen bis zu einem Plakatentwurf für Österreich, geschaffen 1980, im Jahr seines Todes. Das Sammeln von Kunstwerken entspringt für Daim einem zeitgeschichtlichen und künstlerischen Interesse:

Das Sammeln nicht anerkannter Maler ist für mich eine Art intellektuelles Abenteuer; ich bin eben ein „Querdenker“. Ich habe Schatz, Probst, Pilhs, Ehrlich und andere gesammelt, weil mich ihre Arbeiten faszinierten und weil ich sie sehr billig bekommen konnte. Für den Sammler bedeutet das Sammeln die Befriedigung von Entdeckerlust und Neugier und das Aufdecken von bisher unbekanntem Gemeinsamkeiten und historischen Zusammenhängen. (Wiener Kunsthefte 5/1989, S. 84)

Seine Sammelleidenschaft hat den Psychologen Daim natürlich auch immer dazu angeregt, die Motive des jeweiligen Künstlers und die Wirkung des jeweiligen Werkes mit Hilfe tiefenpsychologischer Überlegungen zu ergründen. Dazu kommt, dass Daim seine Gedanken zu den Werken in klare und einfache Sätze bringen kann, was sie von vielen geschraubten Kunstanalysen wohlthuend abhebt. Wer Daims Interpretation von Franz Probst' sozialkritischem Werk „Straßenschlacht“ liest, wird dem Bild jedenfalls um einiges näher kommen:

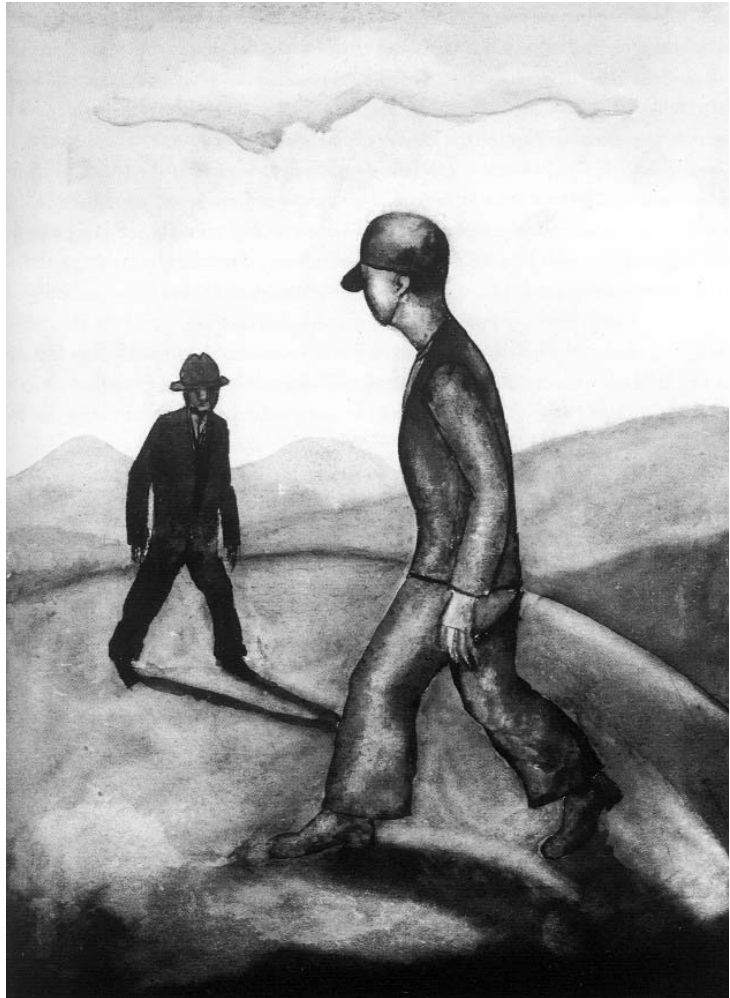
Es gibt keine konkrete Szene wieder, jedoch die Atmosphäre. Hier feiert der Hass Orgien. Da schlägt einer mit dem Knüppel zu, vor sich eine Gruppe von Männern, von denen drei ihr Messer gezogen haben. Er hat eine Kopfbedeckung auf – anscheinend eine „Hahnen-



Straßenschlacht,
Schwarz-Weiß-
Aquarell von
Franz Probst,
1927

schwanzler“-Kappe. Die Augen hat er weit aufgerissen, ebenso seinen Mund, in dem die Zähne wie weiße Nägel blecken. Er schreit und scheint auch beißen zu wollen. Ihn treibt ein wilder Hass, der keine Umkehr kennt. (Franz Probst, Text zu Abb. 41)

Willfried Daims Stellenwert als Sammler ist seit langem in der Welt der Kunst unbestritten. Als Interpret der gesammelten Werke geht er allerdings eigenwillige Wege, die dennoch für Bewunderung sorgen: „Wenn der Sammler Daim den Inhalt eines Kunstbildes auf diese Weise beschreibt, so begeht er in der Welt der modernen Kunst eigentlich ein Sakrileg. Denn er spricht nicht von Farben und Formen und deren perfekter Auflösung in einem zweidimensionalen Gebilde, sondern über konnotierte, sparsamst ausgedrückte Bedeutung. Sein Lieblingsmaler Probst erlaubt diesen inhaltlichen Zugang ganz speziell, denn er hatte ein ungebrochenes



„Begegnung“,
Schwarz-Weiß-
Aquarell von
Franz Probst,
1926

Verhältnis zur Dingwelt, eine gleichsam kindliche Kraft der Vergegenwärtigung, die er bis zuletzt behielt.

Das Daim'sche Kunstverständnis ist eigenwillig-anfechtbar und aufregend zugleich. Der unnaive Daim besteht bei Bildern auf naivem Zugang. Als Beispiel nennen wir die ‚Schaustellung‘ von Schatz, deren Bildaussage eine Demaskierung von Rassismus ist. Daim hält sich keinen Augenblick bei der malerischen, ja artistischen Qualität des Bildes auf, sondern erläutert gleich die Konnotation. Das führt bei Bildern, die einen weniger starken und klaren Ausdruck haben wie dieses fabelhafte Gemälde zu inhaltlicher Überinterpretation.

Doch genau das ist Daim, immer auf der Suche nach der Intensität. Zuerst muss ihn das Bild, das Objekt, inhaltlich ‚anspringen‘, dann sucht er die Gründe, warum

es ihm gefällt. Bei Daim liegt das Kraftzentrum einzig im Objekt – das mag beschränkt sein, ist aber aufregend.“ (Martin Luksan, Wiener Zeitung, 24. 10. 1997) Besonders deutlich wird die Art und Weise, in der Wilfried Daim Kunst interpretiert, in seinem Beitrag zur Zeitschrift „biblos“ der Österreichischen Nationalbibliothek. Dort beschreibt Daim Autoritäts- und Dominanzprobleme an Hand von 14 Graphiken des Malers Franz Probst. Dabei geht es um Situationen, in denen Menschen und Tiere teils gemeinsam, teils allein vorkommen. Daim gelingt es mit wenigen, aber umso eindrucksvolleren Worten darzustellen, welche Gefühle Probst in den Ausdruck von Tieren oder Personen zu legen versteht, die sich in der Position des Überlegenen oder des Unterlegenen befinden. Selbst Probsts Bild „Begegnung“ drückt für Daim mehr aus als das bloße Treffen zweier Männer – für ihn sind es die Vertreter zweier feindlicher Systeme, die in beinahe apokalyptischer Atmosphäre aufeinander stoßen.

Der Klassenkampf hat in der Gesellschaft viele Aspekte, politische, wirtschaftliche, kulturelle. Er vollzieht sich im wesentlichen zwischen einer herrschenden Klasse, die durch den Besitz der Produktionsmittel Hauptnutznießer des gesellschaftlichen Reichtums ist, und jenen Gruppen, mit deren Hilfe er geschaffen wird, die aber an ihm nicht in demselben Ausmaß partizipieren wie die privilegierte herrschende Klasse. Diese ungleichen Besitzverhältnisse führten und führen immer wieder zu schweren Konflikten zwischen den verschiedenen Gruppen bzw. Klassen einer Gesellschaft.

Klassenkampf, also der Kampf um die Produktionsmittel und die Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, kann mehr oder weniger bewusst geführt werden. Von unten nach oben und von oben nach unten. Die verschiedenen Formen solcher Auseinandersetzungen können selbstverständlich auch zum Gegenstand künstlerischer Gestaltung werden. Dabei wird jeweils deutlich, welcher Seite der Kämpfenden die Sympathie des Künstlers gilt. Hält er zur beherrschten Unterschicht und klagt deren Unterdrücker an, sprechen wir von „sozialkritischer“ Kunst. (biblos 50,2, 2001, S. 227)

Wilfried Daim – Werk und Wirkung

Jeder Fortschritt und jeder Wandel in der Geschichte kommt von Nonkonformisten. Wenn wir keine Dissidenten hätten, lebten wir noch in Höhlen. (Alan J. P. Taylor)

Der Bogen von Wilfried Daims Schriften spannt sich von dem unscheinbaren Büchlein „Experimente mit der Seele“ (1949) bis zum Großformat „Eine Kunst, die ans Ende will. Der Maler Franz Probst“ (2005). In insgesamt 22 Büchern (dazu kommen neun Übersetzungen) sowie in über 200 Fachbeiträgen und Artikeln hat der Arbeitersohn aus Wien-Hernals die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten und die Summe seiner Reflexionen während sechs Jahrzehnten zu Papier gebracht. In unzähligen Vorträgen und Medienauftritten hat er sein Publikum mit Thesen konfrontiert – und nicht selten schockiert – von denen viele so lange unglaubwürdig klangen, bis sie in weiterer Folge Realität geworden waren.

Wilfried Daim war zeitlebens ein Querdenker und nahm sich nie ein Blatt vor den Mund. Seine wissenschaftlich begründeten Theorien paarten sich mit gesundem Hausverstand, seine vom Wiener Dialekt gefärbte Sprache war ohne Schnörkel. Aus dem Krieg nach drei Verwundungen heimgekehrt, war Wilfried Daim – noch bevor dies salonfähig wurde – meist ohne Krawatte unterwegs und hielt wenig von gesellschaftlichen Auftritten. Wahrscheinlich war diese seine burschikose Art auch eine der Ursachen dafür, dass ihm eine akademische Laufbahn versagt blieb. Nicht selten schossen Daims Gedanken weit über das Ziel hinaus, doch waren sie immer humanistisch fundiert und beharrlich von der Forderung nach universeller



Wilfried Daim: unkonventionell und stets fröhlich

Brüderlichkeit durchdrungen. Diese Haltung bezog er aus seinem unerschütterlichen Glauben an die Lehre Jesu, seiner eigenen Lebenserfahrung und aus der empirisch gewonnenen Erkenntnis, dass soziale Konflikte nicht zuletzt auf Kasten-gegensätze zurückzuführen seien. Wie sein Freund Friedrich Heer setzte er auf den Dialog selbst mit dem härtesten Gegner. Seine Auseinandersetzung mit dem Marxismus, dessen positive Elemente er stets anerkannte, und seine Kritik an der katholischen Amtskirche, deren triumphalistische Äußerlichkeiten er beharrlich bekämpfte, trugen ihm die Bezeichnung „Linkskatholik“ ein, eine Punze, die er selbst als Ehrentitel auffasste.

In den 60er-Jahren, in denen Daim seine wichtigsten sozialpsychologischen Werke verfasste, widerfuhr ihm allerdings eine wesentliche Fehleinschätzung. Unter dem Einfluss der Gedanken seines um zwei Jahrzehnte älteren Freundes August M. Knoll hielt Daim einen humanisierten Kommunismus für eine historische Kraft mit Zukunft. Freilich war er mit dieser Ansicht nicht allein. Niemand konnte damals voraussehen, dass innerhalb von nur zwanzig Jahren der Kommunismus zusammenbrechen und das Sowjetimperium zerfallen würde.

Was wird von Wilfried Daim bleiben, was sind seine wesentlichen wissenschaftlich begründeten Erkenntnisse?

Auf dem Gebiet der Tiefenpsychologie hat es Wilfried Daim als einer der wenigen seiner Zunft gewagt, einen eindeutigen Bezug zu einem transzendenten Sein, also zu Gott herzustellen. Seine 1951 in der „Umwertung der Psychoanalyse“ entwickelten graphischen Darstellungen der ungestörten Beziehung des Menschen zum Absoluten (Parabel) und der Fixierung eines Patienten an ein innerweltliches Objekt, das als „Götze“ relative Göttlichkeit erlangt (Ellipse) sind Klassiker geworden (Siehe Abbildungen auf S. 67f).

Das zweite wichtige Werk dieser „individualpsychologischen“ Schaffensperiode war das Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1952), in dem Wilfried Daim seiner christlichen Interpretation der Psychoanalyse ein weiteres Element, nämlich das des individuellen Erlösungsbedürfnisses des Menschen, hinzufügt.

Es folgte die zwei Jahrzehnte währende „sozialpsychologische“ Periode im Leben Wilfried Daims. Er wurde international bekannt durch seine Analyse des Einflusses, den der Wiener Esoteriker und „Ariosoph“ Lanz von Liebenfels auf Adolf Hitler und den Nationalsozialismus ausgeübt hat. „Der Mann der Hitler, die Ideen gab“ (1958) ist in seiner dritten Auflage das einzige im Buchhandel neu verfügbare Werk aus dieser Schaffensperiode. Es wird nahezu bei jeder Auseinandersetzung mit der Frühzeit der Nazibewegung zitiert. Am Beispiel der abwegigen Theorien von Lanz kann man die Wirksamkeit des Freudschen Ödipaldreiecks („Der Kampf um die Frau“) besonders gut erkennen, das Wilfried Daim auf die Gesellschaft anwendet und seiner Kastentheorie zugrunde legt. (Siehe Abbildung auf S. 106)

Wie schon im diesbezüglichen Kapitel ausgeführt, ist die „Kastenlose Gesellschaft“ (1960) das unbestrittene Hauptwerk Wilfried Daims, das leider ganz zu Un-

recht geringe Bekanntheit genießt. Wer könnte leugnen, dass selbst in einer aufgeklärten Welt und in einer von demokratischen Prinzipien bestimmten Gesellschaft Konflikte existieren, die nicht nur auf ökonomische Gegensätze zurückgehen, sondern auch tiefliegende, meist irrationale/ödipale Vorurteile zur Ursache haben? Und was könnte ein besseres Rezept zur Lösung solcher Konflikte nennen als die Aufdeckung dieser Ursachen und den gleichrangigen Dialog der jeweiligen Gegner auf der Basis universeller Geschwisterlichkeit?

Das im Jahr 1959 erschienene Buch „Totaler Untergang“, in dem Daim die Möglichkeit (Wahrscheinlichkeit?) des Menschheitsselbstmordes ventiliert, fand im Grunde nur im deutschen Feuilleton Beachtung – wer wollte sich schon gerne, kaum dass der Zweite Weltkrieg mit 55 Millionen und der Koreakrieg mit 4 Millionen Toten zu Ende gegangen waren, mit dem Thema Apokalypse auseinandersetzen! Erst die Katastrophe von Tschernobyl am 26. 4. 1986 erinnerte wieder an die Anfälligkeit der modernen Hochtechnologie. Und beginnen nicht Erderwärmung und globaler Klimawandel ein neues Bewusstsein für die Endlichkeit unseres Planeten zu schaffen?

Aufbauend auf den empirisch untermauerten Erkenntnissen seiner modernen Kastentheorie formulierte Wilfried Daim am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils 29 Thesen zum Thema „Kirche und Zukunft“ (1963). Ohne sich in theologische oder dogmatische Streitfragen einzumengen, verlangte er die radikale „Entfeudalisierung“ der katholischen Amtskirche, weil er als Psychologe darauf vertraute, dass ein Wandel der Symbolik auch einen Wandel des Bewusstseins mit sich bringen würde. Dieser Bewusstseinswandel ist nicht in dem Maße eingetreten, in dem sich dies Daim erhofft hatte. Zwar sind heute, nach einem halben Jahrhundert, viele seiner Vorschläge verwirklicht. Aber was ist schon ein halbes Jahrhundert im Verlauf der Kirchengeschichte? Die 1963 als letzte und brisanteste These erhobene Forderung nach Aufhebung des Zölibats für den Weltklerus begründete Daim zweifach: erstens führe die erzwungene Ehelosigkeit der Priester zu einer pansexualistischen Betrachtungsweise (Überbetonung des sechsten Gebots), und zweitens behindere der Zölibat die Verwirklichung der Ökumene.

Wenn wir die heutige Situation betrachten, müssen wir zugeben, dass die weltweit vorgekommenen Missbrauchsfälle zweifellos in der befohlenen Verdrängung der Sexualität wurzeln, dass der herrschende Priestermangel mit dem Zölibat zu tun hat und dass in der Ökumene seit dem Konzil kaum Fortschritte erzielt wurden.

Ein im September 1964 in Moskau gehaltener und im Buch „Linkskatholizismus“ dokumentierter Vortrag baut auf den Entfeudalisierungsthesen Daims auf: So wie sich die Kirche zu liberalisieren und zu demokratisieren habe, solle sich auch der Kommunismus wandeln. Genau ein Monat nach dieser Rede wurde Nikita S. Chruschtschow entmacht und die Periode des Neostalinismus (unter Leonid Breschnew) eingeleitet, der sich besonders 1968 in der Niederschlagung des „Tschechi-

schen Frühlings“ auswirken sollte. Daim zeigte ein gewisses Verständnis für die Aktion des Warschauer Pakts, die ja auch der damalige österreichische Botschafter in Moskau, Alfred Misson, vorausgesagt hatte. Gleichzeitig lobte er die besonnene Haltung der Tschechen und setzte auf eine evolutionäre Entwicklung. Die Liberalisierung des Kommunismus musste freilich bis 1985 warten, als Michael Gorbatschow mit Perestroika und Glasnost eine Reformbewegung einleitete, die letztlich mit dem Machtverlust der KPdSU und der Auflösung des Sowjetimperiums endeten. Man ist versucht, die jüngsten Entwicklungen in der römischen Amtskirche analog zu der erwähnten neostalinistischen Phase des Sowjetkommunismus mit dem Begriff „Neofundamentalismus“ zu kennzeichnen.

Die 1967 erschienenen Werke zum Thema „progressiver Katholizismus“ waren kaum mehr als eine Abrundung der schon in der „Kastenlosen Gesellschaft“ grundgelegten Auffassung eines liberalen und reformfreudigen Christentums.

Von größerer Brisanz war nun das Buch „Christentum und Revolution“, ebenfalls 1967 erschienen, das eine Kernthese Daims auf den Punkt bringt: die christliche Religion sei mit dem revolutionären Erbe des Judentums zutiefst verbunden. Auch in diesem Fall ist leicht zu erklären, warum das Echo bescheiden blieb: zwei Jahrtausende Antijudaismus und ein Jahrhundert Antikommunismus hatten ihre Spuren im christlichen Bewusstsein hinterlassen. Überdies war das Argument schnell zur Hand, die Kirche habe sich um das spirituelle Heil des Einzelnen zu kümmern und nicht Motor gesellschaftlicher Umstürze zu sein. Das bekam auch jüngst die seit den sechziger Jahren auftretende Befreiungstheologie zu spüren, die ja ihre Prinzipien aus genau derselben Exegese des Evangeliums bezieht, wie sie Wilfried Daim vertritt.

Als am 5. Dezember 2009 fünf brasilianische Bischöfe zum Ad Limina-Besuch in Rom weilten, forderte Benedikt XVI. sie auf, an die Gefahr zu denken, „welche die von einigen Theologen betriebene unkritische Übernahme von Thesen und Methoden des Marxismus mit sich bringt [...] Alle, die sich auf irgendeine Weise in einer verborgenen Ecke ihres Herzens von einigen trügerischen Prinzipien der Befreiungstheologie angezogen, eingewickelt oder gedrängt fühlen“ mögen sich besinnen und auf die Jungfrau Maria vertrauen, denn „in ihr finden wir das wahre Wesen der Kirche, ganz rein und ohne Entstellung. Durch sie lernen wir das Geheimnis der Kirche, die in der Geschichte lebt und der wir angehören, die wir kennen und lieben. So werden wir kirchliche Seelen und lernen es, der ‚internen Säkularisierung‘ zu widerstehen, durch welche die Kirche und ihre Lehren bedroht sind.“

Ist es nicht seltsam – ein Intellektueller wie Joseph Ratzinger muss Maria zu Hilfe rufen, um formale Argumente gegen Amtsbrüder mit unkonventionellen Ansichten zu finden. Auslöser dieser – der Daim’schen These vom Wesen der Gottesmutter diametral entgegengesetzten – Auffassung war offenbar die Aussage des bei diesem Besuch anwesenden Bischofs Luiz Carlos Eccel, der 2007 in einem Hirtenbrief ge-

schrieben hatte: „Wer die Befreiungstheologie ablehnt, lehnt auch Jesus Christus ab, denn jede Theologie ist entweder befreiend oder sie ist keine Theologie.“

Eine schwierige Situation fürwahr – ist die Befreiungstheologie für Papst Benedikt XVI. doch gleichbedeutend mit „Rebellion, Spaltung, Dissens, Beleidigung, und Anarchie“.

Zu der immer wieder vertretenen Ansicht des Reformkatholiken, die Kirche habe äußerlich und innerlich eine Kirche der Armen zu sein, kam zwei Jahre später die Forderung Wilfried Daims, das Bundesheer bis auf eine Katastrophenschutztruppe abzuschaffen. Daim begründete seinen Vorschlag einerseits mit dem seiner Ansicht nach dem Christentum wesensgemäßen Pazifismus, andererseits mit dem Argument, das österreichische Heer sei nicht zeitgemäß bewaffnet und daher zur militärischen Landesverteidigung nicht geeignet („analyse einer illusion“, 1969).

Bis heute ist Daims Name mit dieser Initiative verbunden. Vierzig Jahre danach wird ein verkleinertes Berufsheer ernsthaft diskutiert – just als diese Zeilen geschrieben werden, kommt die Meldung, dass das Bundesheer die Hälfte seiner Kampfpanzer abstoßen will.

Wilfried Daim gehörte nie einer politischen Partei an, hatte aber Freunde in beiden politischen Lagern. Er schrieb sowohl für die „Monatshefte“ der ÖVP als auch für die „Zukunft“ der SPÖ, für die CV-Zeitschrift „Academia“ und für das kommunistische „Tagebuch“. 1977 lieferte er dem weitgehend beratungsresistenten Josef Taus, der 1975 nach dem Unfalltod von Karl Schleinzer Parteiohmann der ÖVP geworden war, ein Konzept für eine christlich-liberale Volkspartei. Im Gegensatz zu vielen Intellektuellen in SPÖ und ÖVP, die sich allzu oft der Parteilinie unterwarfen, ließ sich Daim nie das Wort verbieten. So kritisierte er als einer der wenigen Bruno Kreisky seiner Legitimierung der FPÖ unter dem ehemaligen Nazi und Obersturmführer Friedrich Peter, seiner unangemessenen Angriffe auf Simon Wiesenthal und seiner israelfeindlichen Haltung wegen. Und er schwamm gegen den Strom, als er die von Österreich ausgehende Kampagne gegen Kurt Waldheim als heuchlerisch anprangerte und Waldheims Eintreten für eine Große Koalition lobte. (Waldheim statt Kreisky!, „Neues Forum“ 397/398, März 1987, S. 21 f.)

Das Hauptverdienst Wilfried Daims in seiner dritten, der „kunstpsychologischen“ Lebensphase, die um 1975 beginnt, ist die Entdeckung und Analyse der sozialkritischen Kunst der österreichischen Zwischenkriegszeit. Sie ist mit den Namen Otto Rudolf Schatz und Franz Probst verbunden – zwei Malern, die von Daim praktisch im Alleingang bekannt gemacht wurden. Diese dem Sammeln und der Interpretation von bis dahin mehr oder weniger unbekanntem Malern gewidmete Periode hat Daim u. a. in den beiden großformatigen Werken „Meine Kunstabenteuer“ (1997) und „Eine Kunst, die ans Ende will“ (2005) festgehalten. Seine Kunstbetrachtung zu Bildern dieser Maler wird in die Kunstgeschichte eingehen:

Der metaphysische Charakter von Probsts Kunst kommt in seiner Art der „Begegnung“ maximal zum Ausdruck. Hier gibt es Restbestände sozialer Konflikte, denn die Mütze des Mannes im Vordergrund ist ein Gegensymbol zum Hut des Herrn im Hintergrund. Und die beiden sich in einer wüstenhaft-abstrakten Landschaft befindend gehen keineswegs aufeinander zu, obgleich sie intensiv aufeinander bezogen sind. Sie umlauern einander, versuchen jeweils um den andern herum zu kommen.

Nur deshalb, weil jeder von ihnen ständig seinen Standpunkt ändert und einfach nicht stehenbleibt, kommt keiner um den andern herum. Keiner traut dem andern, doch zögern beide, einander anzufallen. Wenn man hier meint, mit guten Gründen den bürgerlich-proletarischen Grundkonflikt sehen zu können, dann kann man das Bild bis zum gegenwärtigen Weltkonflikt hin ausdeuten. „Ost“ = proletarisch, „West“ = bürgerlich. (Bild siehe S. 191, aus: Franz Probst, S. 28)

Gewaltig ist die Fabrik. Klobig, massig und doch leblos. Erschreckend in ihrer Kraft und Rücksichtslosigkeit. Sicherlich bewunderte Schatz gleichzeitig mit zumindest großem Unbehagen dieses Ungetüm. Das Unmenschlich-Inhumane liegt dabei nicht in den dahinter stehenden Menschen. Die Maschinen haben sich selbständig gemacht, wie in später gedrehten Science Fiction-Filmen, in denen ein Weltraumschiff einen fremden Planeten besucht, dort keine Lebewesen, jedoch noch funktionierende Maschinen antrifft, die sinnlos weiterarbeiten. (Bild siehe S. 188, aus: Otto Rudolf Schatz, S. 24)

Der Querdenker

Unter dem Titel „Vom Abweichen im Herkömmlichen“ beginnt Hans Veigl sein Buch „Einzelgänger und Exzentriker – Außenseiter wider den Zeitgeist“ mit folgenden Worten: „Exzentriker sind, zumindest nach dem Urteil der beiden englischen Wissenschaftspublizisten David Weeks und Jamie James, etwas kreativer und wagemutiger, etwas einzelgängerischer und weniger kompromissbereit; sie besitzen einen stärkeren Sinn für Humor und einen schwächeren für Orthographie, neigen zu hochfliegenden theoretischen Plänen und verzweifeln an deren Verwirklichung. Oftmals, so könnte man noch hinzufügen, hört die Gesellschaft nicht darauf, was sie sagen, und sie sagen auch nie, was diese hören möchte.“

Was ist Wilfried Daim – ein Exzentriker, ein Einzelgänger, ein Nonkonformist, ein Querdenker? Exzentriker ja – denn „links von der Mitte“ ist nun einmal eine Position außerhalb des Zentrums. Exzentriker nein – denn so hochfliegend waren Daims Pläne nicht und verzweifelt an deren Verwirklichung ist er schon gar nicht. Allerdings hat die Gesellschaft in der Tat nie gerne auf ihn gehört, und nie redete Daim jemandem nach dem Mund. Einzelgänger ja – denn nur ganz wenige waren seine Freunde. Einzelgänger nein – denn Wilfried Daim hat sich nie abgeschottet, er war immer offen für jeden, der mit ihm sprechen oder ihn einladen wollte. Nonkonformist war und ist Daim nicht nur im Geistigen, sondern auch im Habitus und

vor allem in Bezug auf jene, die sich als Autoritäten ausgaben, ohne solche zu sein. Ja, Daim war und ist Querdenker, nein, er war nie ein Querulant. Denn er hatte nicht nur viel zu sagen, er ließ sich auch durchaus etwas sagen.



Peter Diem und Wilfried Daim bei einer der vielen Besprechungen zum Buch.

Anhang

Bücher von Wilfried Daim

- Daim, Wilfried, Experimente mit der Seele, Graz: Moser, 1949
- Daim, Wilfried, Handschrift und Existenz, Graz: Pustet, 1950
- Daim, Wilfried, Umwertung der Psychoanalyse, Wien: Herold, 1951
- Daim, Wilfried, Tiefenpsychologie und Erlösung, Wien: Verlag Herold, 1954
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, München: Isar-Verlag, 1958
- Daim, Wilfried, Totaler Untergang?, München: Manz, 1959
- Daim, Wilfried, Die kastenlose Gesellschaft, München: Manz, 1960
- Daim, Wilfried, Zur Strategie des Friedens, Wien: Europa Verlag, 1962
- Daim, Wilfried, Kirche und Zukunft, Wien: Europa-Verlag, 1963
- Daim, Wilfried, Linkskatholizismus, Wien: Europa Verlag, 1965
- Daim, Wilfried, Der Vatikan und der Osten München: Manz, 1967
- Daim, Wilfried, Christentum und Revolution, München: Manz 1967
- Daim, Wilfried, Progressiver Katholizismus, Wien: Europa-Verlag, 1967
- Daim, Wilfried, analyse einer illusion, Bellnhausen über Gladenbach (Hessen): Hinder u. Deelmann, 1969
- Daim, Wilfried, Die Chinesen in Europa, Wien-München: Jugend und Volk, 1973
- Daim, Wilfried, Problematika sprave narodnih skupin na Koroškem [Die Problematik der Versöhnung der Volksgruppen in Kärnten.] Prevedla Marija Klun. (= Das gemeinsame Kärnten. 5.): Nemsško-Slovenski Koordinacijski Odbor Škofijskega Sveta: Klagenfurt-Celovec 1975
- Daim, Wilfried, Otto Rudolf Schatz, Eisenstadt: Edition Roetzer, 1978
- Daim, Wilfried, Franz Probst, Eisenstadt: Edition Roetzer, 1979
- Daim, Wilfried, Kriegsbriefe Schatz, Otto Rudolf, Eisenstadt: Roetzer, 1982
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wien: Böhlau, 1985, 2., erw. und verb. Aufl.
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Berlin: Dietz, 1991
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wien: Ueberreuter, 1994, 3., erw. und verb. Aufl.
- Daim, Wilfried, Meine Kunstabenteuer, Wien: Holzhausen, 1997
- Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wiesbaden: VMA-Verlag, 2000
- Daim, Wilfried, Groß im Kleinen, Wien: Phoibos, 2001
- Daim, Wilfried, Eine Kunst, die ans Ende will, Wien: Karolinger, 2005

Übersetzungen

- Daim, Wilfried, *Transvaluation de la psychoanalyse*, Paris: Michel, 1956
Daim, Wilfried, *Depth Psychology and salvation*, New York: Ungar, 1963
Daim, Wilfried, *Kościół i przyszłość*, Warszawa: Chrześcijańskie Stowarzyszenie społeczne, 1964
Daim, Wilfried, *Iglesia y tiempos nuevos*, Barcelona: Ediciones Peninsula, 1968
Daim, Wilfried, *Le Feu sur la terre*, Tours: Mame, 1969
Daim, Wilfried, *The Vatican and Eastern Europe*, New York: Ungar, 1970
Daim, Wilfried, *Le Vatican et les pays de l'est*, Paris: Fayard, 1971
Daim, Wilfried, *Il Vaticano e l'Est*, Roma: Coines, 1973
Daim, Wilfried, *Christianity, Judaism, and Revolution*, New York: Ungar, 1973

Ausgewählte Artikel, Buchbeiträge und Vortragstexte von Wilfried Daim

- Experimentelle Traumtherapie, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 10/1948
Stand der Parapsychologie, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 7/1949
Wahrheit im Okkultismus?, in: *Wort und Wahrheit*, 11/1949
Das Trauma der Geburt und Heideggers Existentialismus, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 1/1951
Unbewusstes Verständnis moderner Kunst, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 5/1951
Tiefenpsychologie und Gnade, in: *Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie*, 1953, S. 226 ff.
Der Grundfehler C. G. Jungs, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 2/1953
Über experimentelle Traumtelepathie, in: *Neue Wissenschaft (Parapsychologie)*, 11/1953
Erziehung und Tiefenpsychologie, in: *Kontinente*, 12/1953
Die Bedeutung der aktuellen Schreibsituation für die Gestaltung der Handschrift, in: *Graphologia III*, 20/1953
Erste parapsychologische Konferenz in Utrecht, in: *Wissenschaft und Weltbild*, Dezember 1953
Ein psychoanalytisches Bild und seine Deutung, in: *Wissenschaft und Weltbild*, 3/1955
Katholische Kirche und Sozialismus, in: *Die Zukunft*, 13–14/1955
Psychologie des Untergrunds, in: *Die Furche*, 10. 1. 1956
Psychoanalyse der Wohnung, in: *Der Psychologe*, Juni 1956
Heideggers Existenzphilosophie und das Geburtstrauma, in: *Der Psychologe*, 11/1956
Der Kriminalroman als psychologisches Phänomen, in: *Neue Volksbildung*, 3/1957
Internationale Politik und Psychologie, in: *Der Psychologe*, 4/1957
Das Hakenkreuz in der Neuzeit, Vortrag beim 6. Kongress für Symbolforschung, 30. 5. 1957
Tiefenpsychologie und Freiheit, in: *Der Psychologe*, 10/1957
Der österreichische Archetyp, in: *Neues Abendland*, 1/1958
Zur Psychologie der Revolution, in: *Der Psychologe*, 1–2/1958
Hitler und der Neutempler, in: *Wort und Wahrheit*, 3/1958

Der Mann, der Hitler die Ideen gab (Kurzfassung des Buches), in: Politische Studien, Nr. 97, Mai 1958

Den Deutschen fehlt die Vernunft, in: Neues Forum, 2/1959

Zur Tiefenpsychologie des Raketenwettkampfs, in: Der Psychologe, Mai 1959

Die kastenlose Gesellschaft, in: Österreichische Monatshefte, 6/1959

Zur Tiefenpsychologie der Revolutionsdynamik im chinesischen Kommunismus, in: Der Psychologe, 2/1960

Planmäßige Schriftumstellung als Mittel zur Bewusstmachung seelischer Fehlhaltungen, in: Ausdruckskunde, 4–5/1960

UNO – Ort und Standort, in: Die Furche, 1. 10. 1960

Der unvergessliche Tag des Schi Tschuan-hsiang, in: Der Psychologe, 10/1960

Die mögliche Rolle der Musik bei der Integration der Menschheit, in: Katholische Kirchenmusik, Schwyz, 1960

Name und Politik, in: Der Psychologe, 4/1961

Gesellschaftsreife und vorgeburtliches Leben, in: Der Psychologe, 8–9/1961

Das Problem einer globalen Bildung, in: Schweizer Schule, 17 und 18/1961

Zum zweiten Vatikanischen Konzil, in: Werkhefte, 1/1962

Der Ost-Westkonflikt in psychologischer Sicht, in: Österreichische Monatshefte, 7/1962

Über den Todestrieb, in: Der Psychologe, 10/1962

Das Bild des Feindes, in: Der Christ in der Welt, 10/1962

Die Familie als Sozialmodell, in: Neue Volksbildung, 13/1962

Papst, Chruschtschow und die Bauernhände, in: Der Rundblick, 21. 3. 1963

Die Lage in Österreich, in: Zeitschrift für Geopolitik, 4/1963

Chruschtschows Christus-Identifikationen, in: Zeitschrift für Geopolitik, 5–6/1963

Nachruf auf August M. Knoll, in: Academia, 1/1964

Zu allgemeinen Fragen der Koexistenz, in: Ausweg (DFU) Juli 1964

Österreich und seine Neutralität, in: Der österreichische Standpunkt, 9/1965

Mut zur Wahrheit, in: Ausweg, 11/1965

Rechts vom Altar, in: Academia, 3/1966

Chinesische Argumente für die sowjetische Politik, in: Der österreichische Standpunkt, 4/1966

Fazit des Konzils, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1966

Auf dem Weg zur Brüderlichkeit, in: Arbeit und Wirtschaft, 5/1966

Entfeudalisierung und Entbürgerlichung, in: Die Zukunft, 6/1966

Vatikan und Kreml, in: Werkhefte, 8–9/1966

Die Kirche Österreichs und die vatikanische Oststrategie, in: Der österreichische Standpunkt, 11/1966

Konzil und Österreich, in: Österreichischer Standpunkt, 1/1967

Zum Thema Antisemitismus, in: Tagebuch, 2–3/1967

Christlicher Marxismus (Paul VI: Populorum Progressio), in: Zukunft, 5/1967

Christliche Radikalität, in: Die Furche, 3. 6. 1967

Fragen zur Enzyklika (Populorum Progressio), in: Tagebuch, 6–7/ 1967
 Die Nation in österreichischer Sicht, in: Österreichischer Standpunkt, 6 und 8/1967
 Vatikan - Populorum Progressio, in: Zeitschrift für Geopolitik, 7–9/1967
 Kasten in unserer Gesellschaft, in: Arbeit und Wirtschaft, 9/1967
 Katholische Kriegsdienstverweigerung, in: Zeitschrift für Geopolitik, 10–12/1967
 Der heilige Josaphat und Präsident Kennedys Tod, in: Zeitschrift für Geopolitik, 1–2/1968
 Karl Marx psychologisch, in: Der österreichische Standpunkt, 6/1968
 Kirche und Republik, in: Der österreichische Standpunkt, 11/1968
 Marx im CV – Rede zum 70. Geburtstag der „Rudolfina“, Neues Forum, Juni/Juli 1968
 Konferenz katholischer Christen in Ost-Berlin, in: Mann in der Zeit 13/1968
 Ja, ja! Nein, nein! (Weder Daim noch Drimmel ...), in: Academia, 1/1969
 Warum das Bundesheer aufgelöst wurde – Rede Außenminister Waldheims vor der UNO,
 in: Neues Forum, April 1969
 Für jüdisch-arabische Symbiose, in: Neues Forum 186/1969
 Möglichkeiten einer vatikanischen Globalstrategie, in: Zukunft, 10/1969
 Für ein Volksbegehren zur Abschaffung des BH, in: Neues Forum, Dezember 1969
 Öffnung nach links (Rede vor Tiroler MKV) – Manuskript 1969
 Daim und die Rudolfina, in: Academia, 3/1970
 Undankbare Germanen (Kreisky und die FPÖ), in: Academia, 6. 5. 1979
 In der Wende der Weltpolitik – und Österreich? in: Zukunft, 11/1970
 Ist Sport ein Ventil für Nationalismus?, in: Die Furche, 7. 11. 1970
 Ein katholischer Kriegsdienstverweigerer und was der ORF aus ihm machte, in: Neues Forum,
 12/1971
 Zur Psychologie des Alters, in: Theodor Blieweis, Hg., Die dritte Lebensphase, Herder: Wien
 1971
 Moses in Egypt, in: Jewish Spectator, 12/1972
 The First Revolutionary, in: The Center Magazine, 19/1972
 Kreiskys Kampf mit den Schatten, in: Österreichische Monatshefte, 1/1976
 Nestbeschmutzer und Prophetenmörder, in: Österreichische Monatshefte, 3/1976
 Zu Österreichs bildender Kunst zwischen 1918 und 1938, in: Zwischenkriegszeit (Katalog
 Pottenbrunn) Sommer 1976 und Sommer 1977
 Die verschlafene Revolution in: Profil 17/1977
 Manipulatorischer Charakter (Aspekte verbaler und visueller Symbolik) in: Academia,
 1–2/1978
 Apokalypse in Dosen – Ist die Angst vor dem Atom unnatürlich? in: Academia, 9–10/1978
 Der Bildhauer des Café Landtmann – Über Hans Scheibner, in: Academia 1–2/1979
 Gesellschaftliche Veränderungsimpulse nach dem Zweiten Weltkrieg in: Academia, April
 1980
 Zu den Grünen in Österreich, in: Politische Perspektiven, September 1980
 Ein innerjüdisches Drama – Zur psychologischen Motivationsstruktur B. K.'s, in: Academia
 1/1981

Germanische Apokalypse (Vortrag an der Universität in Oslo), in: Forum, 3/1984
Vor- und Zunamen der Politiker in: Wochenpresse, 30. 7. 1985
Schuld und Schuldigkeit, in: Academia, 3 und 4/1986
Waldheim statt Kreisky!, in: Forum, 3/1987
Als Katholik im Dritten Reich – Christlich motivierter Widerstand, in: KÖHV Amelungia, 6/1988
Erinnerungen an die Widerstandsbewegung, in: DÖW-Jahrbuch 1995
Franz Probst: Klassenkampf, Straßenschlacht und Das Letzte Gefecht, in: Biblos, 50,2, Wien 2001
Schatz-Suche in einer sozialkritischen Kunstepoche, in: Academia 2/2001

Literatur und audiovisuelle Quellen

Benedikt, Michael et al. Hg, Verdrängter Humanismus – verzögerte Aufklärung, Philosophie in Österreich 1951–2000, Facultas: Wien 2010
Brandstaller, Trautl, Die zugepflügte Furche, Europaverlag: Wien 1969
Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Jahrbuch 1995
Carmin, E. R., „Guru“ Hitler, Schweizer Verlagshaus: Zürich 1985
Caruso, Igor A., Psychoanalyse und Synthese der Existenz, Herder: Freiburg 1952
Caruso, Igor A., Soziale Aspekte der Psychoanalyse, Rowohlt: Reinbek 1972
Casanova, Giovanni, Das Gespräch zwischen Kirche und Welt, Europa-Verlag: Wien 1965
Das gemeinsame Kärnten – Skupna Koroška, Dokumentation des deutsch-slowenischen Kulturausschusses der Diözese Gurk: Klagenfurt 1976
Deschner, Karlheinz, Abermals krähte der Hahn – Eine kritische Kirchengeschichte, btb: München 1996
Dignath, Walter, Kirche, Krieg, Kriegsdienst, Evangelischer Verlag: Hamburg 1955
Ellinger, Alfred, Großmutter – eine Lebensbeschreibung, Herold: Wien 1986
Fest, Joachim C., Hitler – Eine Biographie, Ullstein: Frankfurt/Berlin 1973
Frankl, Viktor E., Der unbewusste Gott, Kösel-Verlag: München 1974
Friesenbichler, Georg, Unsere Wilden Jahre – die Siebziger in Österreich, Böhlau-Verlag: Wien 2008
Gaupp-Berghausen, Georg von, Soldat im Schatten. Eine Studie zur Landesverteidigung: Madrid 1966
Goodrick-Clarke, Nicholas, Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus, marixverlag: Wiesbaden 2004
Griessler, Margareta, China – Eine Annäherung, Holzhausen: Wien 2007
Hamann, Brigitte, Hitlers Wien – Lehrjahre eines Diktators, Piper: München–Zürich 1996
Heer, Friedrich, Gottes erste Liebe, Verlag Herbig: Esslingen 1967
Heer, Friedrich, Der Glaube des Adolf Hitler, Bechtle Verlag: München 1968

- Hieronimus, Ekkehard, Lanz von Liebenfels – Eine Biographie, Uwe Berg-Verlag: Toppenstedt 1991
- Jaeggi, Eva, Neugier als Beruf, Autobiographie einer Psychotherapeutin. Serie Piper: München 1991
- Karner, Stefan/Duffek, Karl (Hg.), Widerstand in Österreich 1938-1945, Boltzmann-Institut: Graz 2007
- Kaminski, Gerd und Unterrieder, Else, Von Österreichern und Chinesen, Europaverlag: Wien 1980
- Klages, Ludwig, Handschrift und Charakter, H. Bouvier: Bonn 1949
- Knoll, August M., Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht, Europaverlag: Wien 1962
- Leser, Norbert, Grenzgänger – Österreichische Geistesgeschichte in Totenbeschwörungen, Band I, Böhlau: Wien 1981
- Liebenfels, Lanz von, Theozoologie, Band I, Deutscherherrenverlag, 2001
- Lorenz, Willy, Petrus – Der ewige Papst, Herold: Wien 1966
- Matejka, Viktor, Das Buch Nr. 2 – Anregung ist alles, Löcker Verlag: Wien 1991
- Morus, Thomas, Utopia, Reclam: 1948
- Mund, Rudolf J., Jörg Lanz von Liebenfels und der Neue Templer Orden, Spieth Verlag: Stuttgart 1976
- Olzog, Günter (Hg.), Beobachter und Gestalter – Autoren in vier Jahrzehnten, Olzog-Verlag: München 1989
- Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert, Kleines Konzilskompandium, Herder: Freiburg 1966
- Rhine, J. B., Neuland der Seele, Deutsche Verlagsanstalt: Stuttgart–Berlin 1938
- Schmaus, Michael, Von den Letzten Dingen, Regensburg: Münster, 1948
- Solowjew, Wladimir S., Übermensch und Antichrist – Über das Ende der Weltgeschichte, Herder-Taschenbücher: Freiburg 1958
- Spurensuche, Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenspopularisierung, 19. Jgg./1–4
- Veigl, Hans, Einzelgänger und Exzentriker – Außenseiter wider den Zeitgeist, Böhlau: Wien 2008
- Vospornik, Cornelia, In China: Reportagen abseits der Schlagzeilen, Kremayr & Scheriau: Wien 2009
- Wegener, Franz, Neu-Vineta, Kulturförderverein Ruhrgebiet: Gladbeck 2010
- Zulehner, Paul M., Wie geht's, Herr Pfarrer? Styria: Graz 2010

Videodokument:

Filmclip aus "Church Channel": Bishop Fulton Sheen Psychology & Psychiatry 3 of 3
<http://www.youtube.com/watch?v=GEFoEH9iiHQ> (19. 2. 2011)

Film:

Ein Dokumentarfilm zu Lanz von Liebenfels mit Daims Buch als Vorlage wurde 1996 vom ORF in der szenischen Bearbeitung von G. Weiss u. a. mit Leon Askin aufgenommen und „Adolf Lanz – mein Krampf – der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betitelt.

Bildnachweis:

Archiv Ernst Stankovski: 26

Fotos Peter Diem: 20, 123, 199

Musée des Beaux-Arts de Dijon, Photo François Jay: 79

<http://upload.wikimedia.org/wikipedia/de/e/e8/Sedia-piusxii.jpg>: 138

Zeichnung Rudolf Angerer: 113

Zeitschrift „Sowjetunion heute“ (25. 1. 1959): 113

Alle anderen Abbildungen stammen aus dem Archiv Wilfried Daim.

Der Verlag hat sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber der zitierten Bilder ausfindig zu machen. Sollten darüber hinaus Ansprüche bestehen, bitten wir um freundliche Nachricht unter: peter.diem@gmail.com.

**Weitere Bücher zur Kultur- und Zeitgeschichte
in der Edition Steinbauer**

Walter Baier

Das kurze Jahrhundert
Kommunismus in Österreich
ISBN: 978-3-902494-39-9

Elisabeth Buxbaum

Transit Shanghai
Ein Leben im Exil
ISBN: 978-3-902494-33-7

Ruth Glasberg-Gold

Keine Zeit für Tränen
Mein Überleben der rumänischen Shoah
ISBN: 978-3-902494-40-5

Rudolf Preyer

Die Thury
Mit Gift und Feder
ISBN: 978-3-902494-48-1

Thomas Sakmyster

Miklós Horthy
ISBN: 978-3-902494-14-6

Hermann Schlösser

Die Wiener in Berlin
Ein Künstlermilieu der 20er Jahre
ISBN: 978-3-902494-51-1

